O. germ.
1592 9i Wickerd.

Digitized by Google

Der lange Isaak.

Der lange Isaack.

Historischer Roman

aus der Zeit des deutschen Befreiungskrieges

von

Julius von Wickede.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIB
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Kapitel.

Der Hausirer Isaack und der Bauer Bruhn . . . 7

Zweites Kapitel.

Der General Vandamme in Bremen 53

Drittes Kapitel.

Der Kampf in Lüneburg 89

Viertes Kapitel.

Die Verbündeten in Lüneburg 159

Fünftes Kapitel.

Schloß Dressen 223

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1.

Der Hausirer Isaack und der Bauer Bruhn.

Ein trüber, unfreundlicher Märzabend des verhängnißvollen Jahres 1813 dämmerte bereits über der weiten, öden Haidefläche, welche sich nordöstlich von der alten Stadt Lüneburg, gegen Harburg zu, hinzieht. Der schneidende Ostwind brauste mit ungehemmter Gewalt auf der baumlosen Ebene und jagte die bleigrauen Schneewolken, die den ganzen Himmel tief bedeckten, so hastig vor sich her, daß sie nur mitunter in einzelnen scharfen Schauern sich entleeren konnten. Auf ganze Strecken hin war der Erdboden bereits vom Schnee entblößt und zeigte eine schmutzig braun-graue, vom Wasser tiefgetränkte Färbung, während hier und da vom Winde zusammengetriebene hohe Schneewälle in breiten weißgrauen Streifen sich dahinzogen, einem etwaigen Wanderer den ohnehin schon mühsamen Weg dadurch noch mehr erschwe-

rend. Freilich war ein Fußgänger jetzt kaum hier zu finden, denn wen nicht die äußerste Noth dazu trieb, der verließ an so einem unfreundlichen Abend nur ungern die schützende Wohnung. War doch ohnehin schon in dieser menschenleeren Gegend, wo die Dörfer, und oft sogar die einzelnen Bauernhöfe damals noch weite Strecken auseinander lagen, selbst bei Tage und besserem Wetter der Verkehr sehr gering. Nur auf der breiten, sandigen Land- und Heeresstraße, die von Harburg aus durch die Haide über Lüneburg in das Innere von Deutschland führte, herrschte oft reges Treiben, seitabwärts rechts und links davon war es gewöhnlich dafür desto stiller.

Trotz Sturm und Schneegestöber und schlüpfrigem Wege ging aber ein einsamer Wanderer mit schnellen, sicheren Schritten auf einem kaum noch erkennbaren Fußpfad, der von der Landstraße fort rechts seitwärts in die Haide führte. Dringende Eile mußte ihn zu diesem Gange treiben; denn selbst die hoch zusammengewehten Schneewälle, in denen er fast bis an die Kniee einsank, konnten nicht die Schnelligkeit seiner Schritte mäßigen. Nur wenn der Stoßwind ihm mitunter gar zu heftig den Schnee und Hagel in das von der Anstrengung erhitzte Gesicht peitschte, hielt er wohl

einige Augenblicke an und drehte ſich um, ſich den Schweiß mit einem vielgebrauchten blauleinenen Schnupftuche etwas wieder zu trocknen. Mit neugeſtärkter Kraft ſetzte er aber nach ſolch einer kleinen Raſt dann bald wieder ſeine beſchwerliche Wanderung fort. Doppelt ſchwer mußte jedoch gerade jetzt dem Fußgänger ſein Weg werden, denn auf ſeinem tief vorwärts gebogenen Rücken trug er überdies noch einen hohen, ihm bis weit über den Kopf reichenden Tragepacken, der ſorgſam mit ſchwarzer Wachsleinwand überzogen und kunſtreich geſchnürt war.

Ein alter Hauſirjude aus Lüneburg, Iſaack Meyer oder, wie ihn das Landvolk viele Meilen weit in der Runde nur nannte, „der lange Iſaack" war dieſer einſame Fußgänger auf der nächtlichen Haide, und der Tragepacken enthielt die ihm zu ſeinem Geſchäfte nothwendigen Waaren aller Art. Trotzdem, daß er gewiß ſchon weit über ſechszig Jahre zählen mochte, trieb der alte Jude Jahr aus Jahr ein ſeinen beſchwerlichen Hauſirhandel, und weder der Staub und die glühende Sonnenhitze des Sommers auf der ſchattenloſen Haide, noch des Winters eiſige Kälte, oder des Herbſtes brauſende Stürme verhinderten ihn nur an einem einzigen Arbeitstage, ſeine Gänge zu machen.

Bunte Tücher, Schürzen, Bänder und Ellenwaaren jeglicher Art, Faden und Nadeln, Scheeren und Kämme, kurz, was ein Bauermädchen in einem Haidedorfe ſich von derartigen Sachen nur wünſchen konnte; alles Dies und noch vieles Andere trug der lange Iſaack in reicher, ſehr geſchickt nach dem oft überaus eigenſinnigen Geſchmack ſeiner Kunden berechneter Auswahl in ſeinem Packen bei ſich. Selbſt für die putzſüchtige „Wirthſchafts-mamſell" auf dem Edelhofe, oder die behäbig runde Pachtersfrau, oder das rothwangige Töchterlein im einſamen Förſterhauſe, die alle ſchon höhere, obgleich in damaliger Zeit immer noch ſehr beſcheidene Anſprüche machten, führte er in ſeinen kleinen Extrapäckchen ſtets noch manche Kleinigkeiten, nach denen ſie gerade ein beſonders lebhaftes Verlangen trugen, bei ſich. So war der Hauſirer, der auch ſeine Gänge ſtets mit kluger Berechnung einzurichten wußte, und weder zu ſelten noch zu oft erſchien, überall eine ſehr erwünſchte Erſcheinung. Er ſchlug zwar anfänglich im Preiſe viel vor, und ließ oft um einen halben Groſchen lange mit ſich handeln, denn er wußte, daß ſolch ein Gefeilſche nun einmal zu den beſonderen Privatliebhabereien ſeiner ländlichen Abnehmerinnen gehörte, aber er betrog niemals und

lieferte keine unreellen Waaren. Wenn er ſagte: „das Zeug iſt echtfarbig," ſo konnte gewiß keine Wäſche deſſen Farbe ausbleichen, und jede Rolle Band, deren Ellenmaß er vorher angab, wurde ihm ſicherlich ohne weitere Nachmeſſung abgekauft, denn alle ſeine Kunden wußten aus langjähriger Erfahrung, daß ſie ſich auf ſeine derartigen Verſicherungen unbedingt verlaſſen durften. „Muß ein armer Jüd doch halten eben ſo ſehr auf Ehr' und Reputation, wie ein reicher und graußer Mann, und muß ſich danach betragen, daß er nicht kann kommen einmal oder zweimal, ſondern zehnmal und noch öfter in ein und daſſelbe Haus, und ſchmeißen die Leute ihn nicht heraus, ſondern freuen ſich, daß er kommt — warum? — darum, weil ſie wiſſen, daß er iſt reell und beſchmuſert nicht," war ſeine häufige Redensart, nach der er auch ſtets handelte.

Auch ſeiner vielen ſonſtigen trefflichen Eigenſchaften wegen war der lange Iſaack in allen Bauerdörfern, Pachthöfen und Forſtwohnungen an zehn Meilen breit in der Runde um Lüneburg herum eine ſehr beliebte Erſcheinung. Er kannte alle Verhältniſſe der Bewohner bis auf die geringſten Einzelheiten, und war doch niemals neugierig, konnte über Alles ein vernünftiges Wort mit-

ſprechen, ohne geſchwätzig zu ſein, gab überall Rede und Antwort, und zeigte doch ſtets, wenn es nöthig war, die größte Verſchwiegenheit; machte dabei auch gern ſein luſtiges Späßchen, ohne ſich jedoch zum ſteten Witzbold herabzuwürdigen. Zu jener Zeit waren die Verkehrsverhältniſſe nur noch dürftig, die Leute blieben mehr zu Haus und Hof, und beſuchten die Städte nicht ſo häufig, wie jetzt der Fall iſt; gedruckte Zeitungen erſchienen kaum wöchentlich einige Mal, und brauchten dann oft viele Tage, bis ſie ſich in die abgelegenen Haidedörfer verirrten, und ſo war die Ankunft des Hauſirers, der Alles wußte, was irgend wie nur von Intereſſe ſein konnte, oft ein ſehr erwünſchtes Ereigniß. Nicht blos die Weiber handelten und plauderten, ſondern auch die Männer politiſirten gern mit ihm, und wie es denn eigentlich in der Welt ſtände und was wohl zu erwarten war, erfuhr mancher Bauer oder Förſter zuerſt aus ſeinem klugen Munde. Auch bei Geldanleihen, größeren Käufen, und beſonders bei den zarten Geſchäften der Heirathsſtiftungen, wurde der lange Iſaack ſehr häufig als zuverläſſiger, verſchwiegener und ſehr kluger Unterhändler benutzt. Alle derartigen Beſorgungen unternahm er vielfach unentgeltlich, „denn es nützt zur Kundſchaft," wie

er zu ſagen pflegte, und nahm nur dankbar die ihm freiwillig dafür angebotenen Geſchenke an, ohne ſelbſt jemals irgendwie Etwas zu fordern. Durch alles Derartige wurde aber ſein Ruf immer mehr geſteigert.

Von äußerer Geſtalt war der lange Iſaäck, wie ſchon ſein Beiname ausdrückte, ſehr groß, und mußte urſprünglich gut gewachſen ſein, durch die vieljährige Gewohnheit aber, ſtets einen ſchweren Packen zu tragen, waren der Rücken tief vornüber gebeugt und die Schultern ſehr gekrümmt; der ganze Körper war dürr und hatte gewiß auch kein Loth überflüſſiges Fleiſch an ſich, doch zeigten Knochen und Muskeln eine nicht geringe Kraft und Ausdauer. Das hagere, von zahlloſen Falten der Kreuz und der Quere nach durchfurchte Geſicht war mit einer durch Wind und Wetter faſt pergamentartig gegerbten Haut überzogen und beſaß dabei einen echt jüdiſchen Ausdruck; die große gebogene Naſe ragte weit über die fleiſchloſen Backen hervor, der Mund war ſchmal und fein geſchnitten, das Kinn, ſo weit man es aus dem ſchon weißgrauen, bis faſt auf die Bruſt daniederhängenden, ſpitz zulaufenden Bart erkennen konnte, lang und hager; die Stirn, die nur noch ſpärlich von einigen grauen Haaren bedeckt wurde,

hoch und schön gewölbt. Unter den weißgrauen, borstig in die Höhe stehenden Augenbrauen lagen in tiefen Höhlen ein Paar kleine, aber sehr lebendige, braune Augen, deren Blick trotz des hohen Alters an Schärfe und Lebendigkeit Nichts verloren zu haben schien. In dem ganzen Ausdruck dieses Gesichtes war viel Schlauheit, ja selbst Verschmitztheit, dabei aber auch wieder unverkennbar Thatkräftiges und Ausdauerndes, und doch lag dabei wieder ein solcher Zug von Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit in demselben, daß es schon großes Zutrauen einflößen konnte. Jedenfalls mußte der lange Isaack, trotzdem daß er nur ein armer Hausirjude war, doch ein geistig nicht unbedeutender Mensch sein.

Ungeachtet sein sehr einträglicher Hausirhandel ihm alljährlich eine nicht unbedeutende Summe abwerfen mußte, lebte der Alte doch äußerst spärlich, ja selbst dürftig. Besonders auf seine Kleidung verwandte er die geringsten Summen, und manches Stück derselben schien fast eben so alt und durchwettert, wie er selbst war, zu sein. So bestand auch an dem heutigen Abend sein Anzug aus einem langen, sehr verblichenen, abgeschabten, und zwar vielfach geflickten, dabei aber doch sehr reinlich gehaltenen Rock, der aus dem groben,

aber ſtarken, hellgrauen Tuche, wie es damals die Soldaten des Kaiſers Napoleon zu ihren Mänteln erhielten, gemacht war. Wenn ſich auch der Schneider bei dem Zuſchnitt dieſes Kleidungsſtückes, was weit um den magern Leib herumſchlotterte, keine ſonderliche Mühe gegeben hatte, ſo mußte er doch eine deſto größere Sorgfalt auf die Anfertigung der zahlloſen Taſchen, die es enthielt, verwandt haben. Ueberall, oben und unten, vorwärts und ſeitwärts ſah man ſolche Taſchen, die ſtets mit kleinen Waarenpäckchen vollgepfropft waren. Die dürren Schenkel bedeckten enge, kurze Hoſen von urſprünglich ſchwarzem, durch langjährigen Gebrauch aber ſchon fuchſigroth ſchimmernden Sammetmancheſter, die unterhalb des Knies von einem Paar großen Meſſingſchnallen zuſammengehalten wurden. Derbe, plumpe Waſſerſtiefel von geſchmiertem Rindsleder reichten bis über die Stelle, wo eigentlich die Waden ſitzen ſollten, und ließen noch die braunen, von der groben Wolle der Haidſchnucken geſtrickten Strümpfe, die von den Knieſchnallen mit feſtgehalten wurden, hervorſehen. Eine lange, ebenfalls ſehr vieltaſchige Weſte war von bunten, inwendig gegerbten Katzenfellen, auf denen ſich aber ſchon viele, durch langjährigen Gebrauch kahl abgeriebene Stellen zeigten,

verfertigt. Ein langes, grobes, urſprünglich rothes, jetzt aber ſchon grauſchwärzlich gewordenes Wollentuch war um den dünnen Hals geſchlungen, während eine runde Pelzkappe von Marderfell, die aber ſchon ſo zerzauſt ausſah, als hätten junge Hunde wochenlang damit umhergeſpielt, tief auf dem grauen Haupthaar ſaß. Mit Ausnahme, daß er im Sommer dieſe Pelzkappe mit einem formloſen, vor Alter ſchon röthlich gewordenen Hute, und die Waſſerſtiefel mit derben Schnallenſchuhen vertauſchte, trug der lange Iſaack dieſe Kleidung unabänderlich zu jeder Jahreszeit, in der Sonnenhitze des Auguſtmonates, wie in dem Froſte des Januars, und Niemand erinnerte ſich, ihn auf ſeinen Wanderungen jemals anders angezogen geſehen zu haben. Hatte er von ſeinen vielen Taſchen doch auch häufig den Beinamen „der Taſchenjude" erhalten. Ein langer, derber Knittelſtock von Eichenholz, unten mit großer Eiſenſpitze, oben mit einer Krücke, um den Tragepacken beim Ausruhen beſſer darauf ſtützen zu können, war in ſeiner knochigen Hand, während ein kleiner, gelbgrauer Spitzhund von ſeltener Häßlichkeit, aber auch eben ſo bewundernswürdiger Klugheit ihm als ſteter Begleiter folgte. Ein heftigerer Windſtoß als zuvor peitſchte dem Hauſirer jetzt plötzlich

den Schnee mit ſolcher Gewalt in das Geſicht, daß er faſt unwillkürlich ſich umdrehte, um ſo für einen Augenblick wenigſtens etwas beſſer geſchützt zu ſein.

„Soll mer Gott helfen, ein mechantes Wetter heute Abend; laufe ich doch ſchon über vierzig Jahre hier durch die Haide, aber ein viel ſchlimmeres habe ich noch niemals erlebt," murmelte er halblaut in den Bart, und fuhr dann gleichſam in ſeinem Selbſtgeſpräch weiter fort: „Und doch muß ich machen noch einen weiten Weg, wenn ich will erreichen meinen Zweck. Zwar hier links, zum reichen Bauer Facklam, da wäre ich in einer halben Stunde unter Dach und Fach, und fände ein gutes Nachtlager, aber der Facklam iſt ein Pferdenarr, der ließ' ſeine Pferde bei ſolchem Wetter nicht aus dem Stall, um mich ſogleich die drei Meilen bis Lüneburg noch zu fahren, und ſo hälfe mir das Ganze wieder Nichts. Und wenn ich ging' hier auf den Edelhof, wo der vornehme Herr Baron von Dreſſen wohnt, da hätt' ich auch nicht mehr ſo weit, und der Herr Inſpector im Wirthſchaftshauſe ließ' mir machen ein gutes Bett und ein warmes Eſſen, aber ein Pferd, um nach Lüneburg zu kommen, darf er mir ohne des gnädigen Herrn ſeine Erlaubniß nicht geben, — und

dem mag ich mich nicht anvertrauen. Der Herr Baron iſt zwar ein großer und ein gar ſtolzer Mann, der kaum mit dem Finger an den Hut tippt, wenn der alte Jude noch ſo tief ſeine Kappe vor ihm zieht, und wenn eine Sache gut ausfällt, wird er ſchon erzählen, daß er hätt' das größte Verdienſt dabei gehabt, und wird es zu machen wiſſen, daß er bekommt einen blanken Orden oder einen vornehmen Titel, aber ein Herz für unſer Land hat er doch nicht, und anvertrauen mag ich ihm Nichts. Iſt er doch im letzten Winter geweſen wieder lange in Caſſel, wo der Spitzbube, der Jerôme, den gemacht hat der Bonaparte zum König, hält ſeinen Hofſtaat, und ſeine Tochter, die ſchöne Baroneſſe Louiſe, iſt viel da gegangen auf die Bälle, und hat ſich laſſen ſagen von den Windbeuteln, den franzöſiſchen Officieren, Nichts wie lauter Flatouſen und Complimente. Pfui über ſolch Treiben, und deshalb mag ich ihm nicht vertrauen. So will ich denn noch gehen zum alten Bruhn nach Ehmsbüttel, wenn es auch noch iſt eine ganze Meile gerade gegen den Wind an. Aber ich weiß, daß der iſt ein Ehrenmann, der läßt ſogleich anſpannen ſeine beiden braunen Hengſte, daß ich komme noch in der Nacht nach Lüneburg, und kann dort machen die Meldung,

daß der General Morand kommt gezogen von Harburg her mit einem ſtarken Corps gegen die Stadt. Alſo vorwärts, Spitz, es hilft Nichts, wir müſſen uns machen auf die Beine," ſprach er zuletzt ſchmeichelnd zu ſeinem kleinen Hunde, der unterdeſſen zwiſchen ſeine Füße ſich gekauert hatte, dort beſſern Schutz gegen den pfeifenden Wind zu finden. Und das kluge Thier, gleichſam als verſtände es die Worte ſeines Herrn und billige vollkommen ihren Sinn, ſchaute ihn treuherzig mit ſeinen großen Augen an, wedelte einige Male mit dem Schwanze und ſprang dann wieder munter in das Sturmgebrauſe und Schneegeſtöber hinein, von dem Alten mit haſtigen Schritten gefolgt.

Die einzelnen Bauerngehöfte der Lüneburger Haide zeichnen ſich in der Regel durch große Wohlhabenheit ihrer Bewohner aus. Zwar iſt der Boden vielfach nur äußerſt dürftig, und kann auf weite Strecken hin nur zur Weide für die kleinen, grobwolligen, braunen Schafe, „Haidſchnucken" genannt, oder höchſtens zum Anbau von ſpärlichem Buchweizen oder Haidekorn benutzt werden, dafür

aber hatte damals wenigstens mancher Bauer auch eine so weite Fläche als Eigenthum, daß man in fruchtbareren Gegenden mehr als ein Rittergut daraus zusammenstellen könnte. Wo aber Quellen entspringen und kleine Bäche in trägem Lauf sich durch die Ebene schlängeln, da zeigt die Haide häufig auch eine ihr sonst ungewöhnliche Fruchtbarkeit. Grüne Wiesen, die für alles Vieh eine treffliche Weide abgeben, erstrecken sich längs des Wassers, und hohe Eichen, oft von vielhundertjährigem, stattlichem Wuchs, stehen zerstreut auf denselben umher. Auch kleine Feldstücke, häufig nur durch die angestrengte Thätigkeit mehrerer Generationen fruchtbar gemacht, die verschiedene Feld- und Gartenfrüchte tragen, liegen in der Nähe des belebenden Wassers. Auf solchen Plätzen, die wirklich oft grünenden und blühenden Oasen in weiter Wüste gleichen, sind dann auch gewöhnlich die einzelnen Gehöfte der Bauern angelegt. Diese sehen zwar einfach, aber behäbig und reinlich aus, und zeigen schon äußerlich den Wohlstand, zugleich aber auch die Ordnung und Thätigkeit ihrer Bewohner. Das Wohnhaus ist lang, aber schmal und niedrig in den Wänden, das hohe, tief niederreichende Dach nur von Stroh, die Wände sind von Balkenwerk mit Ziegelstein-

feldern dazwiſchen; aber Alles iſt reinlich und gut gehalten, und nirgends ſieht man Schmutz, Unordnung oder Spuren des Verfalls. Wer durch die hohe und breite Hofthür, in die ein vollgeladener Erntewagen ungehindert hineinfahren kann, in das Wohnhaus tritt, kommt zuerſt auf eine ſehr geräumige Diele mit hartgeſchlagenem Lehmboden, die im Winter auch zum Dreſchen des Getreides benutzt wird. Nur durch niedrige Pfoſten, mit Krippen darauf, vom Dielenraum getrennt, liegen auf beiden Seiten die langen Ställe, in denen des Bauern größter Reichthum, ſeine Pferde und Kühe ſtehen, während für die „Haidſchnucken" gewöhnlich ein eigener kleiner Stall am Wohnhauſe angebaut iſt. Oft an zehn bis zwölf Pferde beſitzt ein wohlhabender Bauer hier, und zieht aus ihrer Zucht einen Haupttheil ſeiner Einnahme. Hinter dieſer großen Diele liegt die Küche, deren freundlich flammendes Herdfeuer man häufig durch die ſtets offene Thür erblicken kann. Die Küchengeräthe ſind zwar nur höchſt einfach, aber die langen Reihen der Würſte und Schinken und geräucherten Gänſebrüſte, die an der Decke hängen, um im Herdrauch zu räuchern, können einem Hungrigen ſchon einen vielverſprechenden Anblick gewähren. Seitwärts dieſer Küche liegt die große,

zwar niedrige, aber geräumige Wohnstube, in welcher der Bauer den größten Theil seiner freien Zeit, mit seinen Dienstboten vereint, verbringt. Tische, Bänke und lange Wandschränke, alle reinlich gehalten, bilden das Hauptmobiliar dieser großen Stube, während in dem daneben anstoßenden kleinern Zimmer, das der Bauer ausschließlich zum Gebrauch für sich und seine Familie hat, schon ein Spiegel und einige bessere Hausgeräthe von gebeiztem Holz zu sehen sind.

So waren im Allgemeinen in den damaligen Jahren die Wohnhäuser der wohlhabenderen Bauerngehöftsbesitzer in der Lüneburger Haide, und obgleich die fortschreitende Zeit auch in ihnen allmälig einen größern Luxus eingeführt hat, so haben sie doch auch in unserer jetzigen Gegenwart ihren Hauptcharakter noch immer nicht gänzlich verloren. Mit das behäbigste und besteingerichtete Gehöft mehrere Meilen weit in der Runde war unbedingt aber das des Vollbauern Wilhelm Bruhn. Schon gar viele Generationen hindurch war es im Besitz derselben Familie, und mit gerechtem Stolz ward noch eine alte, halbverrostete Hellebarde gezeigt, mit der ein Urahn zur Zeit des dreißigjährigen Krieges sein Besitzthum muthig gegen plündernde Kroaten vertheidigt hatte. Die

hohen Eichen, welche gleich einem prächtig dunkelgrünen Kranz das ganze Gehöft umzogen, die Obſtbäume in dem Garten, die ſo üppig blühten und oft ſo reiche Früchte trugen, alle waren von den Händen der verſchiedenen Generationen dieſer Familie ſelbſt gepflanzt worden. Auch ein Feldſtück nach dem andern hatte ihr Fleiß mit vieljähriger Mühe der unfruchtbaren Haide langſam abgerungen, und ſo konnte der jetzige Bauer Bruhn mit Recht ein ſehr wohlhabender Mann genannt werden, der ſelbſt mit manchem Rittergutsbeſitzer nicht zu tauſchen brauchte. Er war eine kernhafte, ſtattliche Erſcheinung, und auch ſchon äußerlich der würdige Repräſentant jenes durch und durch deutſchen, wahrhaft tüchtigen Volksſtammes, der die ganze große hannover'ſche Ebene zwiſchen Elbe und Weſer bewohnt. Schon den Sechszigen nahe, zeigte Bruhn doch noch nicht die mindeſte Abnahme ſeiner Körperkraft, und es gewährte ihm oft Vergnügen, mit dem kräftigſten ſeiner Knechte in Verrichtung der ſchwerſten Arbeiten zu wetteifern. Sein Wuchs war nicht hoch, aber breitſchulterig, und ſeine Haltung noch immer ſo gerade, daß man ihr ſchon auf den erſten Blick anſehen konnte, der Alte müſſe ein früherer langgedienter Soldat ſein. Gleich den meiſten Söhnen der wohl-

habenden Bauern der Haide, hatte Bruhn in seiner Jugend auch mehrere Jahre als Freiwilliger in der damaligen churfürstlich hannover'schen Reiterei gedient, und in den französischen Revolutionskämpfen der 1790er Jahre, die er als Wachtmeister der Dragoner mitmachte, eine derbe Schmarre, welche sich quer über seine breite Stirn hinzog, erhalten. Erst nach dem Tode seines ältern, kinderlos gestorbenen Bruders hatte er das Gehöft geerbt und nun gern den Reiterpallasch, der noch am Ehrenplatz über seinem Bette hing, mit der Pflugschar vertauscht. In Allem, was er einmal angriff, tüchtig und nachhaltig, war Bruhn denn bald ein echter Bauer geworden, fleißig und umsichtig, der es trotz seiner Wohlhabenheit nicht scheute, selbst mit Hand anzulegen, wenn es gerade dringende Arbeit zu verrichten gab, obgleich er sonst an drei bis vier Knechte und einige Mägde in seiner Wirthschaft hielt. Nur sein blauer Sonntags- und Kirchengehrock, der einen militärischen, zugeknöpften Schnitt hatte, seine aufrechte Haltung, die breite Schmarre auf seinem Gesicht und eine unverkennbare Vorliebe für alles Militärische verriethen noch deutlich den ehemaligen Soldaten in ihm, sonst hatte er selbst seinen Schnurrbart abgeschnitten, und ließ sich

auch nicht mehr „Herr Wachtmeiſter“ nennen, da er meinte, Beides paſſe ſich nicht gut für einen echten und rechten Bauern, der er nun einmal geworden ſei. Seine in jedem Lebensverhältniß vielfach bewährte Tüchtigkeit und ſein gerader rechtlicher Sinn, verbunden auch wohl mit ſeiner Wohlhabenheit, machten den Bauer Bruhn zu einer ſehr geachteten Perſönlichkeit unter den Bewohnern der Lüneburger Haide. Jede Anſicht, die er ausſprach, galt viel unter ſeinen Standesgenoſſen, und ſeinem Beiſpiele folgte eine zahlreiche Schaar der angeſehenſten Bauern aller Dörfer. Beſonders auch ſein patriotiſcher Sinn und ſeine warme, treue Anhänglichkeit an die alte Landesherrſchaft, dienten während der ganzen ſchweren Zeit, daß die franzöſiſche Despotie auf dem Lande gleich einem drückenden Alp lag, allen wackeren Vaterlandsfreunden zum kräftigen Beiſpiel. Der Bauer Bruhn hatte niemals den Franzoſen, die nun ſchon ſeit Jahren in dem Lüneburgiſchen Gebiete nach freier Willkür ſchalteten und walteten, nur im Mindeſten geſchmeichelt, wie es leider damals ein ſo großer Theil des vornehmen wie niedern Pöbels gethan; im Gegentheil machte er ſogar aus ſeiner Abneigung gegen dieſe Fremden nicht den mindeſten Hehl, und erfüllte nur gezwungen ſeine Obliegenheiten

als Unterthan. Vieles und Unangenehmes hatte er wegen dieſer ſtarren Beharrlichkeit ſchon von den franzöſiſchen Beamten, Officieren und beſonders auch von den übermüthigen, doppelt verhaßten Gensdarmen ertragen müſſen, ohne daß dadurch ſeine Beſtändigkeit nur im Mindeſten eingeſchüchtert wurde. Man hatte ihn ſo hoch als möglich zu beſteuern geſucht, und er hatte ruhig, da er einſah, daß er doch Nichts dagegen ausrichten könne, die geforderten Gelder bezahlt. Sein Gehöft wurde von Einquartierungen und Stellung von Vorſpannswagen unbedingt am Meiſten mitgenommen, ja wiederholt war er ſchon unter verſchiedenen nichtigen Vorwänden nach Lüneburg in Unterſuchungshaft geſchleppt worden und hatte dort kürzere oder längere Zeit ſitzen müſſen, bis man wieder, bei der Unmöglichkeit, ihn eines offenbaren Vergehens überführen zu können, ſeine Freilaſſung verfügen mußte. „Den Bruhn machen ſie nicht biegſam, eher bricht er," ſagten die Bauern rings umher, und gleich der Eiche, die nach jedem Sturm mit neuer Kraft ſich wieder aufrichtet, zeigte auch er nach ſolchem Unwetter, was ihn getroffen hatte, immer von Neuem wieder ſeine frühere ſtolze Haltung. So ſtand er denn doppelt

mißliebig in dem geheimen ſchwarzen Buche der damaligen franzöſiſchen Polizei angeſchrieben.

Daß einem Mann von ſolcher Geſinnung die Ereigniſſe des Frühlings 1813 mit der lebhafteſten Freude erfüllen mußten, war ganz natürlich. Schon als die erſten Nachrichten von den furchtbaren Unfällen, welche das mächtige Heer Napoleon's in Rußland getroffen hatten, zwar anfänglich nur als dumpfes Gerücht, das aber allmälig immer mehr an Ausdehnung und Glaubwürdigkeit gewann, in ſein abgelegenes Gehöft drangen, erheiterte ſich erſichtlich das ganze Weſen des alten Bruhn, was in den letzten Jahren etwas gar Ernſtes und Abgeſchloſſenes an ſich getragen hatte. Zwar wußte die wachſame franzöſiſche Polizei anfänglich alle derartigen ungünſtigen Nachrichten möglichſt zu unterdrücken, und in den Zeitungen durfte kein Wort darüber enthalten ſein, allein auf hundert und abermals hundert heimlichen Wegen verbreiteten ſie ſich doch mit Blitzesſchnelle durch das ganze Land, und wurden von dem Kerne der Bevölkerung überall mit unverkennbarer Freude aufgenommen. Nur die Achſelträger und Franzoſenfreunde, und beſonders unter den reicheren Bewohnern der Städte und einem Theile des Adels war dieſe Parthei leider damals ſtärker vertreten,

als man hätte meinen ſollen, machten jetzt verlegene Geſichter, wußten nicht recht, wie ſie ſich nunmehr benehmen ſollten, ja ſuchten ſelbſt die Wahrheit dieſer Nachrichten zu läugnen, oder doch ihre Bedeutung zu verringern und nach wie vor auf den Siegesſtern des allmächtigen Napoleon's zu pochen. Als aber einzelne halb verhungerte und erfrorene Soldaten der früher ſo ſtolzen Kriegsſchaaren, die des Kaiſers frevelhafter Ehrgeiz zu ihrem Verderben nach Rußland geſchleppt hatte, auch in die Lüneburgiſche Gegend zurückkamen, da ließ ſich die ganze freudige und doch in ihren Einzelheiten ſo erſchütternde Wahrheit dieſes grauſigen Rückzuges nicht länger verhehlen. Von nun an zweifelte Bruhn keinen Augenblick mehr, daß die Stunde der Rettung des Vaterlandes endlich gekommen ſei, und ſein derartiger Ausſpruch trug viel dazu bei, manche bange Zweifel, die noch immer bei den eingeſchüchterten Bauern nicht ganz verſchwinden wollten, immer mehr zu beſeitigen. Ruhig und beſonnen wie immer, und mehr durch Thaten handelnd als mit leeren Worten ſprechend, rüſtete der feſte Mann jetzt ſchon vorſorglich Alles im Voraus, um auch das Seinige mit beitragen zu können, wenn erſt im Lüneburgiſchen Gebiete der wirkliche Kampf gegen die Fremdherrſchaft be-

ginnen würde. Er ſammelte einige Hundert Thaler baares Geld, um ſolches, wenn es erforderlich würde, als freiwilligen Beitrag für die Kriegskaſſe abzuliefern, und ſuchte Stall und Kornboden ſo einzurichten, daß er auch aus ihnen Manches zu liefern vermöge, ſobald die Verhältniſſe dies wünſchenswerth machten. Einen Sohn, um ihn in eine freiwillige deutſche Truppe einzuſtellen, beſaß der alte Bruhn nicht mehr, denn ſchon ſeit fünf Jahren focht Wilhelm, ſein Erſtgeborener, der Stolz ſeines Herzens, im fernen Spanien gegen die Franzoſen. Den kräftigen, friſchen Jüngling, der in Lüneburg eine ganz gute Schulbildung erhalten, obgleich er ſonſt nach des Vaters Willen ebenfalls ſpäter ein Bauer werden ſollte, hatte es in der unterdrückten Heimath nicht länger geduldet.

Obgleich derartige heimliche Auswanderungen mit ſehr ſchweren Strafen belegt wurden, war Wilhelm doch ſchon im Jahre 1808, kaum zwanzig Jahre alt, im Stillen nach England geflüchtet und dort als Freiwilliger in ein Huſarenregiment der engliſch-deutſchen Legion eingetreten. Zwar wußte er beſtimmt, daß der Vater dieſen Schritt entſchieden billigen würde, hatte ihm aber dennoch ſolchen verhehlt, damit dieſer vor dem Gerichte mit gutem Gewiſſen ſeine Unſchuld daran behaupten könne.

Der alte Bruhn wurde aber trotzdem verurtheilt, für den entflohenen Sohn einen Stellvertreter bei der Conscription zu kaufen, was damals ungefähr eine Summe von 1000 Thalern kostete. Aus Spanien Briefe in das Lüneburgische zu befördern, war in damaliger Zeit, wo das französische Gouvernement jeden Verkehr mit dem Auslande sorgsam überwachte und verhinderte, eine sehr schwierige Sache. So kamen denn nur äußerst selten Nachrichten von Wilhelm in das Elternhaus, doch lauteten sie größtentheils erfreulich, und es war vor einem Jahre die letzte Kunde gekommen, daß er zwar verwundet, aber wieder genesen und zum Lohn seiner Tapferkeit mit einer Medaille decorirt und zum Wachtmeister befördert worden sei. Ein wahrer Festtag war es im ganzen Bruhn'schen Hause gewesen, als der lange Isaack diesen Brief, der auf weiten Umwegen über England und Schweden und unter Vermittelung eines Hamburger Handelshauses befördert worden war, überbracht hatte. Der zweite Sohn des Bauern, Jochen, ein derber vierzehnjähriger Bengel mit hühnenmäßig starken Gliedern, war für den Kriegsdienst jetzt noch zu jung.

Hatten nun schon die jetzt nicht mehr zu verbergenden Nachrichten von der Zertrümmerung

der franzöſiſchen Macht überall an den Ufern der Elbe und Weſer die lebhafteſte Freude verbreitet, ſo ſtieg ſolche noch ungleich höher, als nun die erſten Koſaken, damals ſeltſamer Weiſe die gefeierten Frühlingsboten der Freiheit und Unabhängigkeit, in dieſe Gegenden einrückten. Der Bauer Bruhn verließ ohne Noth ſonſt nicht gern Haus und Hof, und arbeitete gerade in jetziger Zeit mit vermehrtem Eifer, um möglichſt auf alle kommenden Ereigniſſe vorbereitet zu ſein; als ihm aber die Nachricht wurde, daß am 13. März der kühne Oberſt Tettenborn, der mit ſeinem leichten, faſt nur aus Koſaken beſtehenden Streifcorps hier ſo außerordentliche Erfolge errang, in Lauenburg eingerückt ſei, ſo mußte er dahin, um ihn perſönlich zu ſehen. Den grün angemalten Korbwagen mit einigen Fäßchen Branntwein und anderen Lebensmitteln beladen, — als ſelbſt gedienter Soldat wußte Bruhn aus eigener Erfahrung, was den Kriegern im Felde das Liebſte iſt — fuhr er mit ſeinem Sohne Jochen nach dem zwei Meilen entfernten Städtchen Lauenburg. Zwar gefielen ihm dieſe Koſaken gerade nicht ſonderlich, und wiederholt ſchüttelte er bedenklich den Kopf, daß ihre rohen, undisciplinirten, zu Diebereien und Trunkſucht nur zu ſehr geneigten Schaaren

die erſten Befreier ſeines Vaterlandes ſein ſollten, allein der Anblick der abgeriſſenen und zertrümmerten franzöſiſchen Wappenſchilder, mit denen die Koſaken ihre Bivouakfeuer anzündeten, und einiger gefangener Gensdarmen und Douaniers, erregte doch wieder ſeine höchſte Freude. Freigebig vertheilte er ſeine mitgebrachten Vorräthe, hörte ſchmunzelnd das dankbare „dobre goschalka“ der Koſaken, denen der ſtarke, gute Branntwein vortrefflich mundete, und fuhr am Abend in der heiterſten Stimmung wieder nach Hauſe.

Von nun an folgten gar viele Freudentage in faſt ununterbrochener Reihenfolge, denn der Frühling der erwachenden Freiheit, nach ſo vieljährigem ſchweren Druck ließ immer mehr ſchöne Früchte erblühen. Die franzöſiſchen Befehlshaber in dieſen Gegenden geboten über zu geringe Streitkräfte, um den faſt überall aufſtehenden Volksmaſſen den nöthigen Widerſtand entgegenſetzen zu können, und mußten nothgedrungen eine Stadt nach der andern räumen. Jetzt konnte Bauer Bruhn ſeinen wahrhaft deutſchen Sinn ſo recht zeigen, und ihm, dem ſonſt ſo fleißigen, wirthſchaftlichen Manne, war keine Mühe zu groß, kein Opfer zu ſchwer, wenn es galt, die franzöſiſche Gewaltherrſchaft aus jenen Gegenden zu ver-

treiben. Seine einfachen aber wahren Worte, und mehr noch ſein eigenes thatkräftiges Beiſpiel, wirkten zündend auf die ſonſt leicht zu etwas zu langſamem Phlegma geneigten Bauern der Haide. Zwar waren im Lande keine Waffen und beſonders keine hinreichende Zahl von Schießgewehren vorhanden, denn die franzöſiſche ſtrenge Polizei hatte ſorgſam dafür geſorgt, daß die Bauern keine Flinten beſaßen, allein trotzdem ſuchte man doch eine möglichſte Volksbewaffnung zu betreiben. Alle fremden Gensdarmen, die bis dahin mit ſo gehäſſiger Tyrannei die Bevölkerung bedrückt hatten, mußten flüchten, oder wurden gefangen genommen, wobei ſie denn häufig nur mühſam vor der Erbitterung der von ihnen früher bedrückten Menſchen geſchützt werden konnten. Die Behörden wurden abgeſetzt, die beſonders ſtark verhaßten Douaniers und anderweitigen Steuerbeamten vertrieben, überall die Wappenſchilder Napoleon's abgeriſſen; kurz die franzöſiſche Herrſchaft thatſächlich in dem ganzen Landſtriche zwiſchen Unter-Elbe und Weſer vernichtet. Bereits am 21. März wurden die franzöſiſchen Behörden aus Lüneburg vertrieben und die alten wieder eingeſetzt. Ein wahrer Freudentag war dies für den Bauer Bruhn, und als unter dem Geläute aller Glocken die alte

Fahne mit den hannover'ſchen Farben wieder zuerſt auf den Thürmen der Stadt empor=flatterte, da wollten ſogar Einige behaupten, die Augen des ſonſt ſo feſten, kalt ausſehenden Mannes hätten gar eigenthümlich naß, als glänzten Freu=denthränen in ihnen, geſchimmert. Die aufgelöſte Bremer und Verden'ſche Ritterſchaft trat nun ſo=gleich zuſammen, die früheren Stände wurden ein=berufen und eine proviſoriſche Regierung vorläufig wieder eingeſetzt. Es war dies auch dringend nothwendig, denn eine völlige Geſetzloſigkeit wäre ſonſt leicht eingeriſſen, und obgleich der Kern der Bevölkerung dieſer Gegenden in ſich ſelbſt ſo über=aus tüchtig iſt, daß er auch nöthigenfalls einige Zeit ohne eigene Behörden und Geſetze beſtehen kann, ſo gab es doch auch hier, wie überall, ſchlechtes Geſindel, welches dieſen Zuſtand zum eigenen Vortheil ausbeuten wollte. Hiergegen trat nun der alte Bruhn auch ſogleich mit der größten Entſchiedenheit auf, und als ein Haufe von Lüneburgern in einer frühern Churfürſtlichen Waldung, die dem Staate gehörte, arge Holz=verwüſtungen anrichten wollte, brachte er ſelbſt mit Hülfe ſeiner Knechte die widerſpenſtigen Kerle in das nächſte Gefängniß. Solch kräftiges Beiſpiel wirkte ſchon ermunternd auf die übrigen Gutgeſinnten.

Eine ſo gewaltige Militärmacht wie die Napoleon's konnte zwar für den Augenblick erſchüttert, nicht aber ſo leicht gänzlich gebrochen werden; darüber durfte ſich kein nur halbwege Einſichtsvoller auch nur einen Augenblick täuſchen. Seine kriegserfahrenen Officiere aller Grade ſammelten bereits voller Eifer die zerſprengten Schaaren, aus Frankreich marſchirten in größter Eile neue Schwadronen und Bataillone herbei, die mit einer ſo zauberhaften Schnelligkeit, wie ſolche nur eben dem großen Soldatenkaiſer, dieſem Meiſter der Kriegskunſt, möglich war, organiſirt wurden, und was das Schlimmſte war, auch ein bedeutender Theil der deutſchen Fürſten, von ſelbſtſüchtigen dynaſtiſchen Intereſſen geleitet, befahl noch immer ihren Truppen, für Deutſchlands Unterdrückung im Dienſte Napoleon's zu kämpfen. So ſtand erſichtlich noch eine ſchwere Zeit der äußerſten Anſtrengung, die von jedem wahren Deutſchen die größten Opfer erheiſchte, bevor, bis es gelingen konnte, jene übermüthigen Franzoſen für immer aus allen unſeren vaterländiſchen Gauen zu vertreiben. Wie ſchwach waren auch die Hülfsmittel, über welche die deutſche Sache damals noch gebieten konnte! Rußland war weit entfernt und vermochte ſelbſt beim beſten Willen in Wirklichkeit

nicht so zahlreiche Heere zu senden, wie sie auf dem stets geduldigen Papier in schön geordneten Zahlencolonnen so übersichtlich paradirten; Oesterreich beharrte vorläufig in zwar kluger aber charakterloser Neutralität, um zuletzt diejenige Parthei, der sich der Sieg zuzuneigen schien, zu verstärken, und so mußte vorerst von allen größeren europäischen Continentalstaaten Preußen allein die Hauptkraft des Krieges liefern. Aber dies Preußen war schwach, seiner besten Provinzen beraubt, planmäßig von den Franzosen seit den letzten sieben Jahren ausgesogen und der äußersten Verarmung zugeführt worden, und wenn auch das preußische Volk in allen seinen Klassen jetzt mit einer so allgemeinen Begeisterung zu den Waffen griff, daß ihm dies allein schon für alle Zeiten den höchsten Ehrenplatz in der Geschichte sichern wird, so war es doch noch sehr zweifelhaft, ob all dieser Eifer auch wirklich dazu genügen würde, einen Napoleon zu besiegen. Dazu herrschte im Hannover'schen von den unglücklichen Jahren 1804—1806 her noch ein gewisses Mißtrauen, das sogar häufig in offene Abneigung überging, gegen Preußen. Von der riesigen Wiedergeburt, die seit jener Zeit mit diesem Staate vorgegangen war, von der schönen Saat der Volksfreiheit und Volks-

kraft, die ſeitdem ſo prächtig dort aufblühte, daß ſie niemals wieder ausgerottet werden konnte, hatte man hier keine Kenntniß, man kannte nur noch das alte Preußen vor Jena, und dieſes liebte man nicht. Die vielen offenen und mehr noch heimlichen Franzoſenfreunde, die auch in dieſen ſonſt ſo wacker geſinnten Gegenden vorhanden waren, verſäumten kein Mittel, ſolche Abneigung gegen dieſes Land noch möglichſt zu vermehren und für ihre Zwecke zu benutzen. Man ging ſogar ſo weit, dem hannover'ſchen Volke einzureden, daß es wahrſcheinlich von Preußen für immer an Rußland abgetreten würde, wenn es wirklich gelingen ſollte, die franzöſiſche Herrſchaft in Deutſchland zu vernichten. Gleich giftigem Mehlthau fielen dieſe ſchändlichen Verleumdungen auf die ſchöne Blüthe der damaligen Volkserhebung in Norddeutſchland, und erſtickten ſchon im Keime manche edle Frucht.

So ſtanden im Allgemeinen die Verhältniſſe in der Gegend um Lüneburg in der zweiten Hälfte des Monats März 1813. Es war zwar im Volke ſelbſt viel guter Wille und feſte Thatkraft vorhanden, allein es herrſchte noch mannigfache Unklarheit und zugleich bange Sorge über den Ausgang des Kampfes. Gar manche ängſtliche Ge-

müther gab es immer noch, die da meinten, man habe doch wohl zu voreilig mit der Vertreibung der Franzoſen gehandelt und werde die jüngſten Thaten gar bald ſchwer büßen müſſen. Aengſtliche Philiſterſeelen und kleinliche Egoiſten, die an Alles den kleinen Maßſtab ihres eigenen erbärmlichen Ichs legen, und weil ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, auch nur jemals einen einzigen großartigen Gedanken zu faſſen, ſolchen auch einem ganzen Volke nicht zuzutrauen vermögen, hat es ſtets gegeben, und ihr Unkenruf erſcholl auch damals mißtönend in das deutſche große Freudengebrauſe des Frühlings 1813.

Der Bauer Bruhn hatte mit ſeiner ganzen Familie an dem Tage, an deſſen Abend der lange Iſaack ſich ſo mühſam auf der Haide gegen den Sturm anarbeitete, ſehr fleißig geſchafft. Die Ereigniſſe der letzten drei Wochen hatten ohnehin ihn oft von Haus und Hof geführt und auch anderweitige Störungen in ſeinem geregelten Wirthſchaftsbetrieb verurſacht, und ſo benutzte er denn jeden Tag der ungeſtörten politiſchen Ruhe, um das Verſäumte mit vermehrtem Eifer möglichſt wieder nachzuholen. Müde von der angeſtrengten Arbeit, ſaßen die vier ſtämmigen Knechte in verſchiedenem Alter, nebſt eben ſo vielen Mädchen,

in der erſten Wohnſtube und hatten ihr Abendeſſen, aus Milch, Buchweizengrütze und einem derben Butterbrod beſtehend, mit jener langſamen Gemächlichkeit, wie ſolche das norddeutſche Landvolk beim Genuß der Speiſen liebt, verzehrt. Das Tiſchtuch von grober, aber ſehr reinlicher Leinwand war eben abgetragen, und Lieſch die Küchenmagd, eine ſtämmige Dirne, mit Armen, die einem Grenadier Ehre gemacht hätten, goß die verſchiedenen Ueberbleibſel der Speiſen in eine Schüſſel zuſammen, um ſolche dem „Phylax", dem großen, rauhhaarigen Kettenhund, der draußen auf dem Hofe in ſeiner Hundehütte lag, herauszubringen. Eine wohlthuende Wärme war in der Wohnſtube, und wenn auch die düſter brennende Thranlampe auf dem großen Tiſche eben keine ſonderliche Helle verbreitete, ſo hatte das Ganze doch etwas Behagliches, zumal im Gegenſatz zu dem wüthenden Sturmwind, der draußen an die kleinen, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben ſtieß und mitunter das Haus umbrauſte, als wolle er es in ſeinen Grundfeſten erſchüttern. Gerade der Schutz von Dach und Fach machte ſich an ſolch wildem Abend recht fühlbar. In der kleinern Stube, deren in das größere Zimmer führende Thür weit offen war, ſaß der Bauer mit ſeiner Familie, ebenfalls beim

Abendeſſen, was ſich nicht ſehr von dem der Dienſtboten unterſchied. Der Alte im bequemern Hauskamiſol, lederne Pantoffeln an den Füßen, deren hohe, braune Wollenſtrümpfe bis an die weiten kurzen Kniehoſen reichten, war eben im Begriff, ſich ſeine kurze Pfeife mit dem Ulmer Maſerkopf anzubrennen, um dann beim Schein des einzigen Talglichtes, welches hier das Zimmer erhellte, eine mindeſtens ſchon vier Tage alte Zeitung mit bedächtigem Eifer zu leſen. Seine Hausfrau, ein altes, wackeres Mütterchen, die nun ſchon bereits über dreißig Jahre alle Freuden und Leiden der Ehe getreulich mit ihm getheilt hatte, ſuchte ſorgſam die Ueberreſte der Speiſen zuſammen, um den Hauskatzen daraus eine leckere Mahlzeit zu bereiten, ein Geſchäft, was ſie täglich Morgens und Abends beſorgte. Hatte ſich doch ihr Lieblingskater, ein großes, glänzend ſchwarzes Thier, ſchon dicht zu ihren Füßen geſetzt und rieb im Vorgefühl der Freuden, die ſeiner bald erwarteten, ſchnurrend den krummgebogenen Rücken am Saum des Kleides, während ſein Schweif hoch aufgerichtet ſtand und ſeine grüngelben Augen gar hell funkelten. Dieſem Liebling verzieh Frau Bruhn dieſe beſondere Freiheit, während die anderen Katzen ihre beſcheidene Stätte unter dem

Ofen nicht verlaſſen durften. Neben dem Vater ſaß Margarethe, oder kurzweg „Grethchen" genannt, die einzige Tochter des Hauſes, eifrig bemüht, alte Leinwand zu Verbandſtücken zuſammenzunähen, was der Vater ihr in ſorgender Erwartung der Dinge, die da kommen würden, angerathen hatte. „Mancher brave Kerl wird noch bluten müſſen, bis wir die Nacker von Franzoſen ein- für allemal aus dem Lande los ſind, und gute Verbandſtücke erleichtern dem Chirurgen ſeine Sache ſehr, darum macht ſolche im Vorrath, ſo lange noch Zeit dazu iſt," hatte der Vater geſagt, und was der ſagte, das that Grethchen auch gewiß mit dem größten Eifer. War ſie doch auch ſein Lieblingskind und ihm an Leib und Seele ſehr ähnlich. Das Mädchen, welches jetzt in voller Jugendfriſche ſtand, war ſchön, aber von ſolcher Schönheit, die nicht ſogleich auf den erſten Blick auffällt, je länger man ſie aber ſieht, deſto mehr feſſelt. Sie war von feſtem und dabei doch ſehr gefälligem Wuchs, und wenn ihre Taille auch gerade nicht als allzuzierlich ſich zeigte und ihre Hände deutlich bewieſen, daß ſie täglich gar fleißig in Haus und Garten arbeiten mußte, ſo konnten ihre ſchöne Bruſt und beſonders die edle Form des Halſes, Nackens und Kopfes doch ſogleich ſehr

angenehm auffallen. Das Geſicht hatte ſehr regelmäßige Formen, nur war die Stirn vielleicht etwas zu breit, die Naſe zu groß und der Mund, in dem eine Reihe der prächtigſten Zähne blitzte, zu weit, um überall zu gefallen. Die großen blauen Augen zeigten einen ſehr verſtändigen, ja ſelbſt klugen Ausdruck, wie ſich denn überhaupt in dem Geſicht des Mädchens viel Verſtand und beſonders auch eine entſchiedene Willenskraft bemerklich machte. Man ſah ihrem ganzen Weſen unverkennbar an, daß ſie genau wußte, was ſie wollte, und dabei auch wieder ihren Willen, wenn dies nur irgendwie erreichbar war, durchzuſetzen vermochte, mochten ſich auch mannigfache Hinderniſſe dabei entgegenſtellen.

Grethchen hatte zwar von Jugend auf alle Arbeiten in Haus und Hof und Garten ſehr fleißig gethan und konnte vollkommen eine Bauernwirthſchaft leiten, beſaß aber ſonſt umfaſſendere Kenntniſſe, als ſolche gewöhnlich bei einem ſchlichten Landmädchen zu finden ſind. Der alte Paſtor Harms im nahen Kirchdorfe, in welches der einzeln liegende Hof des Bauern Bruhn eingepfarrt war, hatte Gefallen an der aufgeweckten Wißbegierde und dem klaren Verſtande des jungen Mädchens gefunden und ihr aus freien Stücken mannig-

fachen Privatunterricht gegeben. So konnte sie nicht allein gut schreiben, lesen und rechnen, sondern wußte auch von der Geographie, Geschichte und Naturwissenschaft ungleich mehr, als dies bei den meisten vornehmen Fräuleins auf den Edelhöfen trotz ihrer Hofmeister und Gouvernanten damals der Fall war. Der Bauer Bruhn sah diesen Lerntrieb seines einzigen Töchterchen gern und unterstützte solchen auf jede Weise, zumal ihre wirthschaftliche Thätigkeit nicht im Mindesten darunter litt. So hatte das Mädchen denn auch eine kleine Bibliothek von vierzig bis fünfzig guten Büchern, und an den Sonntagsnachmittagen oder wenn sie sich sonst eine freie Stunde abmüssigen konnte, war es ihre größte Freude, ungestört darin zu lesen.

Die alte Schwarzwälder Uhr in der Wohnstube hatte bereits an diesem Abend die neunte Stunde geschlagen und die Dienstboten wollten sich anschicken, ihre verschiedenen Schlafkammern aufzusuchen, als Phylax, der große Kettenhund, draußen plötzlich in ein lautes Gebell ausbrach. Es mußte Jemand am verschlossenen Hofthor sein, der Einlaß begehrte, denn man hörte bald auch mit einem Knittel stark daran pochen, obgleich der Sturmwind zu heftig heulte, als daß man ein etwaiges

Rufen im Zimmer hätte verſtehen können. Zwar konnte der alte Bruhn nicht recht begreifen, wer in ſo ſpäter Stunde und bei ſo abſcheulichem Wetter Einlaß bei ihm begehre, doch mußten ſogleich zwei Knechte mit der Stalllaterne hinausgehen, um nachzuſehen. Es ſtreiften um dieſe Zeit ſchon viele franzöſiſche Marodeurs umher, und Vorſicht war ſtets nöthig, daher auch Alle im Zimmer die Rückkehr der Knechte mit nicht geringer Spannung erwarteten. Bald konnte man aber ſchon erkennen, daß der Ankömmling nicht fremd hier ſein müſſe, denn das Gebell des Kettenhundes ging in ein freudiges Gewinſel über, und nicht lange dauerte es, ſo trat der lange Iſaack, mit ſeinem hohen Packen auf dem Rücken, in die Thür. Durch und durch genäßt ſah der Jude aus, ſeine Stiefel waren hoch mit Koth beſpritzt, und ſeine ganze Erſcheinung zeigte, wie beſchwerlich in der tiefen Finſterniß ihm der grundloſe Weg bis hieher geworden ſein mußte.

„Guten Abend an Alle, Gott ſei gedankt, daß ich bin endlich angekommen hier. War der Weg zuletzt doch ſo aufgeweicht, daß ich faſt die Stiefel hätte darin gelaſſen," ſprach der Hauſirer, indem er anfänglich mit den aus der Dunkelheit in das Licht gekommenen etwas geblendeten Augen den Hausherrn ſelbſt nicht recht erkennen konnte.

„Alle Wetter, Isaack, was treibt Dich an solchem Abend hieher? Bist doch bekannt genug in der Gegend, als daß Du nicht schon früher hättest ein warmes Unterkommen finden können. Du siehst gut schmutzig aus," rief der alte Bruhn, dem Hausirer freundlich die Hand reichend, während die Bauerfrau, Grethchen und die übrigen Knechte und Mädchen sich neugierig umherdrängten.

„Heute Abend ist es freilich zum Handeln zu spät, doch brauche ich Manches, Isaack," redete nun auch Grethchen den Hausirer an, zu dem sie von jeher ein besonderes Zutrauen hegte. — „Aber wartet, ich will Euch vorerst etwas zu essen und einen guten Schnapps besorgen, denn Ihr seht schon aus, als könntet Ihr Beides gebrauchen," sprach sie weiter, und ging dann eilig in die Speisekammer, während der Jude dem blühenden Mädchen mit wohlgefälligen Blicken nachsah, dabei aber inzwischen seinen abgenommenen Packen sorgsam in die Ecke setzte und dann seinen kleinen Spitzhund, der über und über mit Schmutz bespritzt war, einige Male zärtlich streichelte.

„Ja, bei Gott, ist ein schlechtes Wetter diese Nacht draußen, und wer warm im Hause sitzt, geht nicht gerne hinaus, und doch, Bauer, müßt Ihr bald anspannen und mich fahren lassen so-

gleich nach Lüneburg, daß ich komme noch vor dem Morgen dahin. Gerade deswegen bin ich noch zu Euch gekommen und nicht wegen dem Schacherhandel, wozu am Tage wäre Zeit genug," sprach nun der Hausirer zu dem Bauer, dem er in das kleinere Wohnzimmer nachgefolgt war, diesem vertrauensvoll die Hand reichend.

„Was, in solcher Nacht, noch die drei Meilen nach Lüneburg fahren? — Das muß wichtig sein!" entgegnete dieser in etwas hastigerer Weise, als es sonst eigentlich seine bedächtige Natur erlaubte. „Ist auch von großer Wichtigkeit, Bruhn, das könnt Ihr mir glauben," sprach Isaack, indem er sich nahe dem großen warmen Kachelofen auf einen von Weidenzweigen ganz bequem geflochtenen Lehnstuhl niedergelassen hatte, um somit wieder schneller trocken und warm zu werden. „Hört mir zu, denn Ihr seid ein braver Mann und ich kann Euch sicher vertrauen."

„Ich bin gestern in Harburg gewesen, denn ich wollte anfänglich mich nach Hamburg übersetzen lassen, um dort zu erfahren, wie die Dinge eigentlich stehen, und so auch nebenbei einige Waaren, die ich bedarf, einzukaufen. In Harburg erfuhr ich, daß der Morand, der französische General, mit dem langen Barte, mit über 3000 Mann aus Meck-

lenburg über die Elbe gekommen ſei und in Toſtädt ſich einquartiert habe. Mit den Koſaken, die der ruſſiſche Oberſt Tettenborn hierher geführt, hat er ſchon Gefechte gehabt, und von dem Landſturm aus der Harburger Gegend auch ſchon einige Hundert Mann auseinandergejagt. Zwei Bauern, die mit den Flinten in der Hand gefangen genommen wurden, hat der Morand ohne Weiteres todtſchießen laſſen, und habe ich ſelbſt bei Toſtädt die Leichen der beiden braven Männer liegen ſehen. Mitten durch Kopf und Bruſt waren ihnen die franzöſiſchen Kugeln gegangen, und ſah es grauslich aus, wie ſie da in ihrem Blute lägen. Und Morand, der glaubt zwar, daß er dadurch Furcht einflößen und die anderen Bauern abhalten wird, zum Landſturm zu gehen, aber der franzöſiſche Menſchenſchinder irrt ſich gewaltig; nur Rache und Luſt zur Wiedervergeltung wird er unter die Leute bringen und die Strafe Gottes ihn auch noch dafür treffen. Nun, als ich mich denn in Toſtädt umhergetrieben hatte, da erfuhr ich von einem ſächſiſchen Serganten, daß Morand mit ſeinem Corps nicht gegen Haarburg marſchiren würde, wie alle Leute dort glaubten, ſondern ſeinen Marſch nach Lüneburg nehmen wollte, um dieſes wieder zu erobern. So

wie ich dieſe Nachricht ſicher hatte, da machte ich mich auf die Beine, denn es iſt von der größten Wichtigkeit, daß die Herren in Lüneburg ſo ſchnell als möglich ſolche erfahren, um Anſtalten zur Vertheidigung zu treffen und, wenn es ſich irgend machen läßt, noch die Hülfe der Preußen, die nicht allzuweit davon ſtehen ſollen, herbeizuholen. Die ganze vorige Nacht und auch heute den lieben langen Tag bin ich gelaufen, denn ich mußte einen weiten Umweg machen, da mir drei franzöſiſche Gensdarmen mit ihren Pferden dicht auf der Spur waren und mich hart verfolgten. Nun, ich habe die Kerle gut angeführt und in den großen Moorbruch an der Lüne hineingebracht, und wundern ſoll es mich nicht, wenn ſie ihre Pferde nicht wieder aus der aufgeweichten Schlammpamp dort herausbringen können, ſo daß ſie elendiglich darin crepiren müſſen. Schade um das arme Vieh, aber dieſen Rackern von Gensdarmen kann man gar nicht genug ſchaden. Jetzt aber bin ich hundsmüde, und kann zu Fuß nicht mehr in dieſer Nacht nach Lüneburg, und ſo müßt Ihr, Bruhn, denn die beiden Hengſte aus dem Stall ziehen und mich dahin fahren laſſen," ſchloß der lange Iſaack ſeine Erzählung, gemüthlich nun ſein kleines

Spitzel, was ſich ebenfalls dicht an den warmen Ofen niedergekauert hatte, ſtreichelnd.

Mit der äußerſten Spannung hatte der Bauer Bruhn dieſe Rede des Hauſirers mit angehört und bei der Schilderung des Anblickes der beiden erſchoſſenen Bauern vor innerem Zorn mit der geballten Fauſt auf den Tiſch geſchlagen, wobei ſein Auge gar grimmig funkelte. Als Iſaack geendet, ſtand er auf, faßte noch einmal deſſen Hand und ſie treuherzig ſchüttelnd, rief er: „Gewiß und wahrhaftig, Iſaack, Du biſt zwar nur ein Jude, und die Juden kann ich eigentlich nicht leiden, aber ein Kerl, der ein braveres Herz als Du in ſeiner Bruſt hat, lebt weit und breit nicht im ganzen hannover'ſchen Lande. Jetzt iß Dich erſt recht ſatt und wärme und trockne Dich, und inzwiſchen ſoll Jochen die Hengſte nochmals füttern, und dann will ich Dich ſelbſt nach Lüneburg fahren."

Ein ſchnelles Lächeln des freudigen Stolzes lief bei dieſer derben Lobeserhebung des Bauern Bruhn, der ſonſt mit ſeinem Lobe gerade nicht ſehr freigebig war, über das alte verwitterte Geſicht des Hauſirers, dann öffnete er geſchäftig ſeinen Packen, damit er die Zeit, während ein neues kräftiges Abendeſſen für ihn bereitet ward, benutzen könne, um einen möglichen Schacherhandel

mit der Bauerfrau und den Dienſtmägden zu trei-
ben. Wer ihn jetzt mit gewandteſter Geſchäftigkeit
feilſchen und ſchachern und um ein paar Pfennige
lange mit ſich herumhandeln ſah, hätte ſchwerlich
geglaubt, dies ſei derſelbe Mann, der noch ſo
eben der äußerſten Todesgefahr muthig getrotzt
und die größten Beſchwerden geduldig ertragen
hatte, damit er der Sache des Vaterlandes einen
wichtigen Dienſt zu leiſten vermöge. Das Abend-
eſſen, aus aufgewärmter Milch und Grütze und
einem derben Pfannkuchen beſtehend, aus dem
Grethchen vorſorglich allen Speck, den der ſtreng-
gläubige Jude niemals aß, weggelaſſen hatte, ward
nun bald verzehrt, und gegen ſeine ſonſt äußerſt
mäßige Gewohnheit hatte Iſaack am heutigen
Abend ſelbſt zwei Gläschen von dem ſtarken, treff-
lichen Schnapps, der aus den Haidebeeren ge-
brannt wird, getrunken. Auch das Spitzel hatte
ſeine reichliche Abendmahlzeit bekommen, und Greth-
chen, die das ſo äußerſt kluge Thier beſonders
gerne mochte, hatte es einigermaßen vom Schmutze
abgetrocknet, ſo daß es jetzt ganz manierlich vor
ihren Füßen umherſpringen und unaufgefordert
die vielen verſchiedenen kleinen Kunſtſtücke, die es
verſtand, machen konnte. Als vorſorglicher Haus-
vater hatte Bruhn inzwiſchen mit ſeinem älteſten

Großknechte, dem er in jeder Hinsicht unbedingt vertrauen konnte, das Nöthige besprochen, was in der Wirthschaft geschehen müßte, wenn er vielleicht wider Erwarten mehrere Tage ausbleiben sollte. Zwar verließ er selbst in jetziger Zeit höchst ungern Haus und Hof auf Tage, doch die Pflicht für des Vaterlandes Befreiung ging ihm über Alles.

Die beiden muthigen, jungen Hengste, zwei Prachtpferde, die er selbst aufgezogen hatte, waren inzwischen vor das leichte, grün angestrichene Korbwägelein, mit den in Riemen geschnallten Lederbänken darauf, welches der Bauer für seinen und seiner Familie eigenen Gebrauch benutzte, gespannt worden. Ungewohnt der späten nächtlichen Stunde wieherten die Thiere gar oft und knirschten in die Zügel, daß der zum Mitfahren bestimmte Kleinknecht sie kaum zu halten vermochte. Der alte Bruhn hatte von Frau und Kindern herzlichen, aber sonst kurzen Abschied genommen, noch einige besondere Verhaltungsregeln ertheilt, und sich dann in den weiten, groben Reitermantel, den er noch von seiner Dienstzeit her für dergleichen Gelegenheiten aufbewahrte, gehüllt. Auch Isaack hatte zum Schutz gegen das immer stärkere Unwetter eine alte Pferdedecke,

unter der auch das Spitzel noch einen warmen Platz fand, umgehangen. Vorsorglich umging Bruhn beim Scheine der Stalllaterne noch Wagen und Gespann, um nachzusehen, ob auch Alles daran in der besten Ordnung sei, klopfte den beiden Hengsten, die schmeichelnd ihre Köpfe nach dem ihnen wohlbekannten Herrn umdrehten, auf die schlanken Hälse, erstieg dann seinen Sitz und nahm das Leitseil aus der Hand des Knechtes, der sich hinten im Wagen zwischen den mitgenommenen Heu- und Hafersäcken zusammenkauerte. Ein kurzer Zungenschnalz und sich stolz vorerst hoch aufrichtend, brausten die beiden muthigen Rosse in die dunkle Sturmesnacht hinein, auf dem Wege gegen Lüneburg zu. „Sonne Pier find' man nich wedder twischen Lüneborg und Hambörg", sagte selbstgefällig der Großknecht, dem sogleich in der Dunkelheit verschwindenden Gespann nachsehend, indem er sich dabei zufrieden mit der umgekehrten Hand einen derben Schmutzfleck, den ihm die Pferdehufen gerade mitten in das Gesicht gespritzt hatten, wieder abwischte.

2.

Der General Vandamme in Bremen.

In ſeinem Quartier in einem der anſehnlichſten Häuſer der alten, einſt ſo ſtolzen, jetzt wieder ſo tief gedemüthigten Hafen- und Hanſeſtadt Bremen weilte am Abend des 28. März der franzöſiſche General Vandamme. Die beiden Schildwachen, die vor dem Hauſe auf- und abgingen, und mehrere Gensdarmen und Ordonnanz-Unterofficiere, die ſich in der nach altväteriſcher Weiſe erbauten, hohen und geräumigen Hausflur aufhielten, verriethen ſchon äußerlich den hohen Rang des Generals, der hier ſein zeitweiliges Quartier aufgeſchlagen hatte. Ein häufiges Gehen und Kommen von Adjutanten, Ordonnanz-Officieren, die öfters vom eiligen Ritt in grundloſen Wegen bis zum Geſicht herauf dick mit Schmutz beſpritzt waren, bewies, daß keine Zeit der trägen Friedensruhe, ſondern der äußerſten militäriſchen Geſchäf-

tigkeit hier herrſche. Auch in den Straßen der Stadt, ſonſt faſt nur von dem Treiben der Jünger des Gott Mercur belebt, war jetzt trotz der Abendſtunde und des abſcheulichen Wetters vielfaches Leben, und man merkte nur zu deutlich, daß Bremen für den Augenblick ein Sammelplatz der mit Macht vom Rhein heranrückenden franzöſiſchen Colonnen geworden ſei. Der ſcharfe Klang der Trommeln, welche die Infanterie des Kaiſers Napoleon führte, drang wiederholt ganz hell und klar durch all dies verworrene, ſich in einander verſchmelzende Gelärme. Wer dann aufmerkſamer hinhorchte, konnte bald auch den dumpfen Tactſchritt einmarſchirender Infanteriemaſſen vernehmen. Das Raſſeln der fahrenden Geſchütze, das Klappern der Pferdehufe auf dem Straßenpflaſter und einzelne Trompetenſignale unterbrachen mitunter dies Geräuſch. Die franzöſiſche Diviſion Dumonceau hielt jetzt ihren Einmarſch in Bremen, und auf Befehl des Generals mußten die Einwohner ihre auf die Straßen führenden Fenſter mit Lichtern erhellen, damit an dem dunklen Abend die Soldaten ſich in der großen unbekannten Stadt beſſer zurechtfinden konnten, als bei der damals noch äußerſt dürftigen Straßenbeleuchtung ſonſt möglich geweſen wäre. Die Diviſion war trotz ſchlechter

Wege und Witterung in Eilmärſchen von Weſel her marſchirt, und der General hatte auf das Strengſte befohlen, daß den ermüdeten Truppen jede nur mögliche Bequemlichkeit verſchafft würde. Bald konnte man auch die Stimmen der einzelnen Soldaten in den Straßen hören, wie ſie entweder fluchend und wetternd, oft aber auch, trotz Ermüdung und ſchlechtem Wetter, in echt franzöſiſcher Heiterkeit ſingend und Witze machend, die ihnen zu Quartieren angewieſenen Häuſer aufſuchten. Freilich erſcholl mitunter das Klagen und Weinen, auch wohl Fluchen mancher Bewohner der Stadt, die von mißmuthigen Soldaten vielleicht nicht allzuſanft behandelt ſein mochten, dazwiſchen, hier und da kreiſchte auch wohl ein Frauenzimmer hell auf, das von den leichtblütigen Franzoſen ſchon auf der Straße mit hitzigeren Liebkoſungen, als ihr angenehm ſein konnten, begrüßt wurde. Ein verworrener Lärm entſtand durch alle dieſe ſo ſehr verſchiedenartigen Töne, und es war gar manchen Bewohnern Bremens kaum zu verargen, daß ſie ſich furchtſam in die innerſten Gemächer ihrer Häuſer zurückzogen und aus vollem Herzen den Schreckenstag, der jetzt über ihre geliebte Vaterſtadt heraufgezogen war, beklagten. Es war aber erſt der Anfang des Schreckens, und dieſer

ſollte noch ungleich ärger toben und noch lange kein Ende nehmen.

Auch auf der großen Hausflur in dem Quartier des Generals zeigten ſich ſehr verſchiedene Gruppen. Vorne am Eingange ſaßen auf einigen Bänken, die um einen langen Holztiſch ſtanden, fünf bis ſechs Armeegensdarmen. Es waren dies durchweg hohe, ſtattliche Männer, deren bärtige Geſichter ſtets zwar einen ſehr kriegeriſchen, häufig dabei aber auch einen höchſt unangenehmen brutalen oder hochmüthigen Ausdruck zeigten. Die Chevrons auf den Aermeln ihrer langen blauen Reitermäntel bewieſen, daß dieſe Armeegensdarmen durchgängig ſchon mehr als eine Capitulation gedient hatten, und die hohen, weißbordirten dreieckigen Filzhüte auf den martialiſchen Geſichtern, die langen, ſteifen Reiterſtiefel und die breiten, klirrenden Stoßpallaſche an der Seite trugen noch zur Erhöhung ihres Ausſehens mit bei. Sie zeigten auch in ihrem ganzen Auftreten ein nicht geringes Selbſtgefühl, und es mußte ſchon ein höherer Stabsofficier oder ein näher bekannter perſönlicher Adjutant des Generals Vandamme ſein, wenn ſie jetzt an ihrem Tiſche aufſtanden, um ihm die militäriſchen Ehrenbezeugungen zu machen. Eine Menge voller und leerer Wein-

flaſchen, angeſchnittene Würſte und Schinken, und ähnliche gute Lebensmittel auf dem Tiſche gaben einen deutlichen Beweis, daß dieſe Armeegensdarmen hier in Bremen gerade keinen Mangel litten und ſich die Zeit ihres Ordonnanzdienſtes auf der Hausflur vortrefflich zu verkürzen wußten. An luſtigen Erzählungen und komiſchen Witzeleien ſchien es auch hier nicht zu fehlen, und gar häufig erſcholl in ihrem Kreiſe ein kräftiges Gelächter. Von allen Soldaten der großen Armee Napoleon's waren dieſe Gensdarmen in Deutſchland am Meiſten gefürchtet — aber auch gehaßt.

Einen ſchroffen Gegenſatz zu dieſer Gruppe der zechenden und übermüthigen Krieger im Vordergrunde der großen Hausflur bildeten einige hannover'ſche Bauern, die auf einigen Bänken im Hintergrunde derſelben ſaßen. Es waren Gefangene, die beſchuldigt wurden, ihr Gehöft gegen einen Trupp franzöſiſcher Soldaten, die ſich gewaltſam dort einquartieren wollten, vertheidigt und bei dieſer Gelegenheit einen Sergenten tödtlich verwundet zu haben. Ein alter ſchon weißhaariger, ſehr anſtändig ausſehender Bauer, ſein Sohn, ein noch hübſcher friſcher Burſche, und ein Knecht waren dieſe Männer, denen man die Hände durch leichte Eiſenketten an einander geſchloſſen hatte. Die

armen Menſchen ſchienen ihr hartes Schickſal, was ihnen bevorſtand, zu ahnen, denn es war kein Zweifel, daß das franzöſiſche Kriegsgericht, welches an dieſem Abend noch zuſammentreten ſollte, ſie zum Tode verurtheilte und General Vandamme dann ihre Erſchießung ſogleich ausführen ließ. Hatte er doch gleich bei ſeinem Einzuge in Bremen öffentlich verkündet, er würde jede thätliche Widerſetzlichkeit gegen franzöſiſche Truppen, wie überhaupt ſchon nur jeden Verſuch zum Ungehorſam gegen die Befehle des Kaiſers Napoleon, ohne Weiteres mit dem Tode beſtrafen laſſen. Vom Grafen Vandamme, der allgemein unter die muthigſten und thatkräftigſten, aber auch härteſten, ja ſelbſt grauſamſten Generäle des Kaiſerreiches gezählt wurde, und den ſein Gebieter eigens dazu auserwählt hatte, den Geiſt des Aufruhrs unter der kräftigen Bevölkerung der norddeutſchen Küſtengegenden mit Feuer und Schwert niederzuhalten, konnte man ſchon überzeugt ſein, daß er keine Gnade erweiſen würde. Der alte Bauer in dieſer Gruppe blickte ruhig um ſich und ſchien ſein hartes Geſchick mit wahrhaft chriſtlicher Geduld zu ertragen. Er hatte die Hände, ſo weit ihm dies ſeine Ketten erlaubten, in einander gehalten, und ſuchte ſeinen Haupttroſt in dem halblauten Murmel

des Vaterunſers, was er wiederholt betete, zu finden. Dicht neben ihm hatte ſich ſeine Tochter, ein hübſches, friſches Mädchen, deren klare, blaue Augen jetzt vom Weinen geröthet und deren ſonſt ſo pralle rothe Backen ganz abgehärmt ausſahen, niedergekauert, und ihr heftiges Schluchzen verrieth, welche ſchmerzlichen Gefühle ihre Bruſt bewegten. Sie war zwar frei und nicht verurtheilt, ſondern hatte nur die Erlaubniß erhalten, die Gefangenen hieher begleiten zu dürfen, jedenfalls aber mußte ſie mit Recht die Unglücklichſte von Allen genannt werden. Stand ihr doch ſchon in der nächſten Stunde bevor, Vater, Bruder und Bräutigam, denn der junge Knecht war ihr ein ſolcher, nach der Richtſtätte geführt zu ſehen. Auch Letzterem ſchien der Abſchied von ſeinem Leben und der hübſchen, friſchen Braut beſonders ſchwer zu fallen; ſeine Kraft war gebrochen und den Kopf in die geſchloſſenen Hände geſtützt, weinte er gar bitterlich. Die Troſtesworte ſeiner Braut, daß der General Vandamme ihn auf ihre inſtändigen Bitten wohl noch begnadigen würde, ſchienen gerade keine große Hoffnung bei ihm zu erwecken. Der Bauerſohn, der ſich bei ſeiner Gefangennehmung muthig vertheidigt haben mußte, denn ſein Kopf war verwundet und dicht mit einem Tuche verbunden,

ſchien vor Ermüdung und Blutverluſt augenblicklich etwas eingeſchlummert zu ſein, wenigſtens ſaß er regungslos und den Körper an die Mauer gelehnt, auf der Bank. Eine alte Stalllaterne, aus deren ſchmutzigen Hornſcheiben das Licht nur trübe hervorſchimmerte, beleuchtete dieſe ganze traurige Gruppe.

Von den zechenden Gensdarmen ſchien Einer, ein noch junger, hübſcher Menſch, deſſen tiefgebräuntes, ſcharfes Geſicht mit den dunklen Augen den Südfranzoſen verrieth, es vorziehen zu wollen, lieber mit der hübſchen Bauerndirne zu ſchäkern, als ſtets nur mit den Kameraden zu trinken. Mit lüſternem Geſichte näherte er ſich ihr, wollte ſeinen kräftigen Arm um ihren Leib legen und ſeinen ſchwarzen Schnurrbart auf ihre roſigen Lippen drücken, erhielt aber in demſelben Augenblick von dem armen, bis zur äußerſten Verzweiflung gereizten Mädchen einen ſo derben Schlag in das Geſicht, daß er förmlich zurücktaumelte. Ein lautes, ſpöttiſches Gelächter ſeiner Kameraden ſteigerte noch mehr den Zorn des ſo Geſtraften. Mit einem wilden provençaliſchen Fluche wollte er ſchon ſeinen Pallaſch ziehen, um das inzwiſchen aufgeſprungene und ſich gleichſam wie zur Vertheidigung hinſtellende Mädchen mit der flachen

Klinge für ihre That zu züchtigen, als plötzlich die tiefe Baßstimme des Aeltesten der Gensdarmen dazwischen erscholl.

„Sacre-dieu, François — was soll das? Schämst Du Dich nicht, eine Gefangene und gar ein wehrloses Mädchen mißhandeln zu wollen? Im Augenblick steck' Deinen Pallasch ein, laß das arme Kind in Ruhe und setz' Dich zu uns, oder ich arretire Dich selbst auf der Stelle. Bei Euch Dragonern in Spanien mag solch Benehmen Sitte gewesen sein, aber unserer Uniform, die Du erst seit wenigen Wochen zu tragen die Ehre hast, bringt das keinen Ruhm, und in meiner Gegenwart dulde ich es nicht. Der Franzose, der einen wehrlosen Gefangenen und nun gar ein Wesen des schönen Geschlechts mißhandelt, verdient keine Waffe und ist kaum gut genug, um ein Trainknecht bei einem deutschen Bataillon zu werden."

Einen Augenblick stand der Gensdarm, den diese harten Tadelsworte trafen, unschlüssig da; wilde Zornesblitze schossen aus seinen Augen, und er schien zu schwanken, ob er der Ordre Folge leisten solle. Doch der Respect vor dem alten Veteranen war zu groß; klirrend stieß er die Klinge wieder in die Scheide, und ein halblautes „Warte, Canaille, ich treffe Dich noch wieder und

dann iſt es Dir nicht geſchenkt" ausſtoßend, kehrte er wieder zu ſeinen Kameraden zurück, ſich dort mißmuthig und ohne ſich weiter an ihre Spötteleien zu kehren, in eine Ecke ſetzend. Gutmüthig nahm der Alte eine noch volle Weinflaſche vom Tiſche und ſie zu den Gefangenen tragend, ſprach er in ſeinem elſaſſiſchen Dialekt: „Da, trinkt Ihr Leute, daß ihr Courage bekommt, Ihr werdet ſie bald gebrauchen können. Warum waret ihr auch ſo dumm, Euch gegen Soldaten des Kaiſers mit den Waffen widerſetzen zu wollen."

Das beſte Staatsgemach im erſten Stockwerk des Hauſes war durch ein Dutzend Wachskerzen, die auf hohen Leuchtern rings umher ſtanden, ungewöhnlich hell erleuchtet. Die ſonſt ſo ſorgfältig geſchonten Prunkmöbel hier waren ſchonungslos jetzt dem Gebrauche frei gegeben, die Ueberzüge von den mit großblumigem, ſchwerem Seidendamaſt überzogenen hochbeinigen und krummlehnigen Sophas und Stühlen abgezogen. Hätte das Auge der ihr Prunkgemach ſonſt ſo ſorgſam hütenden Hausfrau geſehen, mit welcher Rückſichtsloſigkeit jetzt von den militäriſchen Bewohnern hier gehauſt wurde und welche arge Schrammen die feinpolirten Möbel und tiefe Sporenriſſe die koſtbaren Sophaüberzüge jetzt ſchon zeigten, ihre

ohnehin nicht geringe Sorge wäre noch bedeutend vermehrt worden. Doch Frau „Aeltermann Quentel", die Eigenthümerin dieſes Hauſes, hörte und ſah jetzt von Alledem Nichts, denn ſeit die Franzoſen wieder in Bremen hauſten, hatte die ängſtliche Frau all ihr Hab und Gut der Sorge der treubewährten Wirthſchaftsmamſell überlaſſen und war zu Verwandten nach Oſtfriesland geflüchtet. Ganz ſeltſam in dieſem ſtrahlenden Kerzenſchimmer blickte die lange Reihe der Portraits aus der Quentel'ſchen Familie, die in alten verſchnörkelten und vergoldeten Rahmen hier aufgehängt waren, von den Wänden herab. Alle dieſe ehrſamen Handelsherren in ſchwarzer Kleidung und weißen Perrücken zeigten faſt ſtets einen gleichmäßig langweiligen aber höchſt ehrſamen Ausdruck in ihren Geſichtern, und die Köpfe ihrer im höchſten Putz gemalten Ehefrauen, die neben ihnen hingen, ſchienen ihnen hierin vollſtändig zu gleichen. Hatten die jungen Ordonnanzofficiere des Generals Vandamme doch ſchon häufig über dieſe langweilige Quentel'ſche Familiengallerie nicht wenig gelacht und geſpottet, und Einer von ihnen, der übermüthige Lieutenant Pelliſſier, der Mutter der Frau Aeltermann einen derben Schnurrbart vermittelſt eines kühn geführten ge-

ſchwärzten Korkſtöpſels in ihr etwas breites Geſicht gemalt, was überaus komiſch ausſah. In dieſer Stunde aber waren die vier bis fünf Adjutanten, die ſich hier aufhielten, viel zu eifrig mit militäriſchen Arbeiten beſchäftigt, um ſolche Späße, wie ſie ſonſt wohl liebten, zu treiben. Einige, die an einem Nebentiſche ſaßen, ſchienen mehrere Auszüge aus einem hohen Stoß von Rapporten, die neben ihnen lagen, zu machen, während ein Anderer eifrig über eine große Spezialkarte des ehemaligen Churfürſtenthums Hannover, die, von vier Kerzen ſehr hell beleuchtet, auf dem Haupttiſche lag, gebeugt ſaß, um verſchiedene Punkte auf derſelben mit bunten Nadeln zu beſtecken. Auch in dem nebenan liegenden, ebenfalls ſehr hell beleuchteten Vorzimmer waren Adjutanten und Generalſtabsofficiere mit der Entgegennahme von Rapporten, Anhören von Ordonnanzen und Austheilung der verſchiedenſten Befehle beſchäftigt. Ueberall herrſchte die regſte militäriſche Geſchäftigkeit, und Alles wurde dabei mit einer ſehr großen Schnelligkeit und Sicherheit betrieben, die hinlänglich bewies, wie vielerfahren damals die franzöſiſchen Officiere in ihrem Berufe ſein mußten.

Der Leiter dieſer ganzen Thätigkeit, der berühmte Corpsgeneral Graf Vandamme, ſtand mit

dem Rücken an den Ofen gelehnt und hörte mit finſterem Geſichte den Bericht eines Adjutanten an. Einen ſehr eiligen und beſchwerlichen Ritt in den faſt grundloſen Wegen mußte dieſer aber gemacht haben, denn ſeine ganze Kleidung war über und über ſo mit Koth beſpritzt, daß man kaum ihre Farbe noch erkennen konnte. Auch der General ſelbſt trug eine ſehr beſchmutzte Uniform, denn er war ſo eben erſt von dem Einzug der Diviſion Dumonceau zurückgekehrt und hatte noch nicht Zeit gehabt, den Anzug zu wechſeln. So waren denn ſeine hohen Reiterſtiefel über und über beſpritzt, und ſeine blaue, reich mit Gold geſtickte Generalsuniform ganz durchnäßt, ſo daß ihm ſchon deshalb die Wärme des weißen Porzellanofens, an den er ſich lehnte, nur angenehm ſein mußte. Auch das lockige ſchwarze Haar, welches einen Theil ſeiner hochgewölbten Stirn beſchattete, ſchimmerte noch naß. Graf Vandamme gehörte nicht allein zu den thatkräftigſten, ſondern auch körperlich ſchönſten Generälen des mächtigen franzöſiſchen Kaiſerreichs. Er war groß und verhältnißmäßig ſtark gebaut, und ſeine Haltung eine ſtolze und echt militäriſche. Schon von frühſter Jugend an hatte er nur im Dienſt der Waffen gelebt und ſich bereits im Alter von zwei und

zwanzig Jahren durch ſeinen feurigen Muth und vielfach erprobte militäriſche Geſchicklichkeit das Patent eines Brigadegenerals der franzöſiſchen Republik erworben. Jetzt ein angehender Vierziger, war er von allen Heerführern Napoleon's unbedingt derjenige, dem die nächſte Anwartſchaft auf den Marſchallsſtab zuſtand. Sein von Sonnengluth und Winterfroſt gehärtetes Geſicht hatte ſehr regelmäßige Züge; die Naſe war groß und etwas gebogen, und die dunklen Augen blitzten mit feurigem Glanze. Muth, Thatkraft und Energie, zugleich aber auch eine gewiſſe Wildheit und unbekümmerte Rückſichtsloſigkeit um Alles, was nicht zu den Pflichten ſeines Dienſtes gehörte, lag unverkennbar in jedem Zuge ſeines Geſichts ausgedrückt. Für die friedlichen Bewohner der Gegenden, in denen er hauſte, war er ſtets ein Gegenſtand des Schreckens geweſen, denn er zeigte ſich ziemlich erbarmungslos, kannte nur militäriſche Rückſichten und opferte dieſen ohne das mindeſte Bedenken alles Uebrige auf. Seine Soldaten mochten ihn gerne, obſchon er mit ihrem Blute ſehr verſchwenderiſch umging und unerbittlich jeden groben Fehler gegen die Subordination ſtrafte, da er ſonſt auf jede Weiſe für ſie ſorgte und ihnen manchen Exceß gegen die Ein-

wohner des Landes, in welchem ſie garniſonirten, durch die Finger ſah. Mit ſeinen Officieren war er außer Dienſt ſehr kameradſchaftlich, trank und ſpielte viel mit ihnen, wie er denn überhaupt ſich ſtets als ein heiterer Lebemann, der volle Flaſchen und hübſche Mädchen gerne hatte, zeigte. Nur wenn der Waffendienſt dies erforderte, war er rückſichtslos gegen ſich ſelbſt wie gegen alle Anderen, ſonſt lebte es ſich leicht und angenehm mit ihm.

Die Nachrichten, welche der Ordonnanzoffizier, ein noch junger, hübſcher Mann in der kleidſamen Huſarenuniform, überbrachte, mußten ſehr unangenehm geweſen ſein, denn immer finſterer wurde das Geſicht des Generals, und wiederholt ſchon hatte er im heftigen Zorn ſo kräftig mit dem Fuße geſtampft, daß die Tiſche klirrten und die an ihnen arbeitenden Adjutanten einen Augenblick ganz verwundert aufſahen.

„Und Sie wiſſen ſicher, Capitain, daß auch in Lüneburg dieſe Schufte von Bürgern es gewagt haben, ſich zu empören, die franzöſiſchen Wappen abzureißen und die Gensdarmen und Beamten des Kaiſers zu verjagen?“ frug er im zornigen Ton den Huſarenofficier.

„Ganz zuverſichtlich, Ew. Excellenz, ich ſprach

ſelbſt den Commandanten der Gensdarmerie, Oberſtlieutenant Hothier, der, bei dieſer Gelegenheit verwundet, ſich jetzt zu den Truppen des Generals Morand geflüchtet hat. Die ganze Gegend zwiſchen Lüneburg und Harburg iſt bereits in vollem Aufſtand, die Bauern rotten ſich überall zuſammen, eine Art von Landſturm wird gebildet, und unſere einzelnen Patrouillen und Ordonnanzen können nicht mehr durchkommen," war deſſen Antwort.

„Sacristie, die Canaillen! Wer hätte dieſen dickköpfigen Deutſchen, die ſich ſonſt ſo geduldig wie die Schafe mißhandeln ließen, wohl ſo Etwas zugetraut! Aber wartet, Ihr Hunde, ich will Euch züchtigen, daß noch Eure Kinder und Kindeskinder an den General Vandamme mit Schrecken zurückdenken ſollen," brauſte der General wieder auf, und frug dann haſtig weiter. „Und die Ruſſen, wo ſtehen die, und von dieſen verwünſchten Preußen, die frech genug waren, uns den Krieg zu erklären, ſollen ſich bereits auch ſchon einzelne Haufen bis an die Unterelbe vorgewagt haben?"

„So viel wir beim Stabe des Generals Morand in Erfahrung bringen konnten, ſteht der Oberſt Tettenborn mit ſeinen Koſaken und wenigen ruſſiſchen Jägern in Hamburg, Harburg und am

rechten Elbufer; von Magdeburg her ſoll aber jetzt ein ruſſiſches Corps unter dem General Dörnberg von einigen Tauſend Mann Cavallerie und zwei Bataillonen Infanterie, worunter ſich ein preußiſches Bataillon befindet, in Anmarſch gegen Lüneburg ſein. Auch der Herzog von Mecklenburg rüſtet ſtark und hat den Hamburgern bereits ein Gardebataillon zur Hülfe geſandt," rapportirte der Officier weiter.

„Der Narr, was will der mit ſeinen paar hundert Mann. — Der Kaiſer war immer zu gnädig gegen all dies kleine Kroppzeug von deutſchen Fürſten und hätte ſie längſt ſchon eben ſo fortjagen müſſen, wie er es mit dem Braunſchweiger gemacht hat," brauſte der General haſtig auf. „Und in Hamburg, wie ſoll es da ausſehen? Der Beſitz dieſer Stadt iſt von dem wichtigſten Einfluß für uns."

„Der Jubel beim Einzug des Oberſten Tettenborn ſoll ſehr groß geweſen ſein. Jetzt wird eine hanſeatiſche Legion, die einige Tauſend Mann betragen ſoll, ausgerüſtet. Wie uns gemeldet worden, ſoll es aber mit dieſer Rüſtung nicht recht vorwärts gehen, es fehlt an Officieren und waffengeübter Mannſchaft, und von den reichen Hamburger Kaufherren ſollen manche auch ver-

flucht zähe mit ihren freiwilligen Beiträgen für dieſe Legion ſein, ſo daß kein Geld in den Kaſſen iſt," rapportirte der Officier weiter.

Ein höhnendes Lächeln überflog bei dieſer Meldung das Geſicht des Generals und ſpöttiſch rief er aus: „Dieſe Hamburger Krämer, was wollen die auch eine Legion ausrüſten! Ein einziges franzöſiſches Bataillon ſprengt den ganzen Haufen leicht auseinander. Aber zahlen ſollen ſie noch tüchtig, wenn wir nur erſt wieder in ihre Stadt eingerückt ſind, und dieſe albernen Fanfaronaden bei dem Einmarſch von Tettenborn's Koſaken ſollen ihnen ſehr theuer zu ſtehen kommen. Unverzeihlich war es übrigens vom General Cara St. Cyr, daß er Hamburg ſo bald räumte, da er doch mit ſeiner Garniſon die Stadt immerhin hätte behaupten können. Was will denn Volk und Volksaufſtand heißen! Eine gute Kartätſchenſalve und ein gehöriger Bajonettangriff, und all ſolch Geſindel ſtäubt ohne Weiteres auseinander; der Kaiſer ſollte den General für dieſe ſchmähliche Räumung von Hamburg nur vor ein Kriegsgericht ſtellen laſſen. Gerade in der jetzigen Zeit iſt doppelte Energie nothwendig, und jeder franzöſiſche Officier, der nur einen Augenblick ſeine Pflicht vernachläſſigt und nicht auf das Aeußerſte kämpft, verdient die Kugel vor den

Kopf. — Und wie ſteht es bei den Truppen im Corps des Generals Morand? Iſt der Geiſt gut? Ich hörte, es befänden ſich viele Deutſche darunter, ſind ſie noch ganz zuverläſſig?" frug er den Capitain weiter.

„Wir haben ein altes franzöſiſches Bataillon, das zwar ſchwach, aber vom beſten Geiſte iſt, und zwei formirte Compagnien vertriebener Douaniers bei uns. Dieſe Leute ſind faſt durchgängig ehemalige Soldaten und wüthend über die Beleidigungen, die ſie jetzt in Deutſchland erfahren haben, mitunter aber ſchon etwas zu ſehr des Dienſtes in der Front entwöhnt. Sonſt haben wir noch zwei franzöſiſche Geſchütze und einige Hundert Gensdarmen und Dragoner bei uns, die ſehr gut ſind. Von deutſchen Truppen ſtehen unter dem Befehl des Generals zwei ſächſiſche Infanteriebataillone und eine ſächſiſche Batterie. Die Mannſchaft iſt größtentheils noch jung und unerfahren, und ſoll theilweiſe ſelbſt von ſchlechtem Geiſte ergriffen ſein und von deutſcher Geſinnung und ähnlichem Unſinn ſprechen. Einige Kerle ſind ſchon aus dieſem Grunde deſertirt, und einem Unterofficier, der ſich ſogar vermaß zu ſagen, es ſei eine Schande, wenn in jetziger Zeit ein deutſcher Soldat gegen ſeine deutſchen Brüder fechten und dem franzö-

ſiſchen Intereſſe dienen werde, hat der General Morand zur Warnung erſchießen laſſen. Die ſächſiſchen Officiere ſind größtentheils gut für uns geſinnt, hoffen auf Avancement in dieſem Kriege, und wenn der Kaiſer einige Ehrenlegionskreuze unter ſie vertheilen und noch mehrere verſprechen laſſen würde, ſo möchte ihre Anhänglichkeit an Frankreich dadurch ſehr vermehrt werden. Uebrigens hat der General beſonders unter den Sachſen die Nachricht verbreiten laſſen, dieſer ganze Krieg ſei nur eine preußiſche Schwindelei, und Preußen habe die Abſicht, das Königreich Sachſen für ſich zu erobern und zu behalten. Auch unter den Bauern laſſen wir dies verbreiten, und der General hat eigens einen aus Hamburg geflüchteten deutſchen Zeitungsſchreiber in ſeine Dienſte genommen, der ſolche Proclamationen ſchreiben muß. Wir hoffen auf guten Erfolg hiervon," lachte der Huſarenofficier.

„Recht ſo," meinte der General, und auch ſeine finſteren Züge ſchienen ſich auf einen Augenblick zu erheitern. „Wir müſſen dieſe dummen Deutſchen aufeinander zu hetzen und ihre Uneinigkeit zu benutzen ſuchen, daß ſie ſich ſelbſt unter ſich aufreiben und wir lachend das Zuſehen haben. Wie können dieſe Dickköpfe es auch wagen, nur den

Gedanken zu hegen, eine große, mächtige Nation bilden zu wollen, wozu in Europa wir Franzoſen doch allein nur berufen ſind. Sagen Sie dem General, er möge ſeine Sachſen beſonders exponiren und vorzugsweiſe zu dem gefährlichſten Dienſt verwenden, die Franzoſen aber ſtets ſorgfältig ſchonen und in Reſerve behalten. Wären nur dieſe verdammten Preußen nicht da; ſie werden uns wahrſcheinlich noch Manches zu ſchaffen machen. Der Kaiſer Napoleon war im Jahre 1807 nur zu nachſichtig gegen ſie und hätte ſchon damals der Spielerei eines Königreichs Preußen ein Ende machen ſollen. Nun, das Jahr 1813 wird hoffentlich nicht vorübergehen, ohne daß dies Reich für immer vernichtet iſt. Es giebt dann wieder hübſche Fetzen Land an unſere getreuen Verbündeten zu verſchenken. Sagen Sie dem General Morand auch, er möge unter den ſächſiſchen Officieren die Nachricht verbreiten, der Kaiſer habe verſprochen, daß der König von Sachſen nach beendetem Kriege die ganze preußiſche Lauſitz und mehrere Kreiſe von Brandenburg noch erhalten ſolle, das freuet dieſe Herren und vermehrt noch ihren Eifer. — Und nun, Capitain, Sie ſind zwar vom Ritte hieher ſtark angegriffen, allein es hilft Nichts, im Dienſt darf man in jetziger Zeit keine Schonung kennen.

Eſſen und trinken Sie hier gut, wofür meine Adjutanten ſchon ſorgen werden, und in einer Stunde beſteigen Sie ein friſches Pferd und reiten zum General Morand nach Toſtädt zurück. In acht Stunden können Sie den Ritt machen, ſo daß Sie morgen früh bei Tagesanbruch beim General ankommen und ihm den ſchriftlichen Befehl zum ſofortigen Marſch nach Lüneburg einhändigen können. Theilen Sie dem General noch mündlich mit, es ſei mein ausdrücklicher Wille, daß er Lüneburg unter allen Umſtänden erobern und die Stadt für ihre bewieſene Frechheit dann tüchtig ſtrafen ſolle. Wenn auch die Soldaten dabei etwas plündern ſollten, ſo ſchadet es weiter Nichts und vermehrt nur ihre Kriegsluſt. Alle mit den Waffen in der Hand gefangenen Bauern und Bürger ſollen ohne Weiteres erſchoſſen werden, auch ſoll man ſich möglichſt vieler angeſehener Perſonen zu bemächtigen ſuchen, um ſie als Geißeln mit fortzuſchleppen. An Geld für Spione und zur Vertheilung an unſere Anhänger ſoll es der General nicht fehlen laſſen, die Vermögensconfiscationen der uns feindlichen Leute werden ſchon unſere Kaſſen wieder füllen. — Adieu, Capitain, viel Vergnügen bei der Einnahme von Lüneburg. Ich hoffe, in dieſem Feldzuge wird noch das Ehren-

legionskreuz Ihren Dollmann zieren." — Mit freundlichem Kopfnicken entließ nach dieſen Worten der General Vandamme den Huſarencapitain, der militäriſch grüßend Kehrt machte und dann in das Vorzimmer ging, um dort von einem Adjutanten vorerſt mit einem guten Abendeſſen und einer Flaſche feurigem Rheinwein, wonach ihm ſehr lüſtete, bewirthet zu werden, dann die nöthigen Papiere entgegen zu nehmen und ſeinen beſchwerlichen Rückritt wieder anzutreten.

Ein anderer Adjutant erſchien beim General, der inzwiſchen zu dem über der Landkarte niedergebeugten Officier getreten war, um von dieſem einige Erkundigungen einzuziehen, und meldete, daß das Kriegsgericht, welches über die drei Bauern, die ſich in ihrem Hauſe gegen franzöſiſche Soldaten widerſetzt hätten, urtheilen ſollte, beendet ſei und dieſe zum Tode verurtheilt hätte.

„Nun, ſo laßt die Kerle ohne Weiteres erſchießen, und ſtört mich nicht mit jeder ſolchen Kleinigkeit. Soll ich etwa ſelbſt als Corporal die Dutzend Soldaten commandiren, die hinreichen werden, um den Canaillen die Kugeln durch die Köpfe zu jagen?" fuhr der General, verdrießlich über die Störung, in heftiger Weiſe den Adjutanten an.

„Verzeihen Ew. Excellenz, aber der eine Bauer hat eine Tochter, ein hübſches, friſches Mädchen, die unten im Hauſe heult und inſtändig bittet, vor Ew. Excellenz gelaſſen zu werden, um das Leben der Ihrigen zu erflehen," antwortete der etwas betroffene Adjutant.

„Pah, ich habe jetzt andere Geſchäfte als das Geflenne einfältiger Bauerndirnen anzuhören! — Doch Sie ſagen, das Mädchen wäre jung und hübſch — nun, ſie wird wohl etwas nach dem Kuhſtall riechen, doch das ſchadete Nichts — deshalb könnte ich ſie immerhin vorlaſſen" — ſprach leiſe der General, und ein lüſterner Zug ſpielte dabei um ſeinen Mund, und ſeine großen dunklen Augen erhielten einen beſondern Glanz. Aber ſogleich ſchien er ſich eines Andern zu beſinnen, ſtrich mit der Hand über die Stirn, als wolle er alle frivolen Gedanken daraus entfernen, und fuhr wieder in dem vorigen ſtrengen Dienſttone fort: „Ob hübſch oder häßlich, es bleibt ſich ganz gleich, wir Alle haben jetzt andere Geſchäfte, als unſere Zeit mit ſchönen Dirnen zu vertrödeln. Und dann, die Inſurgenten muß ich doch erſchießen laſſen, ſchon des Beiſpiels wegen, und vorher mit der Tochter zu koſen und ſpäter ihren Vater zur Leiche zu machen — das iſt doch nicht

mein Geſchmack. Halten Sie mir alſo die weinende Kleine vom Halſe, Lieutenant, und ſorgen Sie dafür, daß die Verurtheilten ſogleich erſchoſſen werden. Die Soldaten können ihnen ja Laternen vor die Bruſt binden, danach zielt es ſich ſehr gut. Und noch Eins" — wandte er ſich an den Adjutanten, der ſchon fortzugehen im Begriff war: — „Es iſt mein Befehl, daß die Tochter weiter nicht inſultirt werde, und laſſen Sie dieſe unbeläſtigt fortgehen. Wir Franzoſen führen gegen keine Weiber Krieg, wenn ſie uns ſich nicht gutwillig ergeben wollen. — Ein= für allemal, meine Herren, merken Sie es ſich," ſprach er jetzt mit ſo lauter Stimme, daß alle Adjutanten mit ihren Arbeiten aufhörten und aufmerkſam lauſchten, „ich begnadige in jetziger Zeit niemals, wenn das Kriegsgericht zum Tode verurtheilt hat, werde überall mit der äußerſten Strenge auftreten, denn ich halte ſolche für noth= wendig, um die ſo vielfach ſchon aufflackernde Flamme der Empörung noch ſogleich im Keime zu erſticken, und ertheile Ihnen den beſtimmten Befehl, alle Gnadengeſuche ſtets abzuweiſen und keine Perſonen, wes Standes ſolche auch immerhin ſein mögen, die mir derartige Bitten vorzutragen wünſchen, unter irgendwelchen Umſtänden vor= zulaſſen. Es wäre dies nur eine unnütze Zeit=

verſchwendung. Alſo merken Sie ſich dies, meine Herren," ſchloß er ſeine Rede und beugte ſich dann wieder eifrig über die große Landkarte.

„Lieutenant Graf Rochefort," rief er einige Augenblicke ſpäter, und ein ſehr hübſcher, junger Adjutant, deſſen roſiges Geſicht noch nicht von vielen, bereits beſtandenen Strapazen Zeugniß ablegen konnte, erſchien ſogleich aus dem Nebenzimmer.

„Beſteigen Sie auf der Stelle ein Pferd und bringen dieſe Ordre an den General Dufour, der mit ſeiner Diviſion ſchon auf dem Marſche von Weſel hieher ſein wird. Sagen Sie ihm noch außerdem mündlich, ich wünſche dringend, daß er ſeinen Marſch beeilen möge, da ich bald an 24,000 Mann hier beiſammen haben wolle, um gegen Hamburg aufzubrechen und dieſer Stadt die verdiente Strafe zu geben. Nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie keinen Koſaken in die Hände fallen, die ſchon weit umherſchweifen ſollen. Adieu." Mit einem kurzen „zu Befehl, Excellenz" verließ der junge Officier das Zimmer, um ſogleich ſeinen gefährlichen Ritt anzutreten.

Noch mehrere Stunden bis tief in die Nacht hinein herrſchte in den oberen Zimmern des Generals Vandamme dieſe vielfache, lebendige

und doch höchst geregelte Thätigkeit. Adjutanten gingen und kamen, die vielfachsten Geschäfte wurden mit der größten Schnelligkeit erledigt und der General selbst, bei seiner eisernen, durch stete Uebung äußerst abgehärteten Natur, gönnte sich nicht die nöthige Zeit, um nur die durchnäßten Kleider mit trockenen zu vertauschen, sondern arbeitete ununterbrochen weiter.

Auf der untern Hausflur fand inzwischen eine äußerst traurige Scene statt. Der Adjutant des Generals, der den Auftrag erhalten hatte, die drei gefangenen Bauern erschießen zu lassen, traf sogleich die nöthigen Anstalten, um dies Geschäft möglichst bald abzumachen. Ein Gensdarm mußte von der nächsten Hauptwache einen Zug Infanteristen unter dem Befehl eines alten Sergenten holen, die vor dem Hause aufmarschirten. Die Ladung der Gewehre wurde nochmals mit dem Ladestock fest aufgesetzt, frisches Pulver auf die Pfanne, geschüttet und die Soldaten waren bereit, ihr blutiges Werk zu verrichten. Um bei dem stürmischen Wetter nicht zu weit marschiren zu müssen, hatte man einen Platz auf einem Kirchhofe innerhalb der Stadt zur Richtstätte bestimmt.

Die drei gefangenen Bauern waren inzwischen von den Gensdarmen aus ihrer Ecke geholt

worden, und der Adjutant las ihnen in aller Eile das Urtheil des Kriegsgerichts vor. Zwar verſtanden die Unglücklichen von dieſem franzöſiſchen Urtheil kein Wort, doch konnten ſie ſich nicht darüber täuſchen, daß ihr Tod darin ausgeſprochen ſei und ſie ſolchen in der nächſten Zeit erleiden müßten.

Verſchieden war der Eindruck, mit dem dieſe drei Männer ſolche Nachricht empfingen. Der alte Bauer, eine ehrwürdige Erſcheinung, deſſen von einem Kamme hinten feſtgehaltenes langes weißes Haupthaar ſich jetzt gelöſt hatte, hörte das Todesurtheil mit großer Ergebung an. Kaum ein Zug ſeines vielgefurchten Geſichts veränderte ſich, ſeine großen Augen blieben thränenlos, und mit bewegter, halblauter Stimme ſprach er die Worte: „Gottes Wille geſchehe, wie immer, ſo auch hier. Ich hatte zwar gehofft, dereinſt ruhig in meinem Bette zu ſterben, doch wenn es nicht anders ſein ſoll, ſo muß ich mich auch darein ergeben.“ Sein Sohn, in deſſen Adern noch jugendfeueriges Blut wallte, nahm die Nachricht nicht ſo gefaßt auf. Eine lebhafte Aufregung röthete ſein Geſicht, ſein Auge blitzte lebendig, drohend ballte er die gefeſſelten Hände gegen die Gensdarmen und rief mit zorniger Stimme: „Dafür, daß wir

unſer Eigenthum gegen dieſe franzöſiſchen Spitzbuben vertheidigten, ſollen wir nun auch noch erſchoſſen werden. Das iſt ſchändlich! — Wir ſind zwar jetzt wehrlos, doch unſer Blut komme über Euch, Ihr Henkersknechte, und unſere Brüder werden unſern Tod ſchon rächen.“

Der junge Knecht, der Bräutigam des Mädchens, war am Meiſten von dieſem Urtheil erſchüttert, denn das Leben ſchien ihm noch ſo ſchöne Hoffnungen erfüllen zu wollen. Er ſank vor Entſetzen faſt in die Kniee, weinte noch lauter als früher, und ſtieß ſchluchzend die Worte aus: „Und jetzt ſoll ich ſterben, wo ich ſo ſicher hoffte, in dieſem Sommer noch meine Braut heirathen zu können? Ich habe ja gar keinen Franzoſen todtgeſchoſſen, ſondern nur den Einen, der meine Marieken küſſen wollte, mit der Wagenrunge einen Klapps über den Kopf gegeben, daß er hintorkelte. — Oh, meine Herren, laſſen Sie mich doch leben, ich bin ja noch ſo jung und habe gar keine Luſt zum Sterben,“ jammerte er weiter, bis ihn endlich der Sohn des Bauern unwillig anſtieß und ausrief. „So halte doch Dein Maul, Chriſchan, und ſchäme Dich, dieſen franzöſiſchen Schuften nur ein gutes Wort zu geben, was überdies ja doch Nichts hilft. Da faſſ' Courage und ſtirb

muthig, wie es ſich für einen Hannoveraner paßt. Einmal muß ja doch geſtorben ſein.“ Dieſer einfache Troſt verfehlte nicht ſeine Wirkung, und auch der Knecht trat ungleich gefaßter ſeinen letzten, ſchweren Gang an, obgleich er freilich ſein Schluchzen nicht unterdrücken konnte.

Die Verzweifeltſte von Allen war aber das junge Mädchen, die in den nächſten Augenblicken Vater, Bruder und Bräutigam verlieren ſollte. Sie ſchrie vor Schmerz ſo gellend auf, daß es weit durch das ganze, große Haus erſcholl, warf ſich vor dem Adjutanten auf die Erde, umfaßte ſeine hohen Reiterſtiefel, und flehte ihn bei Allem an, was ihm auf Erden heilig und theuer ſei, er möge das Leben der Ihrigen retten. Zwar konnte der Adjutant nicht Deutſch genug, um alle dieſe rührenden Bitten des verzweifelten Mädchens zu verſtehen, allein ihren furchtbaren Schmerz verſtand er wohl, und ſelbſt ſein durch vieljähriges rauhes Kriegsleben ziemlich abgehärtetes Herz fühlte ſich dadurch bewegt.

„Sacrebleu — ein höchſt unangenehmer Befehl, den mir der General da ertheilt hat — ich will lieber dreimal allein gegen eine Batterie anreiten, als ein einziges Mal wieder eine ſolche Execution commandiren,“ murmelte er ſehr mißver-

gnügt zu dem nächſten Gensdarmen. — „Was darf ich aber dabei thun. Die Execution ſoll noch an dieſem Abend vollzogen werden, lautet die Ordre, und ein Befehl des Grafen Vandamme muß auf die Minute vollführt werden. — So ſteh' auf, mein Kind, es hilft Dir ja doch Nichts, ich kann bei der Sache Nichts ändern," ſprach er gutmüthig zu dem noch immer ſeine Kniee umfaſſenden Mädchen. — „Gensdarm Verry — faſſen Sie das arme Ding um den Leib, heben Sie ſie dann auf und führen ſie ſorgſam zur Thür hinaus und in ein anderes Haus," befahl er dann dem alten Gensdarmen, der ſich vorhin ſchon des Mädchens angenommen hatte.

Nicht ohne Mühe gelang es dieſem, die Arme des Mädchens von den Füßen des Officiers zu löſen und ſie dann emporzuheben. Ganz bleich und ſtarr vor Schmerz war ihr Geſicht geworden, und ſie, die noch vor wenigen Tagen ſo blühend und friſch und von der ſchönſten Hoffnung beſeelt in die Zukunft geſehen hatte, war nun eine Andere. Noch einmal riß ſie ſich von dem Gensdarmen, der ſeinen Auftrag mit großer Schonung vollzog, los, und flog an die Bruſt des Vaters, ihr Haupt auf deſſen Schultern ſtützend.

„Gott ſegne Dich, mein Kind, — bleib' auch

fernerhin in Deinem ganzen Leben gut und fromm," ſprach der alte Bauer jetzt gerührt, und aus ſeinem Auge quoll dabei eine Thräne. — „Haus und Hof gehören jetzt Dein, verwalte ſie vernünftig und gieb den Armen ihr reichlich Theil davon ab. — Und nun, Marieken, nimm vom Bruder und Bräutigam den letzten Abſchied und dann gehe fort und mache uns den Gang zum Richtplatz nicht allzuſchwer," endete er ſeine Rede, die bleiche Stirn der Tochter noch herzlich küſſend. Auch vom Bruder nahm die Schweſter jetzt den Abſchied. „Weine nicht, Marieken, die franzöſiſchen Schufte hier freuen ſich ſonſt darüber," ſagte der auch jetzt noch kräftige und muthige Jüngling. — „Schweſter, verſprich mir, daß Du alle die Rüſtungen gegen die Franzoſen recht unterſtützeſt und kein Geld ſparſt, um freiwillige Beiträge für unſere Soldaten zu geben. Den jungen Braunen, den ich hatte, den ſoll auch nur ein deutſcher Reiter, der gegen dieſe Tyrannen den Säbel zieht, bekommen. — Und Marieken, wenn Du jemals noch ſpäter heirathen ſollteſt, — dann nimm nur einen frühern Soldaten, der gegen die Franzoſen recht wacker gekämpft hat, und keinen Andern zum Mann."

„Alles will ich Dir verſprechen, aber Letzteres

nicht, denn niemals werde ich heirathen, aber ſo viel ich kann, will ich Euch rächen helfen," antwortete das Mädchen, deren bis dahin ſchüchternes und weiblich blödes Weſen durch den ungeheuren Schmerz, den ſie hatte erdulden müſſen, jetzt plötzlich ſehr feſt, ja ſelbſt hart geworden war.

Nun war noch der Abſchied von ihrem Bräutigam zu nehmen, den ſie bis dahin ſo zärtlich geliebt hatte, wenn ihr auch ſein jetziges, zaghaftes Weſen faſt unbewußt einen unangenehmen Eindruck gemacht. Faſt ſchien es, als könnten Beide nicht von einander laſſen, ſo innig hielten ſie ſich umſchlungen, obgleich kein Wort ſonſt von ihren Lippen kam.

Es mußte endlich hier ein Ende gemacht werden, und leiſe gab der Officier dem Gensdarmen einen Wink, das Mädchen abermals zu umfaſſen und dann ſogleich zum Hauſe hinauszuführen, denn es drängte ihn, den für Alle höchſt peinlichen Auftritt nicht zu ſehr zu verlängern. Ohne Widerſtreben folgte jetzt das Mädchen, und ungleich feſter und kräftiger, als noch vor einigen Minuten, als ſie aufgelöſt vor Schmerz zu den Füßen des Officiers kniete, war jetzt ihr Weſen. Sie hatte nunmehr einen fernern Zweck ihres faſt vernichteten Lebens, die Rache, und dadurch war auch

die Kraft feſt in Seele und Körper bei ihr zurückgekehrt. Sie wies ſtolz den Arm des alten Gensdarmen, der ſie geleiten wollte, zurück, wandte ſich an der Thür noch einmal zu den Ihrigen um, und die Worte ausrufend: „So lebt denn wohl für dieſes Leben, ſo viel ich kann, werde ich Euch zu rächen ſuchen!“ verſchwand ſie in der dunklen Nacht.

Der Adjutant des Generals Vandamme beeilte ſich jetzt, die etwas verzögerte Hinrichtung möglichſt zu beſchleunigen. Einige Gensdarmen nahmen die drei Verurtheilten, die mit feſten Schritten und männlicher Haltung einhergingen, zwiſchen ſich, der Zug Infanterie folgte und ſo eilte man nach dem zur Execution beſtimmten Platz. Hier wurden den drei Männern die Feſſeln abgenommen, und kräftig ſchüttelten ſie ſich noch zuletzt die Hände und ſagten ſich ein herzliches Lebewohl — auf baldiges Wiederſehen in einem beſſern Jenſeits. Eine kleine hellbrennende Laterne ward nun Jedem der Verurtheilten vor die Bruſt gebunden, damit die zum Schießen beſtimmten Soldaten ſolche zum Zielpunkt nehmen könnten. Jetzt ſtellte man ſie dicht neben einander und aus der Nähe von wenigen Schritten richteten ſich die Läufe von acht Gewehren auf jeden

Einzelnen. Hinter den Soldaten ſtellte ſich der befehligende Sergent und der Adjutant, der das Ganze leitete, nebſt einem Tambour auf. Ein kurzer Wirbel und die Soldaten legten die Gewehre an, bei einem zweiten krachten vierundzwanzig Schüſſe, und drei ſchlichte, wackere deutſche Ehrenmänner ſtürzten leblos in ihrem Blute zuſammen. Gar mancher Bewohner Bremens, der noch am ſpäten Abend dieſe Salve hörte, kannte ihre Bedeutung und richtete ein frommes Gebet für die Seelen der ſo eben Getödteten, mit dem ſich bei Vielen auch wohl der Wunſch nach Wiedervergeltung für ihre Mörder vereinte, an den allmächtigen Schöpfer.

„Es ſind nicht die Erſten, die wir da erſchießen und werden auch gewiß nicht die Letzten ſein, denn General Vandamme wird noch ein ſtrenges Strafgericht hier halten," ſprach gleichmüthig beim Zurückmarſch der Sergent zu dem Adjutanten, und achſelzuckend und unangenehm von der ſo eben erlebten Scene bewegt, antwortete dieſer ein kurzes „Leider".

Nur zu ſehr hatte er Recht hierin gehabt, denn mit blutiger Strenge hauſte der General noch fernerhin in dieſer Gegend. Wer nur irgendwie bei der Erhebung gegen das franzöſiſche Joch

ſich betheiligt und ſich nun nicht geflüchtet hatte, den traf ſchwere Strafe. Allein einige vierzig Perſonen verſchiedener Stände ließ der unerbittliche General in Bremen erſchießen, und auch an anderen Orten übten die Standgerichte ihr hartes Werk, und das Blut vieler edler Männer röthete auf der Richtſtätte die deutſche Erde. Sollte doch aus ihm die köſtliche Frucht der allgemeinen Volkserhebung erſt hervorgehen, denn gerade dieſe vielen grauſamen Strafen ſteigerten nur die Erbitterung des Volkes, und ſtatt dadurch abgeſchreckt zu werden, eilten immer mehr Männer und Jünglinge unter die verſchiedenen Freicorps. Aus dem Namen General Vandamme machte der Volksmund der norddeutſchen Küſtengegend zwiſchen Elbe und Weſer aber General „Gottverdam", und unter dieſer Benennung lebt er noch jetzt als ein Gegenſtand des Schreckens und Abſcheues dort fort.

3.

Der Kampf in Lüneburg.

In der alten, weitläufig gebauten Stadt Lüneburg, die ſchon in den Zeiten des Mittelalters als anſehnlicher Handelsort nicht ohne Bedeutung war, herrſchte am Frühmorgen des erſten Aprils dieſes ereignißvollen Jahres eine große Aufregung. Trotz des höchſt unfreundlichen Wetters ſammelten ſich „auf dem Sande", ſo heißt die Hauptſtraße dort, und dem geräumigen Marktplatze größere Volksgruppen, alle Läden waren geſchloſſen, in den Werkſtätten ward gefeiert, überall ſah man ängſtlich umherlaufende Menſchen jeden Alters, Standes und Geſchlechtes, und ein haſtiges Fragen, Antworten, mitunter auch wohl ſchon Klagen und Seufzen, hier und da von einem kräftigen Fluche unterbrochen, war auf Märkten, Straßen und überall, wo ſich mehrere Menſchen zuſammenfanden, vernehmbar. Noch in der Nacht

war mit ſchweißtriefenden, ſchmutzbedeckten Pferden der Bauer Bruhn in die Stadt gekommen und in ſeiner Begleitung der hier ſeßhafte, allen ihren Einwohnern wohlbekannte Hauſirjude Iſaack. Beide Männer hatten ſogleich die Wohnungen angeſehener Magiſtratsbeamten und ſonſtiger Perſonen von Bedeutung aufgeſucht, dieſe aus den Betten herausgeholt und Iſaack dann ihnen die wichtige Nachricht mitgetheilt, wie er ſicher wiſſe, daß der General Morand mit ungefähr 3000 Mann in Eilmärſchen gegen Lüneburg marſchire und vielleicht ſchon am heutigen Tage hier eintreffen werde. Wie ein Blitzſtrahl aus heiterem Himmel erſchreckte dieſe Nachricht, die gleich einem Lauffeuer die ganze Stadt durchflog, die geſammte Einwohnerſchaft. Zu ſehr hatte man ſchon in voreiliger Siegesfreude geſchwelgt, zu feſt gehofft, niemals wieder Franzoſen, die man überall geſchlagen und zurückgedrängt glaubte, wieder einziehen zu ſehen, als daß dieſe plötzliche Schreckensbotſchaft nicht ſogleich die größte Beſtürzung erregte.

Ein nicht geringer Theil der Bewohner gab ſich anfänglich den Anſchein, die Wahrheit dieſer Botſchaft bezweifeln zu wollen. „Es ſei ja nur ein Packenjude, der ſie gebracht habe, ſo ein Kerl ſei von Natur äußerſt feige, das verſtehe ſich von

ſelbſt, wer weiß, was der geſehen habe, und es ſei überhaupt fraglich, ob nicht irgend ein franzöſiſcher Gensdarm oder Zollbeamter ſich den Spaß gemacht, die ganze Geſchichte von dem Anmarſch Morand's dem Juden vorzulügen und ihm dadurch einen Schrecken einzujagen." Solche und ähnliche Reden wurden hier und da hörbar. Es fehlte wirklich nicht viel, ſo wären dem alten Iſaack ſogar grobe, thätliche Mißhandlungen für ſeinen patriotiſchen Eifer geworden, denn ein Haufe des niederſten Pöbels hatte ihn bereits umringt, und das wüſte Geſchrei: „Was hat der Schmuſer hier für Lügen zu verbreiten und ehrlichen Chriſten unnütze Angſt einzujagen," oder „Hängt den Juden auf, er iſt ein franzöſiſcher Spion, ſo ein Kerl verräth um einen Thaler die ganze Stadt," und wie dergleichen rohe und unvernünftige Schimpfereien noch weiter lauteten, erſchollen aus deſſen Mitte. Mit dem Rücken gegen ein Haus gelehnt, hielt der Hauſirer ſeinen dicken, eiſenbeſchlagenen Knittelſtock feſt in der Rechten, entſchloſſen, Jeden, der es wage ihn anzurühren, ſogleich damit über den Kopf zu ſchlagen. So hoch und ſtolz aufgerichtet, daß er dadurch um einige Zoll größer erſchien, war in dieſem Augenblick ſeine ſonſt ſo vornübergebeugte Geſtalt, ſein Auge blitzte kühn, und

ein ungemein verächtlicher Ausdruck lag in ſeinem ganzen Geſichte. Trotz der muthigen Gegenwehr, die er ſicherlich geleiſtet haben würde, hätte der Hauſirer doch ſehr leicht Mißhandlungen von dem rohen Pöbelhaufen erdulden müſſen, wenn nicht zum Glück der alte Bruhn mit noch mehreren anderen Bauern der Umgegend zu ſeiner Hülfe erſchienen wären. Mit nicht ſehr höflichen, aber deſto wahreren Worten ſchalt dieſer das Geſindel, und bald einſehend, daß ſie auch bei einer etwaigen Prügelei mit deſſen derben Begleitern entſchieden den Kürzern ziehen und nur blutige Köpfe und blaue Rücken nach Hauſe tragen würden, liefen die Kerle ſchnell auseinander.

Unter den Magiſtratsperſonen und den höheren Officieren der erſt in der Errichtung begriffenen Bürgerwehr herrſchte anfänglich große Rathloſigkeit. Der Einmarſch des Generals Morand war ſehr zu fürchten, denn man konnte ſicher ſein, daß er ein ſtrenges Strafgericht über die Stadt wegen ihrer Vertreibung der Franzoſen verhängen würde. Wenn irgend möglich, mußte man daher verſuchen ſeinen Schaaren ſo lange Widerſtand zu leiſten, bis die Ruſſen und Preußen, die, wie man ſicher wußte, ſchon in der Gegend von Hitzacker ſtanden, herbeigerückt waren. Mehrere

berittene Eilboten, denen man die beſten Pferde der Stadt gegeben hatte, wurden ſogleich mit der dringendſten Bitte um ſchleunige Hülfe an dieſe Generäle abgeſandt. Ob es aber möglich ſein werde, den Franzoſen mit Erfolg wirklich ſo langen Widerſtand zu leiſten, bis die Verbündeten eingerückt ſein konnten, war eine ſehr zweifelhafte Frage, die jetzt lebhaft berathen wurde. Die Möglichkeit eines derartigen Widerſtandes war freilich gegeben, denn von früheren Zeiten her beſaß Lüneburg noch Gräben und Mauern und mit Thürmen verſehene Thore. Zwar waren dieſe Anlagen ſehr verfallen, hatten Lücken und Löcher und konnten einem ernſthaften Angriff nicht einige Tage widerſtehen, allein gegen den erſten bloßen Anlauf gewährten ſie doch einigermaßen Schutz. Der General Morand führte, wie der lange Iſaack ſicher wußte, nur leichtes Feldgeſchütz bei ſich, ſeine Soldaten, meiſtens nur aus jungen Conſcribirten beſtehend, mußten von dem Marſch bei dem ſchlechten Wetter und den grundloſen Wegen ſicherlich ſehr angegriffen ſein, und ſo durfte man hoffen, daß er ſtutzen und vielleicht einige Zeit verzögern würde, bis er ſich entſchlöſſe, die verſchloſſenen Thore von Lüneburg mit Gewalt zu erſtürmen. Die Stadt beſaß kräftige und entſchloſſene Männer

in genügender Zahl, um die Wälle gut zu beſetzen; einige alte Officiere und Unterofficiere, die wenigſtens einen Begriff von Krieg und Kriegsweſen hatten, um Führerſtellen abgeben zu können, waren auch vorhanden, und ſo konnte man doch immerhin den Feinden den Einmarſch etwas verzögern. „Zeit gewonnen, Alles gewonnen," mußte es hier aber heißen. Nur der große Mangel an Schußwaffen und Munition war für eine etwaige kräftige Vertheidigung ſehr hinderlich. Die franzöſiſche Gewaltherrſchaft hatte überall den Beſitz der Waffen auf das Strengſte unterſagt, und ſo waren kaum einige Hundert Jagdgewehre oder alte verroſtete Flinten, die mitunter nicht mehr losgedrückt werden konnten, in der Stadt. Auch Pulver war nur in geringen Quantitäten bei einigen Kaufleuten zu finden, und außer einigen faſt gänzlich unbrauchbaren Böllern waren keine Geſchütze vorhanden. Mit Piken und Knitteln aber ſich gegen reguläre Truppen, die von einem franzöſiſchen Diviſionsgeneral befehligt wurden, vertheidigen zu wollen, war immerhin eine ſehr mißliche Sache, die gar leicht höchſt unglücklich ablaufen konnte. Die Parthei der Zaghaften und Aengſtlichen — und wo findet man nicht ſolche erbärmliche Philiſterſeelen, benutzte dieſen Mangel an Waffen und Munition, um die

völlige Nutzloſigkeit eines Verſuches zum Widerſtande auszuſprechen und auf das Dringendſte davon abzurathen. Es ſei höchſt frevelhaft, ſolchen nur verſuchen zu wollen, denn die Franzoſen würden trotzdem mit leichter Mühe in die Stadt einmarſchiren und dann, über dieſe Feindſeligkeiten erbittert, ein ungleich härteres Strafgericht dort anſtellen, als ſonſt, wenn man ihnen die Thore von ſelbſt öffnete und demüthig für die begangene That um Entſchuldigung bitte, der Fall ſein möchte. Es ward von dieſen Furchtſamen, zu denen leider ſelbſt mehrere vornehme und vermögende Bewohner gehörten, auch das Gerücht ausgeſprengt, der General Morand habe erklärt, er wolle Gnade vor Recht ergehen laſſen, wenn man ihn nur demüthig um Verzeihung bitten und ſeine Truppen ſogleich auf das Beſte empfangen werde; ſollte man aber gar ſo verblendet ſein, auch jetzt noch einen Widerſtand zu verſuchen, ſo kenne er gar keine Schonung mehr, ſondern werde die Stadt ohne Weiteres mit Brandraketen beſchießen und nach erfolgter Einnahme durch ſeine Soldaten ausplündern laſſen. Daß ſolche Nachrichten nicht geringen Schrecken verbreiteten, und beſonders auch ſehr viele Frauen immer mehr klagten und dringend zur ſofortigen Uebergabe

riethen, war natürlich. Auch die Parthei der heimlichen Franzoſenfreunde in der Stadt fing ſogleich an, etwas ſicherer aufzutreten und ſuchte dieſe allgemeine Verwirrung möglichſt für ihre Zwecke auszubeuten. Dieſe Menſchen riethen zur unbedingten Ergebung und ſuchten es ſogar als das Beſte für das Wohl der Stadt Lüneburg darzuſtellen, wenn man ſchon eine Deputation dem General Morand möglichſt weit entgegenſende, demüthig um ſeine Verzeihung bitte und ihn auffordere, ſeinen Marſch zu beſchleunigen und ſeinen Einzug zu halten, bevor die Ruſſen ankommen könnten. Es wurden dabei von dieſer Parthei die übertriebenſten Gerüchte von der ungeheuren Macht, welche Napoleon bereits wieder entfaltet habe, verbreitet und die großen Heereshaufen, die ſchon den Rhein überſchritten hätten, um in Deutſchland die franzöſiſche Herrſchaft zu ſichern, aufgezählt. Ungleich ſtärkern Glauben, als noch am geſtrigen Tage der Fall geweſen wäre, fanden aber jetzt dieſe Schilderungen, denn der unerwartete Marſch des Generals Morand hatte gar viele Einwohner gewaltig eingeſchüchtert und auf's Neue die ſchon ſehr wankend geweſene Ueberzeugung von der Uebermacht der Franzoſen weſentlich verſtärkt. So gingen überall die Anſichten

der Bewohner in der guten Stadt Lüneburg auseinander, die Zaghaften ſtanden den Muthigen, die Franzoſenfreunde den wahrhaft deutſch Geſinnten gegenüber, und es herrſchte all und überall ein Hin- und Hergerede, und ein Gezanke und Geſtreite, wie es in dem ſonſt ſo friedlichen Orte ſeit langer Zeit nicht mehr vorgefallen war. Bei alledem verſtrich aber die ſo koſtbare Zeit ziemlich nutzlos, es ward mehr geſprochen als gehandelt, und die bisher zur Vertheidigung getroffenen Anſtalten waren nur äußerſt geringfügig. Faſt ſchien es ſogar, als ob die Parthei der Zaghaften die Oberherrſchaft gewinnen würde, und ein wohlhabender Particulier, der bisher am Lebhafteſten gegen den Verſuch des Widerſtandes geeifert hatte, wollte ſchon ſeinen eleganten Wagen anſpannen laſſen, um mit noch einigen anderen Geſinnungsgenoſſen dem General Morand entgegen zu fahren, dieſem die demüthige Unterwerfung von Lüneburg zu verkünden und um ſeine Gnade zu bitten, da gewannen noch in der letzten Stunde die muthigen Freunde des Kampfes im eigentlichen Kerne der Bürgerſchaft die entſchiedene Oberhand. Beſonders ein junger, ſehr befähigter Weinhändler Klepper wußte mit lebendigen Worten zur Vertheidigung zu ermahnen, und ſeine feurige Rede

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK "MÜNCHEN"

fand überall den lauteſten Wiederhall. Auch der alte Bruhn, obgleich er als Bauer nicht mit ſo gewichtigem Nachdruck zu den Städtern reden konnte, als er dies bei ſeinen bäuerlichen Standesgenoſſen entſchieden vermochte, forderte laut zum Widerſtand auf, und erklärte für ſeine Perſon, in den vorderſten Reihen der Vertheidiger kämpfen zu wollen. Mehrere andere in der Stadt anweſende Bauern und Knechte aus den Haidedörfern traten, wie ſie dies gewohnt waren, ſogleich auf ſeine Seite. Solch Beiſpiel beſchämte aber manche Bürger, die bisher noch unentſchloſſen waren, ſie wollten ſich von den Bauern im Patriotismus nicht übertreffen laſſen, und das Verlangen, man ſolle es verſuchen, die Stadt ſo lange zu vertheidigen, bis die Ruſſen herangekommen ſein würden, ward jetzt ſo allgemein, daß alle anderen Stimmen dagegen verſtummen mußten.

In größter Eile wurden nun die Thore geſchloſſen und möglichſt befeſtigt, und die Wälle mit bewaffneten Bürgern beſetzt. Es fehlte aber an gehöriger Einheit der Leitung, an Kriegsgeübtheit der hier befehligenden Männer und an den nöthigen Waffen, und ſo konnte ſich kein Einſichtsvoller verhehlen, daß ſelbſt beim beſten Willen die Vertheidigung gegen einen nur etwas ernſthaften An-

griff ſehr ſchwach ausfallen würde. Höchſtens konnte man hoffen, die Franzoſen nur einige Stunden aufzuhalten; kamen inzwiſchen die Verbündeten, denen man auf's Neue Eilboten geſchickt hatte mit der dringenden Aufforderung, ihren Marſch zu beſchleunigen, an, ſo war Lüneburg gerettet, wo nicht, dann freilich einem deſto härtern Schickſal preisgegeben. Der jetzt emporgeſtachelte Eifer des Volkes dachte allerdings nicht an eine ſolche Beſorgniß, alle ängſtlichen oder im Innern den Franzoſen freundlich Geſinnten hatten ſich in die verborgenſten Zimmer ihrer Häuſer zurückgezogen; wer jetzt noch auf den Straßen ſich zeigte, war guten Muths und von geſchäftiger Thätigkeit. Im Innern der Häuſer konnte man freilich gar viele traurige Scenen erblicken. Händeringen, Jammern und Klagen gab es dort überall, und mehr als eine um ihr Hab und Gut bangende Hausfrau verwünſchte laut den unbeſonnenen Eifer Derer, die jetzt zur Vertheidigung aufgefordert hatten. In aller Eile wurden die werthvollſten Beſitzthümer in den Kellern oder Gärten vergraben oder ſonſt in den verborgenſten Winkeln verſteckt, denn man fürchtete eine allgemeine Plünderung der Stadt, wenn es den Feinden wirklich gelingen ſollte, ſich den Eingang zu erzwingen.

Dringend wünſchenswerth war es jetzt, genau zu wiſſen, wie weit die Franzoſen noch von Lüneburg entfernt ſein möchten, und ſo erbot ſich der alte Bauer Bruhn mit noch einem jüngern Begleiter, auf Recognoscirung auszureiten. Jetzt, wo es kriegeriſche Ereigniſſe gab, ſchien bei dem wackern Mann der frühere Soldatengeiſt wieder mächtiger als je hervorzutreten und der altgediente Dragonerwachtmeiſter den Bauern zu verdrängen. Er hatte ſich von einem Bekannten in der Stadt einen zwar ſehr alterthümlichen, aber noch ganz brauchbaren Pallaſch, der vielleicht aus dem dreißigjährigen Kriege herſtammte, geliehen und eben ſo auch große Sporen an ſeine hohen Waſſerſtiefel geſchnallt. Es war wirklich, als ob das Raſſeln des Pallaſches auf dem Pflaſter den ſonſt ſo ruhigen und bedächtigen Mann elektriſire, ſo lebendig ward plötzlich ſein Gang, ſo ſtolz blitzte ſein Auge, ſo ſicher trat er zwiſchen allen den vornehmen Stadtherren auf. Einer der ſchönen, ſelbſtgezogenen Hengſte, die er vor ſeinen Wagen geſpannt hatte, war ſchon häufig zu Hauſe von ihm geritten worden, und ward jetzt mit einem geliehenen Zaum und Sattel zu dieſem Recognoscirritt ausgerüſtet. Zwar bäumte das muthige, inzwiſchen ſchon wieder vollſtändig ausgeruhte

Thier ſich hoch auf, als zuerſt der ungewohnte Pallaſch an ſeine Flanken ſchlug, allein mit ſicherer Fauſt wußte der Bauer es zu bändigen, und zeigte, daß er die frühere Reitergeſchicklichkeit des altgedienten Dragoners auch bei ſeiner jetzigen friedlichen Beſchäftigung noch nicht verloren hatte. Mit nicht geringer Spannung ſahen viele Bewohner die beiden Reiter zum Thore hinaustraben, denn außer der Botſchaft des langen Iſaack war noch immer keine nähere Nachricht über den Marſch des Generals Morand eingetroffen, und es gab auch jetzt noch gar Manche, die im Geheimen hofften, der Hauſirer habe ſich getäuſcht, und die gefürchteten Feinde würden gar nicht, oder doch erſt ſo ſpät, daß inzwiſchen die Verbündeten angekommen ſein müßten, vor Lüneburg anlangen. Wie bald aber ſollten dieſe ſchwachen Hoffnungen vernichtet werden.

Kaum eine halbe Stunde mochte Bruhn mit ſeinem Begleiter aus dem Thore von Lüneburg auf der Straße nach Harburg zu fortgetrabt ſein, da erblickten ſie aus der Ferne ſchon die Spitzen der anmarſchirenden feindlichen Colonnen. Der Begleiter des Bauern, ein junger, wohlhabender Kaufmann, hatte das Herz auf dem rechten Flecke ſitzen, ritt dabei ein gutes, raſches

Pferd, und ging daher bereitwillig auf den Vorschlag des Erstern ein, die Feinde möglichst nahe herankommen zu lassen, um ihre Stärke genau übersehen zu können. „Unsere Pferde holen diese schlechten französischen Reiter mit ihren plumpen Gäulen doch nicht ein, und so wollen wir die Kerle so dicht herankommen lassen, daß wir bequem ihre Zahl sehen können, um auch in Lüneburg genaue Nachrichten abzustatten," meinte Bruhn, und gern pflichtete sein Begleiter bei. So trabten denn die Reiter unbesorgt auf die feindliche Colonne zu und bogen erst in der Entfernung von einigen Hundert Schritten auf das freie Feld ab, um von dort aus die Truppen vorbeimarschiren zu lassen. Der französischen Vorhut, aus einigen Husaren und einem Zuge sächsischer Infanterie bestehend, war die Anwesenheit der beiden Reiter nicht entgangen, und die Pallasche, welche an deren Seite herunterhingen, erregten natürlich ihren Verdacht. Ein halb Dutzend Husaren, einen jungen Officier an der Spitze, sprengte sogleich ab, um die beiden so verdächtigen Männer gefangen zu nehmen.

„Die Lümmel auf ihren Frachtgäulen bilden sich sogar ein, uns bekommen zu wollen, es ist wirklich zum Lachen," spottete Bruhn und ließ, wie

zum Hohn der Franzoſen, ſeinen Hengſt einige Volten machen. Wohl auf fünfzig Schritte mochte der Huſarenofficier, der wenigſtens etwas beſſer als ſeine Leute beritten war, den beiden Fremden nahe gekommen ſein, als er in voreiliger Haſt ſeine Piſtole auf ſie abfeuerte. Unſchädlich pfiff die Kugel weit vorbei.

„Jagen Sie einige Hundert Schritte wieder fort und laſſen Sie den Narren hinter ſich herreiten. Ich will unterdeß verſuchen, ob ich an die anderen franzöſiſchen Schufte ſo weit herankommen kann, um wenigſtens Einem von ihnen einen Hieb über das Maul zu geben," rief Bruhn, der jetzt ganz wieder der bewährte, muthige Wachtmeiſter aus dem Rheinfeldzug geworden war, ſeinem Begleiter zu. Getreulich befolgte dieſer ſolche Anweiſung, ließ ſeinem ſchnellen Schimmel die Zügel ſchießen und war bald wieder mehrere Hundert Schritte von dem feindlichen Huſarenofficier, der in ohnmächtigem Zorne ſein ſchon ſchweißtriefendes Roß zu raſcherem Laufe anſpornte, entfernt. In weiten Bogen umkreiſte Bruhn auf ſeinem Hengſte, der jetzt ſo recht die Trefflichkeit der hannoveriſchen Pferdezucht zeigte, inzwiſchen die anderen franzöſiſchen Huſaren. Von innerer Luſt getrieben, hatte er ſeinen Pallaſch jetzt gezogen, und hell

blinkte die breite Klinge den Feinden entgegen, ſo daß dieſe ſich über die kriegeriſchen Abſichten der beiden Reiter nicht im Geringſten mehr täuſchen konnten. In mehr hitziger als beſonnener Haſt waren die Huſaren, je nach der Schnelligkeit ihrer Pferde, bei dieſer Verfolgung allmälig immer weiter auseinander gekommen. Mit der Geſchicklichkeit eines alten Soldaten benutzte Bruhn dieſen für ihn günſtigen Umſtand und ſprengte nun plötzlich auf denjenigen Franzoſen, der das ſchwerfälligſte Pferd ritt und daher auch am Weiteſten zurückgeblieben war, zu. Bevor dieſer, von dem ſchnellen Angriff überraſcht, noch ſein plumpes Thier gehörig herumwerfen konnte, hatte der Bauer ihm die linke Seite abgewonnen und führte nun mit kräftiger Fauſt einen Hieb mit dem Pallaſch nach ihm. Die breite, gewichtige Klinge hatte den Franzoſen, der, wie es ſchien, ein noch junger Conſcribirter war, in die Schulter getroffen, und heftig blutend ſtürzte er mit lautem Klagegeſchrei zu Boden.

Zwar feuerten ſogleich die anderen Huſaren ihre Carabiner auf den verwegenen Bauer ab, doch traf nur eine Kugel ſeine Mütze und riß ihm dieſe vom Kopf. Mit lautem Hohngelächter ſprengte Bruhn jetzt zu ſeinem Gefährten, von deſſen Verfolgung der Officier inzwiſchen abge-

laſſen hatte, da er ihre völlige Nutzloſigkeit einſah, zurück. „Der Eine der franzöſiſchen Halunken hat ſein gehöriges Theil bekommen und wird in den nächſten Wochen ſeine Mähre nicht wieder beſteigen können," rief er dieſem mit lauter Siegesfreude zu, dabei ſeinen Pallaſch, von deſſen Klinge mehrere rothe Blutstropfen heruntertröpfelten, wieder einſteckend. „Und nun wollen wir unſere Pferde gehörig auslaufen laſſen, um leider nach Lüneburg die ſichere Nachricht zu bringen, daß die Franzoſen in nur zu kurzer Zeit vor den Thoren erſcheinen werden. Ich fürchte ſehr, mit unſerer Vertheidigung wird es etwas klaterig ausfallen," meinte er weiter. In geſtrecktem Lauf ihrer Pferde ſprengten nun die beiden Reiter querfeldein der Stadt zu, deren ſchöne, alterthümliche Thürme weit über die flache Ebene blickten, dort die Trauerkunde zu verbreiten, daß ſchon die nächſten Stunden die Franzoſen und ſomit den Kampf bringen würden.

Wie nun die Gewißheit kam, daß bereits gegen Mittag der gefürchtete General Morand erſcheinen würde, da ſteigerte ſich wo möglich noch mehr die Unruhe in der Stadt. Jetzt war nur blutiger Kampf, und zwar mit ſehr geringer Ausſicht auf glücklichen Erfolg, oder auch demüthige Ergebung

auf Gnade und Ungnade zu wählen, einen andern Ausweg gab es nicht mehr. Von den Eilboten, welche man an die Verbündeten abgeschickt, war noch kein einziger zurückgekehrt, und so hatte man wenigstens die traurige Gewißheit, daß deren Vortruppen sich noch nicht so weit genähert, um vor dem Erscheinen der Franzosen Hülfe bringen zu können. Man war nun allein auf die eigene, ziemlich unzulängliche Kraft angewiesen, und wie nicht zu läugnen, dämpfte dies bei Manchen den Muth nicht wenig. Daß Bürger gegen reguläre Truppen der großen Armee Napoleon's, von einem der erfahrensten Divisionsgeneräle befehligt, kämpfen sollten, war etwas bis dahin so Unerhörtes und noch niemals in Deutschland Vorgekommenes, daß manchem, sonst gerade nicht muthlosen Mann das Herz bei diesem Gedanken gewaltig zu pochen begann. Die so eben erst verstummten Stimmen, welche auf eine sofortige Ergebung drangen, fingen sogleich an mit verstärkter Kraft sich hören zu lassen, und fast schien es, als sollten sie die Oberhand gewinnen. Nur die jüngeren, muthigen Bürger, und unter ihnen besonders der schon erwähnte Weinhändler Klepper, drangen auch jetzt noch auf eine Vertheidigung der Stadt. „Wir wollen unsere Ehre

wenigſtens vor den Augen Deutſchlands retten und zeigen, daß die Bürger einer deutſchen Stadt den Muth haben, auch gegen franzöſiſche Soldaten zu fechten," riefen dieſe wackeren Männer. Mißmuthig ob ſolcher kühnen, ihm faſt frevelhaft dünkenden Worte, ſchüttelte zwar mancher Philiſter und Geldſack, dem Deutſchland und deutſche Ehre etwas völlig Gleichgültiges war, wenn nur ſeine eigene Behaglichkeit nicht geſtört wurde, den Kopf, allein auch diesmal noch gelang es der thatkräftigen Jugend, ihren Willen durchzuſetzen, und die Vertheidigung ward nochmals beſchloſſen. Die Zahl der Vertheidiger, die nicht nur mit leeren Worten prahlten, ſondern auch wirklich, mit Wehr und Waffen möglichſt ausgerüſtet, auf die Wälle eilten, war aber nur gering; eine zweckmäßige Ausrüſtung und umſichtige Leitung fehlte dem kleinen Häuflein gänzlich, und ſo durfte freilich kein ſonderlicher Erfolg erwartet werden. Es galt nur zu zeigen, daß man auch regulären franzöſiſchen Truppen gegenüber Muth beſitze — weiter war wahrſcheinlich Nichts mehr zu erreichen.

Während in dieſen letzten Stunden vor dem Einmarſch des Generals Morand in Lüneburg faſt in der ganzen Stadt eine gewaltige Unruhe herrſchte und überall viel geſprochen und gelärmt wurde, ging es in dem unterſten Stockwerk eines unanſehnlichen Häusleins, welches ziemlich freundlich unweit des Lüner-Thores gelegen war, ſtill und ruhig zu. Der Hauſirer Iſaack wohnte hier mit ſeiner Tochter Rebekka, welche ihm die Wirthſchaft führte, und einer alten, faſt gänzlich tauben israelitiſchen Magd. Wenn die Häuſer der Juden zwar häufig gerade nicht durch ſonderliche Reinlichkeit in ihrem Innern ſich auszuzeichnen pflegen, ſo war hier gerade das Gegentheil der Fall. Die zwei kleinen Stuben und die Kammer, welche Tochter und Vater bewohnten, während in einer dritten Kammer ſich das Waarenlager des Hauſirers befand, wie auch die Küche und ſelbſt die Hausflur zeigten überall eine ſo ſorgfältige Reinlichkeit und muſterhafte Ordnung, daß ſie in dem vom ſtrengſten Hofmarſchall beaufſichtigten Fürſtenſchloß nicht beſſer hätten gefunden werden können. Kein Schmutzfleck oder auch nur das Fäſerchen eines Spinngewebes war ſelbſt in dem verſteckteſten Winkel zu finden, und jedes Geräth ſtand gewiß ſtets an dem beſtimmten Platz, wohin es am Beſten

paßte. Beſonders die kleine, niedrige Wohnſtube, in der Rebekka gewöhnlich ſich aufhielt, zeigte trotz ihrer einfachen Möbeln und ſchmalen, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben ein wohlthuendes Bild der Häuslichkeit. Es waltete in der ganzen beſcheidenen Ausſchmückung derſelben ein ſo gebildeter Geſchmack und man ſah ſo deutlich, daß die Hand einer gut erzogenen Frau hier regieren müſſe, daß jeder Eintretende ſofort ſich auf das Angenehmſte davon berührt fühlen mußte. Gar die eine Ecke von dem Fenſter, welches die Morgenſonne hatte, war ein ungemein freundliches Plätzchen. Auf der Fenſterbank ſtanden mehrere ſchöne Roſenſtöcke, deren friſcher Wuchs und für die frühe Jahreszeit außergewöhnlicher Blüthenreichthum von ihrer überaus ſorgfältigen Pflege das beſte Zeugniß abgaben. Ein recht zierlich gearbeiteter Nähtiſch mit einem ſauber aus Weidenruthen geflochtenen Stuhl nahmen dieſe Ecke ein, während ein kleiner verſchließbarer Bücherſchrank von polirtem Birkenholz in ihr an der Wand hing. Drei Gypsbüſten, in der Mitte die von Schiller, zu beiden Seiten von den Köpfen Leſſing's und Mendelſohn's umgeben, ſchmückten dieſen Bücherſchrank, der in ſeinem Innern auch die beſten Werke dieſer Autoren nebſt einigen guten

hiſtoriſchen und geographiſchen Büchern enthielt. So war nicht allein die Arbeit und Proſa des Lebens in dieſer Ecke vertreten, denn verſchiedene auf dem Nähtiſch liegende Nähereien zeigten dieſe, ſondern auch die Poeſie und Wiſſenſchaft hatten ihre würdigen Vertreter gefunden. Die übrigen Geräthe und Mobilien dieſer Stube, deren Fußboden mit blendendweißem Sand beſtreut war, unterſchieden ſich durch Nichts von ſolchen, die damals in den Häuſern des mittlern Bürgerſtandes in Norddeutſchland üblich waren. Alles war einfach, aber ſolide, und von gepolſterten Sophas und polirten Tiſchen aus fremdem Holz ſah man in jener Zeit nicht das Mindeſte. Die dreiflammige Schabbeslampe von hellglänzendem Meſſing, die an einer Kette an der Decke hing, wie noch einige andere kleine Nebeneinrichtungen, zeigten übrigens, daß man ſich in der Wohnung eines ſtrenggläubigen Juden befinde. Noch einfacher als das erſte Zimmer war das zweite eingerichtet, in welchem der alte Iſaack, bei ſeiner ſeltenen Anweſenheit zu Hauſe, ſich aufzuhalten pflegte. Eine lange Bank am Ofen, mit einigen Lederkiſſen belegt, diente dem Hauſirer, um in den ſpärlich ihm vergönnten Ruheſtunden mitunter ſeine müden Glieder darauf auszuſtrecken;

darüber hing an der Wand das große Oelbild eines Mädchens, was seltsamer Weise aber mit schwarzem Flor so dicht umhüllt war, daß man kaum die Malerei erkennen konnte. Ein sehr alter, vielfächeriger Geld- und Schreibschrank bildete sonst das Hauptmobiliar in diesem Stübchen, an das die Kammer mit dem Bette und dem Waarenlager des Hausirers stieß.

Die sehr beschwerliche eilige Fußwanderung von Harburg bis zum Gehöfte des Bauern Bruhn bei den scheußlichen Wegen, die nächtliche Fahrt nach Lüneburg, die ersten Stunden der Aufregung daselbst, vielleicht auch mit Zorn und Verdruß über die Beleidigungen, denen er so eben erst ausgesetzt gewesen war; alles dies hatte den alten Mann trotz seiner eisernen Natur und fast unverwüstlichen Kraft so angegriffen, daß er einige Stunden ruhen mußte. So lag er denn in einen weiten, vieljährigen Hausrock vom gröbsten grauen Wollenzeug gekleidet, eine graugestrickte Nachtmütze tief bis auf die Stirn darnieder gezogen, auf der Ruhebank am Ofen und streckte und reckte die müden Glieder, und erwärmte seinen erfrorenen und durchnäßten Körper in der behaglichen Wärme. Aber nur äußerlich pflegte der alte Hausirer jetzt der Ruhe, innerlich war er viel zu aufgeregt, um den gewünschten

Schlaf finden zu können. Wilde Gedanken mußten ſein Inneres durchzucken, denn unter der grauen Nachtmütze hervor flammten ſeine Augen, ein ſcharfer Zug des Grimmes umzog ſeinen ſchon faſt zahnloſen Mund, und häufig ballte er ſeine Rechte und ſprach halblaut für ſich, wie er ſich dies mitunter zu thun auf ſeinen vielen einſamen Wanderungen angewöhnt hatte.

„Gelaufen wie ein gehetzter Fuchs bin ich durch all' dies Wetter, um zu bringen die Nachricht, daß der Morand mit ſeiner Macht kommt hieher in unſere Stadt. Und ſie haben mir es kaum gedankt, und haben Viele von den reichen Kaufherren und von den vornehmen Edelleuten geſagt, was hat der Jüd zu ſtecken ſeine Naſe in fremde Dinge, die ihn gehen Nichts an, warum muß er bringen ſolche Botſchaft, die Nichts macht wie Unruhe und Lärm. Und die dummen Kerle auf der Straße, hätten ſie mich nicht bald wie einen raudigen Hund geſchlagen! Und all dieſe Schande und Spott mußt' ich wieder erdulden, weil ich bin nur ein armer Jüd und kein reicher, vornehmer Mann. — Bei Gott! das thut wehe und frißt in das Herz, und macht die Knochen müder, als müßt' ich an ſechs Meilen laufen in Einem fort mit dem Packen auf dem Rücken. Doch was kümmert mich

der Dank und Undank der dummen oder schlechten Leute, giebt es doch auch brave und wackere Männer genug, die mit Vertrauen dem alten Hausirjuden schütteln die Hand. Und hab' ich nicht ein höheres Ziel vor Augen, hab' ich nicht auch geschworen in jener Nacht des Schreckens, als meine Sara mit dem französischen Hauptmann davon lief, der sie hatte durch Lug und Trug verführt, daß ich mich wollte rächen, nicht hundertfach, sondern tausend- und abermals tausendfach an allen diesen schurkischen Franzosen, die der Böse hat gebracht in unser Land. Oh Sara, Tochterlieb, wie konntest Du häufen solche Schande über Deinen alten Vater, dessen Haar mit Ehren war grau geworden!" Mit tiefem Kummer in den Zügen blickte er jetzt nach dem verhüllten Bilde hin, und eine Thräne des bittersten Schmerzes, wie nur je ein in seinen heiligsten Gefühlen tödtlich verwundetes Vaterherz solchen zu fühlen vermag, rann langsam aus dem Auge des Hausirers. Das Gesicht mit beiden Händen verhüllend, verharrte er noch eine ganze Weile in finsterem Hinbrüten, und rastlose Gedanken, wie er den so bitter gehaßten Feinden den meisten Schaden zufügen könne, durchkreuzten dabei sein Gehirn.

Mit leichten, kaum hörbaren Schritten schwebte

jetzt eine feine, zierliche Mädchengestalt, die noch an der Grenze der ersten Jungfräulichkeit zu stehen schien, in das Zimmer, und eine sanfte, ungemein wohllautende Stimme frug freundlich: „Vaterlieb, willst Du nicht zur Stärkung Etwas genießen? Das Warmbier, welches ich Dir gekocht habe, ist heiß und süß, und wird Dir schmecken, und Susanne hat ein frisches Kalbfleisch in einer Syrupsbrühe, wie Du solche am Liebsten ißt, geröstet. Komm, Vater, iß und trinke und stärke Dich wieder.“ Rebekka, das Töchterlein des Isaack war es, welche diese besorgte Frage an den zärtlich geliebten Vater richtete. Da glitten seine Hände fort vom Gesichte, die eben noch so finsteren Züge erhielten einen innig warmen Ausdruck der Freude, die Runzeln der Sorge, — vielleicht auch des Zornes, verschwanden für den Augenblick wenigstens von seiner Stirn, und das häßliche, zerfurchte Antlitz des alten Juden war fast schön zu nennen, so sehr strahlte es vor Freude und Glück bei dem Anblick der Tochter. Wahrlich, er konnte aber auch mit Recht auf diesen seltenen Schatz stolz sein, denn ein lieblicheres, anmuthigeres Mädchen als Rebekka, die Tochter des Hausirers, ward in ganz Lüneburg schwerlich gefunden, so viele gefeierte Schönheiten, die alte gute Stadt sonst auch

immerhin in ihren Mauern bergen mochte. Sie war ein vollendetes Bild der zarten orientaliſchen Schönheit, wie ſolches die Phantaſie des glühendſten Dichters des Morgenlandes nicht reizender zu ſchaffen vermocht hätte. Die Geſtalt, die kaum die Mittelgröße erreichte, zeigte vollendetes Ebenmaß und wahre Grazie, und jede, auch die einfachſte Bewegung war unbewußt edel. Ein beſſeres Modell als ſie zu einer Elfe hätte ein Bildhauer nirgends finden können. Das Geſichtchen war von lieblichem Ausdruck, die großen dunklen Augen, über welche ſich lange, tiefſchwarze Wimpern ſenkten, hatten einen unbeſchreiblich ſanften und dabei oft wieder rührend traurigen Blick, und über dem Ganzen ſchimmerte ein zarter Hauch der reinſten Jungfräulichkeit, dabei aber gleichfalls des — wenn auch vielleicht noch unbewußten Schmerzes. Rebekka paßte nicht in die engen, beſchränkten Kreiſe, in welche das launenvolle Schickſal ſie nun einmal geſchleudert, die Natur hatte ihr viel reichere Gaben des Geiſtes und Gemüthes verliehen, als die Tochter eines Hauſirjuden ſolche bedurfte. Zwar liebte ſie ihren Vater unbeſchreiblich, und er war ihr Ein und Alles in dieſer Welt, allein ſeine geſchäftlichen Gänge hielten den langen Iſaack den größten Theil der Woche, fern von dem Hauſe,

und nur an den jüdiſchen und chriſtlichen Feiertagen konnte er ungeſtört bei ſeiner Tochter verweilen. Und doch, ſo ſehr auch Beide ſich liebten, und in ſo ununterbrochener Eintracht ſie ſtets mit einander verkehrten, ſo war doch der Unterſchied der geiſtigen Bildung bei ihnen oft nur zu fühlbar, und eine weite Lücke, die leider durch Nichts ausgefüllt werden konnte, trennte hierin Vater und Tochter. Der Alte gab zwar ſeinem Kinde volle Freiheit, ihren lebendigen Geiſt, ſo viel ſie wollte, auszubilden, und verſchaffte bereitwillig auch jegliches pecuniäres Mittel dazu, denn eine unbewußte innere Ahnung ließ ihn die reichen Schätze deſſelben errathen, allein mehr konnte er ihr nicht hierin gewähren; an ihm ſelbſt, der ungebildet auf der Landſtraße im Hauſirhandel aufgewachſen war, fand das Mädchen keine weitere Stütze. Die Mutter, die Tochter eines gelehrten Rabbiners, von der Rebekka wahrſcheinlich dieſe höheren Anlagen geerbt hatte, war frühzeitig geſtorben; ihre ältere Schweſter aber, ebenfalls eine berühmte Schönheit, ſchon vor einigen Jahren heimlich aus dem Hauſe verſchwunden, und niemals durfte auch nur ihr Name bei dem Vater genannt werden, und ſo ſtand das arme Mädchen ganz allein. Freundinnen oder nur Geſpielinnen in der Stadt beſaß ſie

keine einzige, denn die Geſellſchaft Derer, zu denen ſie als Tochter eines Hauſirjuden dem Stande nach gewieſen war, konnte ihr natürlich nicht im Entfernteſten genügen, ja mußte ſie ſelbſt ſogar ihrer Rohheit wegen oft auf das Aeußerſte abſchrecken. So war ſie ganz, ganz allein mit ihren Freuden, aber auch Schmerzen, und nur ein alter blinder Rabbiner, ein weitläufiger Verwandter ihrer Mutter, war bisher ihr Lehrer und einziger geiſtiger Freund geweſen, der ihr zuerſt auch die reichen Schätze unſerer beſten deutſchen Schriftſteller eröffnet und ihr den erſten Labetrunk aus dem Zauberborn der Poeſie dargereicht hatte. Dieſe völlige geiſtige Einſamkeit, dieſe Unmöglichkeit, ſich auch nur mit einem Worte über Alles, was ihre Seele ſo tief bewegte, ihr Herz oft mit ſo großer Freude, aber auch wieder Trauer erfüllte, ausſprechen zu können — denn auch ihr alter Lehrer war ſeit mehr denn Jahresfriſt geſtorben —, verlieh dem Geſichtchen der Jüdin dieſen oft ſo traurigen Ausdruck, der ihr aber wiederum einen eigenen Reiz gab. So ſelten ſie ſich auch in den Straßen ſehen ließ, ſo war ihre eigenthümliche Schönheit doch auch ſchon dort aufgefallen und hatte ihr ſelbſt wiederholte Unannehmlichkeiten, die ihr zartes Gemüth tief verletzten, bereitet. Rohe Wüſtlinge und

beſonders auch lüſterne franzöſiſche Officiere, die glaubten, ein armes Judenmädchen als leichte Beute gewinnen zu können, hatten durch freche Zumuthungen ihr die dunkle Röthe der Entrüſtung und Scham in die ſonſt oft etwas zu blaſſen Wangen getrieben. Sie betrat daher immer ſeltener die Straßen, glitt ſcheu, wie ein geängſtigtes Rehlein, bei nothwendigen Gängen durch die Menſchen, die oft ihrer Erſcheinung mit bewundernden Blicken nachſahen, und machte ſich in dem großen Garten, der unmittelbar an das Haus ſtieß, die nöthige Bewegung, während Suſanne, die alte treue Hausmagd, die wirthſchaftlichen Gänge beſorgte.

Die Aufregung des heutigen Tages, die Beſorgniß der Dinge, die da kommen würden, hatten dem Geſichtchen der Rebekka eine lebhaftere Farbe, als ſonſt ihr eigen war, verliehen, und ſchöner als je ſtand das Mädchen jetzt vor dem Lager des Vaters. Der freudige Stolz, mit dem der Hauſirer ſein Kind betrachtete, war in der That gerechtfertigt, denn eine ſolche Tochter zu beſitzen durften nicht viele Väter ſich rühmen.

„Dank Dir, mein Töchterchen, für Deine Sorge um den alten Vater," ſprach der Hauſirer mit einem Ton der Milde, der ſeiner ſonſt rauhen Stimme ſogar einigen Wohlklang verlieh, indem

er ſich von der Bank erhob und mit ſeinen langen, knochigen Fingern zärtlich das glänzende Haupthaar und die feinen Wangen des Mädchens ſtreichelte. „Haſt Recht, ich will in Eile eſſen, — denn wer weiß, ob die nächſten Stunden mir noch erlauben zu ſein bei Dir. Wird wohl der Morand kommen mit ſeiner Schaar in die Stadt noch heute Mittag, und da werden die ſchlechten Leute und alle Die, welche es halten mit den Franzoſen, ſchon dafür ſorgen, daß der General es recht bald erfährt, der Hauſirjude Iſaack ſei es geweſen, der zuerſt gebracht habe die Kundſchaft von ſeinem Anmarſch, und der da überhaupt ſei ein grimmiger Feind von der franzöſiſchen Gewaltherrſchaft. Und ſo werd' ich mich denn wohl noch flüchten müſſen heute aus der Stadt, und wer weiß, wie lange es wird dauern, bis ich kann wiederſehen mein Rebekchen, mein Tochterlieb," fuhr er traurig fort.

„Aber, Vaterleben, warum biſt Du ſo ein Feind von den Franzoſen, warum willſt Du ihnen Schaden und immer Schaden bringen. Was geht es uns an, wer hier in Lüneburg die Herrſchaft führt. Wir armen Juden haben es nicht beſſer gehabt, als noch keine Franzoſen im Lande waren, und es wird auch nicht beſſer für uns werden, wenn ſie alle für immer abgezogen ſind," klagte die

Tochter, indem ihre zarte, kleine Geſtalt ſich hoch an dem langen Vater emporrichtete, um ſeinen Hals mit ihren Armen umfaſſen zu können.

Der frühere grimmige Zug des Hohns und Haſſes durchzuckte bei dieſen Worten auf's Neue das Geſicht des Hauſirers, verſchwand aber augenblicklich wieder, als ſein Blick auf das an ſeine Bruſt gelehnte Köpfchen ſeiner Tochter fiel.

„Haſt wohl Recht, Tochterlieb. — Dank werde ich ſchwerlich jemals für all mein jetziges Treiben erhalten — und ob es für uns arme Juden nach dem Kriege wird werden beſſer, das weiß allein der dort droben im Himmel, der nicht ſieht nach dem Glauben, wohl aber nach den Thaten ſeiner Kinder. Aber Jeder muß thun ſeine Pflicht, und ſo muß auch ich, der arme Hauſirjude, dabei helfen, ſo weit es meine Kräfte erlauben, daß die Franzoſen kommen fort für immer von dem deutſchen Boden. Doch, mein Rebekchen, mein herziges Goldtöchterlein — was ſoll ich Dir jetzt ſprechen von all dieſen Dingen, komm, laß mich trinken Dein Warmbier und eſſen Deinen Kalbsbraten mit der Syrupsbrühe, denn mich hungert und dürſtet gar ſehr," endete er das Geſpräch. Der Tochter noch einen zärtlichen Kuß auf ihre hohe, ſchöne Stirn drückend, ſetzte ſich der lange

Isaack nun an den sehr reinlich, ja gewissermaßen selbst zierlich gedeckten Tisch, mit kräftigem Appetit den zwar einfachen, aber wohlbereiteten Speisen zusprechend. Sorgfältig den Vater bedienend, saß Rebekka neben ihm und hörte aufmerksam den Anweisungen zu, welche ihr der stets vorsichtige Alte für die etwaige Zeit seiner Abwesenheit ertheilte. So fein und zart auch der Körper der schönen Jüdin war, so besaß ihr Charakter doch Kraft und Energie, und bei allem ihrem Hang zur Poesie fehlte ihr nicht jene praktische Umsicht, welche den Töchtern ihres Stammes stets eigen zu sein pflegt. Durch die steten Abwesenheiten des Vaters war ohnehin ihre Selbstständigkeit sehr gestärkt, und mit Ruhe konnte der lange Isaack ihr daher Hab und Haus anvertrauen. Die werthvollsten Sachen seines Besitzes, und was ihm an Geld, Werthpapieren und kleinen Schmucksachen zu eigen war, hatte er als vorsichtiger Mann schon seit längerer Zeit tief versteckt, so daß selbst der gewandteste Plünderer solche nicht zu finden vermocht hätte.

Die Mahlzeit, bei welcher „Spitz" sein gutes Theil erhielt, war kaum beendet, als Susanne, die Magd, die inzwischen in die Stadt geschickt war, um häufig getreue Berichte, wie es dort stände,

abzuſtatten, mit dem lauten Klageſchrei in das Zimmer geſtürzt kam: „die Franzoſen ſtänden ſchon vor dem Bardowieker Thore und hätten bereits einige Kanonenſchüſſe gegen daſſelbe abgefeuert.“ Mehrere dumpf ſchallende Schüſſe, die man in dem Augenblick ganz deutlich hören konnte, beſtätigten dieſe Worte der ängſtlichen Magd.

„Sind die Sturmvögel ſchon da und laſſen ihre Wehrufe hören. Das muß wahr ſein, gewaltig ſchnell und fix marſchiren dieſe Franzoſen und die Ordnung iſt groß bei ihrem Militär,“ ſprach bei dieſen Klängen der alte Hauſirer, eilig aufſtehend und ſich zu ſeinem Gange rüſtend, was nicht viel Zeit wegnahm. Seinen großen Tragepacken ließ er diesmal daheim, ſteckte aber ein Hemd und ein Paar Strümpfe in eine der vielen unergründlichen Taſchen ſeines grauen Rockes, eben ſo auch eine kleine doppelläufige Piſtole, deren alte, reich damascirte Läufe von großer Trefflichkeit zu ſein ſchienen. Herzlich, aber kurz war der Abſchied von ſeiner Tochter, und als wolle er ſie ſegnen, legte er zuletzt noch einmal ſeine derbe knochige Rechte auf ihr glänzend ſchwarzes Haar. Seinen langen Krückſtock ergreifend, gefolgt von dem ſtets getreuen Spitz, eilte er dann mit den gewohnten langen Schritten der Gegend des

Bardowieker Thores zu, ſich ſelbſt davon zu unterrichten, wie es denn eigentlich dort mit dem Kampfe ſtände. Perſönlichen Antheil an dem etwaigen Gefechte wollte er nicht nehmen; dazu fehlte es ihm zwar nicht an Muth, wohl aber an Uebung in den Waffen, allein genau zu wiſſen, wie es dort ſtände, war für ihn von der größten Wichtigkeit, da ſein ferneres Verbleiben in der Stadt davon abhängen mußte.

Wie vorauszuſehen geweſen, war unter den vorhin angedeuteten Umſtänden die Vertheidigung von Lüneburg nur äußerſt ſchwach. Es fehlte den wenigen muthigen Bürgern, die auch beim Erſcheinen der Franzoſen wirklich noch mit den Waffen in der Hand auf dem Walle geblieben waren, an einem energiſchen und kriegskundigen Führer, und ſo hatten die Feinde ihren Widerſtand leicht beſiegen können. Einige Schüſſe aus den vorderſten Geſchützen der ſächſiſchen Batterie zerſprengten ſchnell das verſchloſſene Bardowieker Thor, und die Sturmcolonne, aus zwei franzöſiſchen Voltigeurscompagnien, alten, erfahrenen Soldaten, gebildet, drang mit gefällten Bajonetten durch die entſtandene Oeffnung vor. Ein kleiner Haufe beſonders muthiger Bürger, unter ihnen auch der alte Bauer Bruhn, der ſogleich nach ſeiner

Rückkehr von dem Recognoscirritt ſich ein Gewehr verſchafft und unter die erſten Reihen der Vertheidiger geſtellt hatte, verſuchte auch jetzt noch den vorſtürmenden Franzoſen Widerſtand zu leiſten. Ein vergebliches Bemühen, was nur dem wackern Häuflein mehrere Todte und Verwundete, den feindlichen Schaaren aber ſehr geringen Verluſt koſtete. Der vielgeübten Kampfweiſe der Voltigeurs waren dieſe ungeordneten Bürgerhaufen nicht gewachſen, einige Kartätſchenſchüſſe zerſtreuten ſie vollends bald, und nach kurzem Kampfe konnte der General Morand ungehindert ſeinen Einzug in die eroberte Stadt halten, und ohne weitere Bedingungen mußte ſich dieſe ihrem Beſieger auf Gnade und Ungnade ergeben. Ein Tag des Schreckens war über das arme Lüneburg jetzt hereingebrochen, und auf das Aengſtlichſte zitterten deſſen Bewohner vor dem harten Strafgericht, welches der General ohne Zweifel über ſie verhängen würde. Eine Menge von Einwohnern, und darunter beſonders ſolche, welche ſich bisher durch ihren vaterländiſchen Patriotismus am Meiſten ausgezeichnet und daher jetzt die härteſte Strafe zu befürchten hatten, flohen in wilder Eile durch die von den Franzoſen noch unbeſetzten Thore, andere, denen dies nicht mehr möglich

war, ſuchten ſich in die geheimſten Schlupfwinkel ihrer Häuſer zu verbergen, hoffend, auf dieſe Weiſe von den franzöſiſchen Schergen vielleicht nicht gefunden zu werden. Unter den Fliehenden befand ſich auch der lange Iſaack. Als er mit ſcharfen Augen bemerkte, daß die Franzoſen mit Sturmcolonnen in die Stadt eindrangen, rannte er haſtig noch einmal zu ſeiner Wohnung zurück, nahm in aller Kürze noch einmal den innigen, Abſchied von der geliebten Tochter, und eilte dann zum Lüner Thore hinaus, bevor die franzöſiſchen Huſaren und Gensdarmen überall umherſprengten und eine Menge Flüchtlinge noch einholten und als Gefangene zurückbrachten. Mit allen Fußwegen genau vertraut, wanderte der Hauſirer jetzt, ſo raſch er nur gehen konnte, in der Richtung gegen Lenzen zu, ſicher hoffend, dort zuerſt den heranrückenden Preußen und Ruſſen zu begegnen, und dieſen dann als Führer bei ihrem Angriff auf Lüneburg dienen zu können. Wegen ſeiner vollkommenen Kenntniß der ganzen Gegend weit und breit in der Runde, wo ihm gewiß auch nicht der kleinſte Fußſteig, der irgendwie nur durch ein Bauerngehöft führte, unbekannt war, gab er unbedingt den beſten Führer ab, den ſich ein hier operirender General nur wünſchen konnte.

Nicht ſo glücklich wie dem Hauſirer erging es jetzt dem alten Bauer Bruhn, der bis auf den letzten Augenblick muthig unter dem kleinen Häuflein der Vertheidiger gekämpft hatte. Im Begriff, ſich zurückzuziehen und ebenfalls ſein Heil in der Flucht zu ſuchen — denn fiel er den Feinden in die Hände, ſo konnte er ſein baldiges Todesurtheil ſicher erwarten —, verletzte ihn ein Dachſtein, der von einer hochgeflogenen feindlichen Kartätſchenkugel herabgeſchleudert wurde, heftig am Fuße. Zwar hatte die Quetſchung ſonſt weiter keine Gefahr, aber für den Augenblick wenigſtens verhinderte ſie ihn doch an der ſchnellen Flucht, welche zu ſeiner Rettung unumgänglich erforderlich war, wenn er von den Feinden nicht eingeholt werden wollte. In dem erſten Augenblick kam ihm der Gedanke, in das große Ausſpann-Gaſthaus, in dem er, wie immer, ſo auch diesmal wieder ſeine Pferde eingeſtellt hatte, zu eilen und dort zu verſuchen ſeinen Hengſt zu beſteigen, und auf deſſen Rücken dann jeder Verfolgung ſpottend davon zu ſprengen. Unglücklicher Weiſe aber lag das Haus ganz in der Nähe des Bardowieker Thores, durch welches die Franzoſen jetzt hereinſtürmten, und Bruhn erkannte bald, daß es ihm dort an Zeit fehlen würde, ſowohl ſein Pferd zu

besteigen, wie auch einen sichern Schlupfwinkel aufzusuchen. In diesem Augenblick der größten Sorge, denn als Gefangener jetzt den Franzosen in die Hände zu fallen, erschien dem Bauer als das schrecklichste Schicksal, welches er sich nur denken konnte, durchzuckte es ihn plötzlich, den Versuch zu machen, das Haus des Hausirers zu erreichen und dort vorläufig wenigstens einen Unterschlupf zu suchen. Da er mit Isaack schon seit Jahren in mannigfachem Geschäftsverkehr stand, so war er auch einige Male in dessen Hause gewesen und wußte sich sicher dahin zu finden. So schnell ihn seine Füße nur tragen wollten, und nicht der Schmerzen, die seine Verletzung machte, achtend, keuchte er auf Nebenstraßen bis zu diesem Hause.

Einige Flintenkugeln, welche die französischen Voltigeurs der fliehenden Menge zum Hohne nachsandten, schlugen zwar dicht bei ihm ein, ohne daß er weiter darauf achtete. Bei dem Hause des Hausirers angekommen, fand er die Hausthür desselben verschlossen und die Fensterläden dicht zugemacht, wie dies jetzt aus Furcht vor Plünderung fast in sämmtlichen Häusern geschehen war. Um Lärm zu machen, war es zu spät, und so kletterte der Bauer in höchster Eile über die

Planke des Gartens, der neben dem Hauſe lag, und ſchlüpfte dann in die Hinterthür hinein. Der ſtattliche, ſonſt ſehr auf ſein reinliches Ausſehen haltende Bruhn ſah jetzt einem Vagabonden nur zu ähnlich. Sein Stiefel an dem verletzten Fuß war zerriſſen und das Blut träufelte aus den weiten Oeffnungen heraus, das Geſicht, vom ſchnellen Laufe erhitzt, ſah dabei von dem Pulverdampfe geſchwärzt aus, die Kleidung war ſtark mit Koth beſpritzt, und bei der Ueberkletterung der Gartenplanke hatte der ſonſt ſo behäbige blaue Sonntagsrock ſeinen einen Schooß eingebüßt. Ohne Kopfbedeckung, die grauen Haare wirr herunterhängend, ſeine Flinte in der Hand, ſtand der Bauer nun in dieſer Geſtalt plötzlich vor der erſchrockenen Rebekka, die in ihrem, durch die geſchloſſenen Fenſterladen halb verfinſterten Stüblein im inbrünſtigen Gebet für die Rettung des geliebten Vaters verſunken war. Das Mädchen erkannte ihn nicht ſogleich, und in der Meinung, ein frecher Räuber ſei in ihr Zimmer gedrungen, ſtieß ſie im erſten Schreck zwar einen gellenden Angſtſchrei aus, griff aber dann mit muthiger Entſchloſſenheit ſchnell nach einem langen Schlachtmeſſer, was neben ihr lag, um wenigſtens den Verſuch zur Vertheidigung zu machen.

„Laſſen Sie es nur gut ſein, Mamſelleken, dat bin ick, der alte Bruhn ja," ſprach dieſer mit herzlichem Lachen, denn trotz der Gefährlichkeit ſeiner augenblicklichen Lage kam es ihm doch zu komiſch vor, auf ſolche Weiſe jetzt hier von der Tochter des Hauſirers den erſten Empfang zu finden.

Auch Rebekka, ihren Irrthum erkennend, konnte ſich eines leichten Lächelns nicht erwehren, frug aber ſogleich mit vor Beſorgniß zitternder Stimme: „Wie kommen Sie in dieſem Ausſehen hieher? — Sie bluten ja, und Ihre Kleidung iſt zerriſſen, und dabei mußte der arme Vater auch in voller Eile flüchten — welch ein Tag des Unglücks iſt dies heute!"

„Nun, auf Regen folgt Sonnenſchein, und es wird auch noch wieder beſſer werden, Mamſelleken," tröſtete der Bauer, und ſetzte dann in kurzen Worten dem Mädchen auseinander, auf welche Weiſe er hieher gekommen ſei, bat um Waſſer zur Kühlung ſeiner Wunde, und dann vor Allem um ein möglichſt ſicheres Verſteck, bis es ihm vielleicht in nächtlicher Stunde gelingen würde, eine Flucht aus der Stadt zu wagen. Mit ſchneller Behendigkeit und großer Geiſtesgegenwart beeilte ſich Rebekka ſogleich, dieſe Bitte des auch von ihr

hochgeachteten alten Bauern zu erfüllen. Um die Wunde am Fuße ward ein in Waſſer und Eſſig getränktes Tuch zur Kühlung feſtgebunden und dann ein Verſteck ausgemittelt. Auf dem Hausboden war eine kleine Kammer, in welcher der Hauſirer ſeinen Vorrath an Torf aufzubewahren pflegte, und dieſe ſchien dem Mädchen der geeignetſte Ort zu ſein. In größter Eile ward ein Theil des Torfes herausgeworfen, ſo daß ein Platz zur Lagerſtätte für den Flüchtling frei wurde, Rebekka machte ihm aus einigen Betten ein möglichſt bequemes Lager, ſetzte einen Vorrath von Speiſe und Trank, ſo gut ſolchen nur ihre Wirthſchaft beſaß, daneben und ſchloß dann den Bauer in dieſem zwar engen und dumpfen, ſonſt aber doch einigermaßen bequemen Schlupfwinkel ein. Der hinausgeworfene Torf ward von der Magd vor der Kammerthür wieder aufgeſchichtet, daß man deren Eingang nicht bemerken konnte. So durfte ſie hoffen, daß ſelbſt bei einer etwaigen Unterſuchung des Hauſes der alte Bruhn ſo leicht nicht gefunden werden konnte. Die größte Eile war bei dieſer Arbeit aber nothwendig geweſen, denn ſchon war die ganze Stadt von den Feinden beſetzt, alle Thore wurden geſchloſſen und Niemandem mehr der Ein- und Austritt geſtattet.

Auf dem Marktplatze vor dem Rathhause hielt jetzt der General Morand, von einer zahlreichen Begleitung von Adjutanten, Ordonnanzen und berittenen Gensdarmen umgeben, und musterte, ersichtlich über die schnelle Einnahme erfreut, den Vorübermarsch seiner Truppen. Der Eilmarsch von Tostädt hieher bei schlechtem Weg und Wetter hatte zwar Menschen wie Pferde etwas hart angestrengt, allein im Ganzen besaß das Corps doch ein vollkommen kampftüchtiges Aussehen, und selbst die Soldaten des sächsischen Infanterie-Regiments „Prinz Max" waren munter und defilirten in bester Ordnung. Die Truppen wußten, daß jetzt ein reicher Lohn ihrer harre, und Lüneburg mit schweren Opfern seine letzten Thaten würde büßen müssen. Zwar hatte der General eine Plünderung der einzelnen Häuser streng verboten, jedoch seinen Soldaten das Versprechen gegeben, daß sie nicht allein mit den besten Lebensmitteln reichlich versorgt, sondern außerdem mit Gratificationen an Geld, welches die Stadt zur Strafe zahlen mußte, gut bedacht werden sollten.

Während die einmarschirten Truppen, die nicht einzeln einquartiert, sondern in größeren Massen in den öffentlichen Gebäuden untergebracht werden sollten, diese aufsuchten, begannen die Gens-

darmen und Patrouillen ſogleich das traurige Geſchäft, eine Menge angeſehener Perſonen zu verhaften. Es befanden ſich unter den Gensdarmen und Douaniers des Morand'ſchen Corps manche, die von früherem Aufenthalte her genau mit allen Perſonalverhältniſſen bekannt waren, und dieſe dienten jetzt als Angeber und Führer. Wer durch eine deutſche Geſinnung nur einigermaßen den franzöſiſchen Schergen bekannt war, wer durch Thaten, ja nur durch Worte zur jüngſten Erhebung der Stadt mit beigetragen und ſich jetzt nicht durch eilige Flucht gerettet hatte, der ward alsbald mit roher Gewalt aus dem Kreiſe der jammernden Familie geriſſen und ohne Weiteres vor den General Morand, der ſich jetzt vor dem Rathhauſe auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte, geſchleppt. Mit der größten Brutalität verfuhren viele Gensdarmen, und häufiger noch die Douaniers, von denen manche ein perſönliches Rachegefühl hegten gegen dieſe unglücklichen Gefangenen. Sie ſtießen die jammernden Frauen und Kinder gewaltſam mit ihren Säbelſcheiden zurück, banden den Männern die Arme feſt auf dem Rücken zuſammen, und machten ſich beſonders auch das Vergnügen, ihre und ihrer Familien Angſt noch mehr zu ſteigern durch die Erzählung, daß ſie ſo-

gleich auf den Richtplatz geführt und schon in der nächsten halben Stunde erschossen werden sollten. Gar viele Scenen der äußersten Verzweiflung gab es jetzt, und gewaltsam mußte oft die weinende Gattin oder das laut schreiende Kind von dem Halse des Vaters, von dem es nicht lassen wollte, entfernt werden. Ueber fünfzig Bürger, sonst lauter geachtete Männer, die sich von jeher durch wahren Bürgersinn und echte vaterländische Treue ausgezeichnet hatten, wurden auf diese Weise gefangen genommen und vor den General gebracht. Auch manche Personen, die man noch mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen hatte, wurden hieher geschleppt, während die erbitterten Soldaten, die keinen gegen sie fechtenden Bürger Pardon geben wollten, andere auf der Stelle niederstachen. Auch zu einzelnen kleinen Kämpfen der Verzweiflung kam es jetzt, und deutsches Blut färbte schon am heutigen Tage die Straßen der alten Stadt, in denen im Laufe der Zeiten schon so viele bedeutungsvolle Begebenheiten sich ereignet hatten. Einzelne Bürger, die noch ihre Flinten in der Hand hatten, wollten sich den Franzosen nicht ergeben, da sie wußten, daß sie von diesen doch sehr bald erschossen würden, und widersetzten sich nun mit verzweifelter Gegenwehr, mitunter

dabei noch einige Feinde tödtend, bevor ſie ſelbſt dann der Uebermacht unterliegen mußten.

Ein ſehr verſchiedenartiger Haufe von Gefangenen ward auf dieſe Weiſe jetzt vor dem General zuſammengebracht. Der wohlhabende Bürger im warmen Pelzrock ſtand neben dem ärmſten Tagelöhner in zerriſſener Leinenjacke, der Greis mit ſeinem Silberhaar, der vergeblich gehofft hatte, den letzten Abend ſeines Lebens in dem befreiten Deutſchland athmen zu können, neben dem kaum erwachſenen Knaben, der aus der Schulſtube des Gymnaſiums zum Kampfe geeilt war, und deſſen Leben, bisher noch von ſo froher, unbegrenzter Zukunft, nun wahrſcheinlich ſchon in den nächſten Stunden durch franzöſiſche Kugeln auf dem Richtplatz enden ſollte. Wie verſchieden aber auch im Aeußern, in ihrer Bildung, kurz in all und jedem Lebensverhältniß dieſe hier zuſammengebrachten Gefangenen immerhin ſein mochten, in ihrem trotzigen Mannesmuthe, ihrem unbeſiegten Haß gegen die fremden Tyrannen des Vaterlandes, blieben ſie ſich Alle gleich. Kein Einziger von ihnen klagte und jammerte, kein Einziger erniedrigte ſich zu feigen Bitten oder kläglichem Verläugnen ſeiner letzten Thaten, in ſtolzem Schweigen und feſter Haltung ſtanden ſie Alle und zeigten auch in die-

ſen ſchweren Stunden ihren vollen Werth als wahre, deutſche Männer.

Der General Morand war zwar ein ſehr ſtrenger, energiſcher Soldat, dem die Waffenehre des franzöſiſchen Heeres über Alles ging, aber ſonſt kein perſönlich roher oder grauſamer Menſch. Er hatte vom General Vandamme den Befehl erhalten, ein ſtrenges Strafgericht über Lüneburg anzuſtellen, und hielt dies auch ſelbſt für vollkommen gerechtfertigt, um jeden Verſuch der Empörung hier in dieſen Gegenden ſogleich zu unterdrücken, für ſeine Perſon aber mochte er mit der Verurtheilung der Gefangenen möglichſt wenig zu ſchaffen haben. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß ſeine Truppen gut untergebracht und auf das Reichlichſte verpflegt waren, umritt er die Wälle der Stadt, befahl, alle Vorſichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Anmarſch der Verbündeten zu treffen, und begab ſich dann in ſein Quartier. Zur Verhörung und Verurtheilung der Gefangenen ward eine eigene Commiſſion gebildet, und dieſe beſchloß am nächſten Morgen ſchon ihr blutiges Werk zu beginnen. Daß die Mehrzahl der gefangenen Bürger zum Tode verurtheilt und dann auch ſogleich erſchoſſen würde, konnte nach der grauſamen Strenge, welche die Franzoſen bei ähn-

lichen Fällen kürzlich in Bremen, Oldenburg und anderen Orten entwickelt hatten, kaum noch einem Zweifel unterliegen.

In dem geräumigen Saale, in welchem man jetzt die Gefangenen zusammengebracht hatte, herrschte ein düsteres Schweigen. Die meisten der hier versammelten Männer machten sich keine trügerischen Hoffnungen über das harte Schicksal, welches ihnen schon am kommenden Tage bevorstand, und benutzten diese letzten Stunden, um in ernsten Betrachtungen mit sich und ihrem Leben abzuschließen. Mancher las eifrig in einem kleinen Gebetbuch, welches er sich zu verschaffen gewußt hatte, Andere schrieben mit Bleifedern auf abgerissenen Blättchen Papier ihre letzten Verfügungen oder auch herzliche Abschiedsworte an die Ihrigen nieder, während Mehrere wieder in stillem, dumpfem Hinbrüten versunken waren. Gar manches Männerherz, was bisher in Gegenwart der Feinde sich seinen ungebeugten Muth bewahrt hatte, versank jetzt in traurige Verzweiflung, und Augen, die bis dahin so unerschrocken geblitzt hatten, füllten sich jetzt mit bitteren Schmerzensthränen. Es stirbt sich auch gar schwer, wenn man mitten aus den glücklichsten Familienverhältnissen herausgerissen

wird, und von Allem, was dem Herzen bisher werth und theuer war, so schnell scheiden muß.

Während die vielen Gefangenen in düsterer Stimmung den Rest des Tages und die Nacht verbrachten, jubelten viele französische und sächsische Soldaten in ihrer Nähe desto lauter. Mit Wein, Bier und den besten Lebensmitteln, welche die Stadt nur auftreiben konnte, waren die Truppen überreichlich versehen worden, und schmausten und zechten nun mit der sorglosen Fröhlichkeit, die der Soldat im Felde bei derartigen Gelegenheiten stets zeigen wird. Weiß er doch nicht, was schon die nächsten Tage, ja selbst Stunden ihm bringen werden, ein doppelter Grund daher, jetzt die Gegenwart mit vermehrter Lust zu genießen. Besonders die französischen Gensdarmen und Douaniers waren jetzt in der übermüthigsten Siegeslaune. Vor Wochen erst hatten viele von ihnen aus eben dieser Stadt, in die sie jetzt wieder als Sieger eingezogen waren, eiligst flüchten müssen, ein doppelter Grund daher für sie zur Freude und Lust. Fast durchweg waren es alte gediente Soldaten, und mancher von ihnen hatte bereits in den ersten Feldzügen der Republik die Feuerprobe bestanden. In Italien und Spanien, Aegypten und Polen hatten sie schon gekämpft, und kein

Vorkommniß im Leben des Krieges, weder ein freudiges noch trauriges, war ihnen eine neue Erſcheinung. Wie tranken ſie jetzt den alten Franzwein aus den hochfüßigen Pokalen in langen Zügen, und wie ſchmeckten ihnen die fetten Braten aus den Küchen der ſorgſamen Lüneburger Hausfrauen ſo trefflich!

„Sacre-bleu, Camarade, ich diene doch ſchon an fünfzehn Jahre im Heere Frankreichs und war faſt überall dabei, wenn unſere Adler ihren Siegesflug auf die Thürme der Hauptſtädte Europas nahmen, aber ein ſo gutes Leben, wie hier gerade in Deutſchland, haben wir doch nirgends geführt," lachte ein alter Sergent mit zwei Galons auf den Aermeln, behaglich dabei mit ſeinem Taſchenmeſſer eine fette, ſo recht appetitlich ausſehende Gänſebruſt zertheilend.

„Ja, in Wahrheit ein prächtiges Leben, was wir hier führen," antwortete ein anderer Veteran, deſſen Ohrläppchen in Rußland erfroren waren. „Als wir bei dem dreimal verwünſchten Rückzuge von Moskau halb erfroren und verhungert umherirrten und eine Kleienſuppe oder ein Stücklein hartgefrorenes Pferdefleiſch uns ſchon als ein köſtlicher Leckerbiſſen dünkte, da hätte ich wahrlich nicht gedacht, daß ich ſchon in wenigen Monaten

wieder an einem ſo gut beſetzten Tiſche ſitzen und ſo feurigen Wein trinken würde. Auf die Geſundheit unſerer Feinde," rief er ſchmunzelnd, dabei einen vollen Humpen Franzwein durch ſeine ſchon gut ausgepichte Kehle gießend.

„Ein verflucht glücklicher Umſtand iſt es auch, daß dieſe dummen deutſchen Teufel ſich jetzt einfallen laſſen wollen, unſerm Kaiſer den Krieg zu erklären, ſtatt gehorſam zu thun, was er ihnen befiehlt, wie es doch eigentlich ihre Pflicht und Schuldigkeit wäre. Hätten wir jetzt keinen Krieg hier, sacristie! ich wäre gewiß noch bei meinem Depot in der Bretagne, wohin ich verſetzt wurde, als ich vor zwei Jahren in einer dummen Stunde den verrückten Gedanken faßte, die dicke Margot, die ehemalige Cantinière vom zweiundſiebenzigſten Regiment der Linie, zu heirathen. Ja, unſer „la belle France" iſt zwar ein ſchönes Land, aber die Bauern dort ſind gewaltig geizig, die Quartiere äußerſt ſchlecht, und der Soldat muß allein vom Solde leben, und wenn er einen Schurken von Pekin einmal hinter die Ohren ſchlägt — hui, was wird da für ein Lärm gemacht und wie ſicher iſt ihm der Arreſt, während hier weder Hund noch Hahn danach krähet, wenn man ſo einem Halunken gehörig das Fell über die Ohren

zieht. Eine große Freude war es daher für mich, als ich plötzlich den Befehl erhielt, meine dicke Margot und das Depot sogleich zu verlassen und schleunigst nach Deutschland zu marschiren, um dort eine neue Escadron unseres Husarenregiments formiren zu helfen. Nun, hoffentlich wird der Krieg so bald nicht enden, und ich bekomme in den nächsten Jahren weder Margot noch das Nest, in dem unser Depot liegt, zu sehen," scherzte ein Anderer, sich dabei wohlgefällig seine kleine Pfeife mit dem guten Knaster, der aus dem nächsten Kaufladen requirirt war, stopfend und das angebrochene Pfundpacket dann ohne Weiteres in seine weite Manteltasche schiebend.

„Pah! im Ganzen will es mit diesem deutschen Landsturm und Bürgerhaufen nicht viel bedeuten, und wir treiben sie stets ohne sonderliche Mühe auseinander," meinte der Erste wieder, der jetzt mit der Zerlegung der Spickgans fertig war und freigebig an seine Kameraden große Stücke davon vertheilte. „Einzelne der Kerle fochten aber vortrefflich. — Habt Ihr unter Anderen heute Morgen den alten Bauer mit seinen weißen Haaren gesehen, der auf seinem schnellen Pferde unsere Husaren so sehr verhöhnte? Als wir hier in das Thor stürmten, bemerkte ich diesen selben

Bauer wieder zu Fuß vorn unter dem kleinen Häuflein Derer, die uns mit Flintenſchüſſen begrüßten. Wahrhaftig, der Mann hat Courage und verdiente ein franzöſiſcher Soldat zu ſein. Ich möchte wohl wiſſen, ob er gefangen oder glücklich geflüchtet iſt?" fuhr er weiter fort.

„Ja, ich ſah den alten Mann auch noch zuletzt, und der Officier von den Huſaren, den er heute auf dem Marſche arg verhöhnte, war ſo wüthend auf ihn, daß er demjenigen, der ihn gefangen nehmen würde, eine Belohnung von vier Napoleonsd'or verſprach. Schade, daß ich dieſes Geld nicht verdienen kann, denn ich muſterte ganz genau alle Gefangenen, die wir dort oben eingeſperrt haben, und fand den alten Weißkopf nicht darunter," antwortete ein Brigadier der Armeegensdarmerie, der ſo eben zu dieſer Gruppe getreten war.

In jedem Orte giebt es erbärmliche Menſchen, die, um ihre perſönliche Rachluſt zu befriedigen, oder auch um den ſchnöden Gewinn etwaiger Belohnungen zu erlangen, oder aus irgend anderen ſchmutzigen Beweggründen, ſich nicht ſcheuen, ihre Mitbürger in das Unglück zu ſtürzen. So fanden ſich auch jetzt in Lüneburg einige ſolche Schufte, welche den franzöſiſchen Gensdarmen und Patrouillen die Verſtecke mancher Bürger, die arretirt

werden ſollten, verriethen und ihnen ſonſt auch bei der Verhaftung derſelben behülflich zu ſein ſich bemühten. Manche wackere Männer wurden allein nur durch die Mitwirkung ſolcher Verräther verhaftet.

Ein berüchtigter Dieb, der ſchon wiederholt wegen grober Verbrechen im Zuchthauſe geſeſſen, und den auch der alte Bauer Bruhn, welcher ihn einſt beim Schafdiebſtahl in ſeinem Gehöfte ertappte, dafür auf der Stelle derb gezüchtigt hatte, bemerkte, wie dieſer in höchſter Eile über die Gartenplanke am Hauſe des Hauſirers geklettert war. Er beobachtete nun das Haus längere Zeit auf das Sorgfältigſte, und da er den Bauer nicht wieder herauskommen ſah, ſo ſchloß er mit Recht, daß dieſer hier ein Verſteckplätzchen gefunden habe. Er wußte, daß der alte Bruhn bei den Bauern in der Haide von großem Anſehn war, und auch heute Morgen nicht allein die Nachricht von dem Anmarſch der Franzoſen gebracht, ſondern auch den Recognoscirritt unternommen hatte. Solche Menſchen gefangen zu nehmen, mußte den franzöſiſchen Befehlshabern daher von vieler Bedeutung ſein, und von Rachgier und Gewinnſucht getrieben beeilte er ſich nun, deſſen Verſteckplatz zu verrathen.

Wenige Minuten ſpäter, als der Gensdarmerie-Brigadier den Wunſch geäußert hatte, den alten weißhaarigen Bauer arretiren zu können, und noch vergnüglich mit ſeinen anderen Kameraden bei den vollen Flaſchen ſaß, ward er plötzlich von einem ſehr gemein und verdächtig ausſehenden Kerl hinten am Mantel gezupft.

„Was willſt Du, Halunke — wie kannſt Du es wohl wagen, mich auf ſo unverſchämte Weiſe zu ſtören, Du verdienteſt in der That, daß ich Dir ſogleich mit der flachen Klinge ein halbes Dutzend tüchtige Hiebe aufzählte," ſchnob der Gensdarm, der als geborener Elſaſſer der deutſchen Sprache ziemlich mächtig war, den Störer an.

„Ich hab' eine wichtige Nachricht, die dem gnädigen Herrn Brigadier eine Freude machen wird," antwortete der Kerl mit tief herabgezogener Mütze im demüthigſten Tone.

„Was, Du — eine gute Nachricht — heraus damit und halte mich nicht unnützer Weiſe lange auf," ſprach der Brigadier, jetzt ſchon um Etwas wenigſtens milder geſtimmt.

„Ja, gnädigſter Herr Brigadier, da iſt ein reicher Bauer Bruhn, zwei Meilen von hier in der Haide wohnhaft, der ſtets die anderen Bauern gegen die Franzoſen aufgehetzt hat. Dieſe Nacht brachte er

mit einem alten infamen Hauſirjuden, den die Leute den alten Iſaack nennen, die Nachricht, daß die Herren Franzoſen anmarſchirt kämen, und da ermahnte er die Bürger, mit Gewehren auf dieſe zu ſchießen; ſpäter ritt er auf ſeinem Pferde wieder fort, um zu ſehen, wie weit der gnädige Herr General Morand noch von der Stadt entfernt ſei, und zuletzt hat er ſogar noch mit der Flinte auf die Soldaten geſchoſſen. Dieſer Bauer hat ſich nun hier in Lüneburg heimlich verſteckt, und hofft, daß ihn Niemand finden werde, ich aber weiß ſein Verſteck," erzählte der Angeber nun weiter, wiederholt ſich dabei tief bückend.

Zuſehends ward das Geſicht des Brigadiers bei dieſer Erzählung immer freundlicher, und ungleich weniger barſch, als zuvor, frug er ſchnell:

„Iſt der Bauer ein alter, kräftig gewachſener Mann mit weißen Haaren, und ritt er am heutigen Morgen einen ſchönen Braunen?"

„Ja wohl — ja wohl, gnädigſter Herr Brigadier, das iſt er. Einen Kerl, der den Franzoſen ſchon größern Schaden zugefügt hat, als dieſer alte, geizige Hund, finden Sie zehn Meilen weit nicht," ſprach der Angeber, deſſen liſtiges Auge ſehr gut die Freude, welche der Gensdarm bei dieſer Meldung empfand, bemerkt hatte.

„Alſo ſchnell, — wenn Du das Verſteck des Uebelthäters weiſt, ſo führe mich dahin," forderte dieſer ihn auf, dabei ſich zum Gange rüſtend.

„Der gnädige Herr Brigadier werden verzeihen, aber umſonſt iſt kaum der Tod, und ein ehrlicher Kerl will in dieſer ſchweren Zeit doch auch ſein Stücklein Brod verdienen. — Was bekomme ich Trinkgeld, wenn ich den Verſteckplatz anzeige?" grinſte der Kerl.

„Es iſt eigentlich nur Deine verfluchte Schuldigkeit, dies zu thun, Halunke, und Du verdienteſt fünfzig Stockprügel, wenn Du mich nicht ſogleich hinführſt. Doch ſollſt Du dafür einen harten Thaler Belohnung haben," antwortete der geizige Gensdarmerie-Brigadier, der vor Begier brannte, den Bauer zu verhaften und die dafür ausgeſetzte Prämie zu verdienen.

„Mein gnädiger Herr Brigadier, dafür kann ich es nicht thun: unter zwei von den kleinen gelben Goldſtücken mit des Kaiſers Napoleon Bildniß darauf geht es nicht an. Bedenken Sie doch, daß Unſereins auch Ehre und Gewiſſen im Leibe hat, was er nicht um einen lumpigen Thaler weggeben kann," fing der ſchuftige Angeber nun zu handeln an, da er wohl gemerkt hatte, wie ſehr

dem Gensdarmen an der Verhaftung des alten Bruhn gelegen ſein müſſe.

Zwar drohte der Brigadier anfänglich noch mit Prügeln und anderen harten Strafen, wenn die ſofortige Anzeige nicht erfolgen würde, doch der Angeber, der ſeinen Vortheil wohl kannte, blieb feſt, ſprach davon, alsdann einem andern Gensdarmen, der ein höheres Trinkgeld zahlen würde, den Verſteckplatz zu verrathen, und ſo ward denn nach längerem Hin- und Hergefeilſche ausgemacht, daß er zwei Napoleonsd'or wirklich erhalten ſollte, wenn es gelinge, den Bauer Bruhn zu verhaften.

Der Gensdarm, voller Hoffnung über den beabſichtigten wichtigen Fang, requirirte eine Patrouille von fünf ſächſiſchen Soldaten, und machte ſich dann mit dem Führer auf den Weg nach dem Hauſe des Hauſirers. Da die Dunkelheit des Abends ſchon eingetreten war, ſo wurden einige Laternen mitgenommen.

In ihrem Stüblein vor dem Arbeitstiſch, auf dem eine kleine Lampe brannte, ſaß Rebekka. Zwar lag eine weibliche Arbeit vor ihr, aber ihre Hände waren nicht wie ſonſt in fleißiger Thätigkeit daran beſchäftigt, ſondern ruhten müſſig auf dem Schooße, denn trübe Sorgen beängſtigten das arme Mädchen

und hinderten ihren Fleiß. Noch wußte ſie nicht, ob die Flucht des Vaters auch wirklich gelungen ſei, oder ob er nicht vielleicht dabei ergriffen, jetzt im Gefängniß ſchmachte, ja ſogar ſchon den Tod gefunden habe. Auch das Schickſal des Bauer Bruhn, der noch immer in ſeinem unbequemen Verſteck dort oben in der engen, dunklen Torfkammer eingeſchloſſen war, verurſachte ihr vielen Kummer. Zwar war das kleine abgelegene Häuslein in der Nebenſtraße bisher noch nicht von franzöſiſchen Soldaten heimgeſucht worden, allein ſchon wiederholt hatte die Magd, die in der Stadt geweſen, händeringend und klagend die Nachricht gebracht, daß bereits ſo viele Bürger von den Franzoſen arretirt und in das Gefängniß gebracht worden wären und noch immer neue Gefangene hinzukämen. Wie die Leute erzählten, ſollten aber alle dieſe Männer ſchon am morgenden Tage erſchoſſen werden, und die franzöſiſchen Gensdarmen hätten geſagt: „es würden alle Häuſer ganz genau unterſucht und alle gefundenen Flüchtlinge verurtheilt werden.“ Solche und noch grauſigere Erzählungen brachte die alte Suſanne ſtets von ihren Ausgängen mit daheim und erfüllte dadurch die arme Rebekka mit ſtets vermehrter Sorge.

Ein heftiges Pochen mit einer Säbelſcheide an

die verſchloſſenene Hausthür, dem ſogleich ein roher franzöſiſcher Soldatenfluch und die lauten Worte: „Aufgemacht — ſogleich aufgemacht im Namen des Kaiſers!“ folgten, ſchreckte plötzlich das Mädchen aus ihrem ſorgenvollen Hinbrüten auf. So war denn jetzt geſchehen, was ſie bisher gefürchtet, ihr Häuslein ward von den fremden Schergen nach dem verſteckten Flüchtling unterſucht. Aber mit der drohenden Gefahr wuchs auch des Mädchens Muth und Kraft, und ſie, die bisher ſo ängſtlichen Sorgen ſich hingegeben, hatte plötzlich ein völliges Gefaßtſein auf Alles gewonnen. Nur die größte Unbefangenheit vermochte ſie vielleicht zu retten; dies ſah ſie ſogleich ſelbſt ein und handelte nun auch demgemäß. Sie nahm alsbald die kleine Lampe vom Tiſche, eilte feſten Schrittes zur Hausthür, und dieſe öffnend trat ſie dem Gensdarmerie-Brigadier unbefangen mit den Worten: „Was wünſchen die Herren in ſo ſpäter Stunde von einem armen, alleinwohnenden Mädchen?“ entgegen. Die ſeltene Schönheit der Jüdin, die jetzt, in der dunklen Hausthür ſtehend, von dem kleinen Lämpchen, welches ſie in der Hand trug, hell beſchienen wurde, trat ſo glänzend hervor, daß ſelbſt der Gensdarm und die Soldaten der

Patrouille in dem erſten Augenblick davon ganz überraſcht wurden.

„Na, heere, Du Bruder, das Mädchen, das iſt Dir gar ſehre ſcheene, weeß es Gott, bei uns da in Berne, da giebt es Dir auch ſehre ſcheene Mädchens, aber ſo eene, die haben wir da niche,“ flüſterte einer der ſächſiſchen Soldaten der Patrouillenmannſchaft halblaut ſeinem Nebenmanne zu.

Der Brigadier, ein roher Elſaſſer, war aber ſchon über die Jahre der Galanterie längſt hinaus und kannte außer Habſucht und Neigung zur Flaſche weiter keine Leidenſchaften. So faßte er ſich denn ſogleich wieder und trat dem Mädchen mit den rüden Worten: „Na, Sie kleine Judendirne, geb' Sie nur ſogleich den Hund von einem verrätheriſchen Bauer, den Sie in ihrer Spelunke verſteckt hat, heraus, und danke Sie dann Gott, wenn ich weiter keine Anzeige davon mache und Sie ohne Strafe davonkommt. Ihr Vater ſoll auch ſo ein verdammter Aufwiegler ſein, der uns jetzt leider entwiſcht iſt, ſicher aber auch nicht dem Galgen entlaufen wird. Alſo hergegeben den Bauer, und uns nicht weiter aufgehalten. — Der Kerl iſt ja ſo ſchon zu alt, um einen hübſchen, luſtigen Liebhaber für die Nacht abzugeben.“

Die Röthe der Scham und des Zorns bei

dieſen rohen Worten des Brigadiers färbte das ſonſt ſo bleiche Geſichtchen Rebekka's, und die Thränen traten ihr in die großen dunklen Augen. Bald aber faßte ſie ſich wieder, und alle ihre Selbſtbeherrſchung gewaltſam zuſammennehmend, antwortete ſie mit möglichſt ruhigem Tone: „Ich weiß von keinem verſteckten Flüchtling — es muß ein Irrthum ſtattfinden. — Wollen Sie das Haus nur ſelbſt betreten, Sie werden gewiß auch Nichts darin finden.“ Es war dies die erſte Lüge, welche das arme Mädchen jemals in ihrem bisherigen Leben geſprochen hatte; tief ſchämte ſie ſich ſolcher in ihrem Innern, und doch mußte ſie geſchehen, denn das Leben des alten Bruhn konnte allein dadurch gerettet werden.

Mit höhniſchem Gelächter beantwortete der Brigadier dieſe Worte des Mädchens, beorderte zwei Soldaten, von Außen das Haus zu bewachen und auf jeden etwaigen Flüchtling aus demſelben ſogleich Feuer zu geben; dann begab er ſich in das Innere zur genauen Durchſuchung. Alle Winkel wurden von dem Gensdarmen, der in dieſem Geſchäft vielfach geübt zu ſein ſchien, genau durchſtöbert, wobei Rebekka, die trotz wiederholter Drohungen ſtandhaft bei ihrem Läugnen blieb, das Licht halten mußte, allein bisher ohne Erfolg.

Selbſt die Betten wurden mit einem Säbel durchſtoßen, um zu ſehen, ob ſich der Flüchtling darunter verborgen hätte, wobei es an rohen Witzeleien, die das arme, ohnehin ſchon ſo gequälte Mädchen auf das Empfindlichſte beleidigten, nicht fehlte, der kleine Stall und die Keller durchſtöbert, doch konnte der geſuchte Flüchtling nicht entdeckt werden. Fand bei dieſer Hausſuchung zwar keine eigentliche Plünderung ſtatt, ſo blieben doch manche nicht werthloſe Sachen zwiſchen den langen Fingern der Sucher hängen, und beſonders auch der ſchurkiſche Angeber, der ſich überall ſehr dienſtbefliſſen hinzudrängte, verfehlte nicht ſich die Taſchen gehörig zu füllen.

Auch der Boden war bereits vergeblich durchſucht, ein Soldat hatte ſelbſt den Torfhaufen vor der Kammerthür einige Male mit ſeinem Bajonnette durchſtoßen, und der fluchende, in ſeinen Hoffnungen arg getäuſchte Brigadier wandte ſich ſchon mit den unwilligen Worten: „Infamer Halunke, Du haſt mich belogen, der Kerl iſt ja nirgends hier im Hauſe verſteckt, und Du ſollteſt eigentlich zwanzig Stockprügel ſtatt der Goldſtücke erhalten," zur Umkehr. Erleichtert athmete Rebekka hoch auf, und glaubte, die Gefahr ſei bereits vorüber und der Verborgene gerettet. Leider ſollte ihre Freude

eine voreilige ſein und nur zu ſchnell arg getäuſcht werden.

Der verrätheriſche Angeber, höchſt ergrimmt, daß er jetzt um die Früchte ſeines Verraths kommen ſollte, erinnerte ſich plötzlich, daß er vor mehreren Jahren, als er einſt um Tagelohn im Hauſe des Hauſirers gearbeitet hatte, dort oben auf dem Hausboden, wo jetzt der Torf lag, einen kleinen Verſchlag bemerkt habe. Der Gedanke, daß in demſelben vielleicht der Geſuchte verborgen ſein könne, überkam ihn, und mit ſeiner kriechenden Haltung und demüthigen Stimme ſagte er: „Wollen der gnädige Herr Brigadier nicht nur einen Augenblick ſich noch gedulden und mir erlauben, den Torfhaufen hier etwas wegzuräumen. Wie mir erinnerlich iſt, befindet ſich dahinten noch eine kleine Kammer, und da könnten wir vielleicht zuletzt doch den vergeblich geſuchten Vogel finden.“

Wie Rebekka dieſe ſchrecklichen Worte hörte, da erkannte ſie, daß der Verſteckte unausbleiblich ſchon in den nächſten Minuten entdeckt würde. Die Faſſung verließ jetzt das bis dahin ſo muthige Mädchen, ſie konnte ſich kaum aufrecht erhalten, die Lampe erzitterte in ihrer Hand, und bleich vor Angſt und Entſetzen ward ihr Geſicht.

„Ha, ha, ſehen Sie, gnädigſter Herr Brigadier,

wie das Judenſchickſel hier ſchon vor Angſt käſeweiß wird, daß wir doch zuletzt noch hinter ihre Schliche gekommen ſind. Warten Sie nur einen Augenblick, und wir haben den geſuchten Kerl ſo feſt, wie den Fuchs in der Falle," lachte der Angeber in roher Weiſe und warf eifrig den vor der Thür aufgeſchichteten Torf zur Seite. Bald entdeckte man auch die bis dahin verborgene Kammerthür, ein Fußtritt mit den ſchweren Reiterſtiefeln des Gensdarmen ſprengte das ſchwache Bretterwerk auseinander, und beim Schimmer, der Laterne ſah man den in ſeinem engen Verſteck zuſammengekrümmt liegenden Bauer Bruhn.

„Ha! da haben wir den ſaubern Patron doch noch erwiſcht. — Heraus, Halunke, oder ich will Dich ſchon mit meiner Klinge herauskitzeln!" rief der Brigadier dem Liegenden zu, deſſen Augen zuerſt von dem Lampenſchein ſo geblendet waren, daß er die vor der Kammer Stehenden nicht genau erkennen konnte. Widerſtand oder Flucht war jetzt unmöglich; das erkannte der alte Bauer ſogleich, und ſo blieb ihm weiter Nichts übrig, als aus ſeinem Verſteck herauszukriechen und ſich ſeinen Häſchern zu überliefern. Sein Aeußeres ſah in dieſem Augenblick wahrlich nicht einladend aus, und der ſonſt ſo ſaubere und ſtattliche Mann

war kaum wieder zu erkennen. Die Torfasche und das aus seiner Verletzung geronnene Blut hatten Gesicht und Kleidung mit einer so schwarzen Schmutzkruste überzogen, daß er fast einem Schornsteinfeger glich; die weißen Haare hingen struppig um den Kopf und die Kleidung war zerrissen. Und doch stand der alte Bauer, als er seine Glieder nur erst wieder etwas gereckt und sich an das Licht gewöhnt hatte, so fest und sicher im Kreise seiner Häscher, und sein blaues Auge blickte so furchtlos um sich, daß er den ganzen Eindruck eines wahren deutschen Mannes in seiner vollen Würde machen mußte.

„Gottes Wille hat es nicht gewollt, daß ich mich retten sollte, ich muß mich geduldig in mein Schicksal ergeben. — Leid thut es mir nur, Jungfer Rebekka, daß ich Sie in Ungelegenheiten jetzt gebracht habe," waren die ersten Worte, die er sprach. Selbst dem Brigadier imponirte unwillkürlich die einfache Würde des Mannes, und er behandelte ihn jetzt minder roh, wie dies sonst unzweifelhaft geschehen sein würde.

Auch Rebekka, als Verbergerin eines Flüchtlings, was hart bestraft werden sollte, wurde jetzt von dem Brigadier arretirt und sogleich mit in das Gefängniß abgeführt. Das Mädchen hatte

alsbald ihre frühere ruhige Faſſung vollkommen wiedergewonnen, ſie würdigte den Brigadier keiner Bitte, ja kaum eines Wortes. Deſto ärger heulte und lamentirte freilich die alte Suſanne, der jetzt die Sorge für das verlaſſene Haus übertragen wurde. Beim Schein der Laternen ſetzte ſich der traurige Zug alsbald in Bewegung; der Bauer Bruhn ward den anderen Gefangenen beigeſellt, um am nächſten Morgen vor das Kriegsgericht geſtellt zu werden, wo dann freilich ſein Schickſal nicht mehr zweifelhaft ſein konnte, die arme Rebekka aber vorläufig in ein elendes Gefängniß zu anderen dort befindlichen Weibsperſonen verſchiedenen Gelichters geſteckt.

Mit gieriger Haſt drängte ſich der Verräther jetzt an den Gensdarmerie-Brigadier, und forderte die zwei Napoleonsd'or, die ihm für ſeine Anzeige verſprochen worden waren.

„Komm morgen wieder, Kerl, und hole Dein Geld, glaubſt Du, daß ich jetzt in der Nacht nichts Beſſeres zu thun habe, als mich mit Deinesgleichen abzugeben," ſchnauzte ihn dieſer, der eigentlich keine ſonderliche Luſt in ſich verſpürte, die verſprochene Belohnung auch nun wirklich zu bezahlen, mit grimmiger Stimme an. Murrend und knurrend mußte der Menſch vorläufig ohne Geld wieder

abſchleichen, da er ſonſt von den Gensdarmen leicht Mißhandlungen erlitten hätte.

„Es iſt doch ſehre ſchlecht von ſo einem Deutſchen, daß er ſeinen Landsmann für ein Bißchen Geld an ſo einen franzöſiſchen Wütherich verrathen thut. Pfui Deibel, der Kerl müßte eigentlich gehörige Kloppe bekommen," meinte einer der ſächſiſchen Infanteriſten, der bei der Patrouille geweſen war, zu ſeinen übrigen Kameraden, und mit Hohn trieben dieſe den Kerl, der noch immer bei ihnen herumlungern wollte, von ſich fort.

Eine traurige Nacht lag aber jetzt über der guten Stadt Lüneburg, und wer in das Innere vieler Häuſer geſehen, der hätte gar viele Bilder des Schmerzes und der Verzweiflung in denſelben erblicken müſſen. Wie manche Mutter klagte jetzt um ihren Sohn, die Gattin um den zärtlich geliebten Gatten, das weinende Kind um den vermißten Vater. Und mit welcher bangen Sorge ſahen alle dieſe Unglücklichen dem kommenden Tage, der ihnen gar leicht die theuren Angehörigen für immer rauben ſollte, entgegen.

Auf den ſtillen Straßen der Stadt durften ſich nach gemeſſenem Befehl des Generals Morand nach eingebrochener Nacht gar keine Bürger mehr

erblicken lassen. Nur der tactmäßige Schritt oder das Hufgeklapper der vielen Patrouillen zu Fuß und Roß, welche die Franzosen unabläſſig umherſchickten, unterbrach hier die Stille. Auf dem Marktplatze, „dem Sande" und noch einigen anderen Hauptplätzen züngelten die Flammen großer Bivouakfeuer, um welche ganze Compagnien der Soldaten gelagert waren, hoch in den dunklen Himmel hinein, und ihr rother Schein beleuchtete phantaſtiſch die vielen Erker und Giebel und alterthümlichen Verzierungen der vielſtöckigen ſtattlichen Wohnhäuſer, welche dieſen Plätzen zur Zierde und der Stadt Lüneburg zum Stolz gereichten.

Auch an dieſen Bivouakfeuern ging es in den ſpäteren Nachtſtunden ziemlich geräuſchlos zu. Die meiſten Soldaten hatten zur Genüge gezecht und gejubelt, und lagen nun auf den ausgebreiteten Strohſchütten, den Torniſter unter dem Kopf, das Gewehr zur Seite, in feſtem Schlaf. Da träumte wohl Mancher von ihnen von der ſchönen Heimath im ſonnigen Frankreich oder fruchtbaren Sachſen, die er auf des harten Kaiſers Befehl ſo ungern verlaſſen hatte, um hier oben im Norden Deutſchlands gegen einen braven Volksſtamm die Waffen zu führen. Gar liebliche Bilder von dem alten Mütterlein, das beim Abſchiede ihm zuletzt noch

ſegnend die Hand auf das Haupt gelegt, oder von der heiß geliebten Braut, von der das Scheiden ſo unendlich ſchwer ward, oder gar von Weib und Kind, gaukelte der Traumgott vor ihre Augen, und ein freudiges Lächeln des frohen Wiederſehens aller theuren Ihrigen umſchwebte die Lippen der Schläfer. Und wieder Andere, denen der Krieg nicht allein kein Zwang, ſondern eine wahre Luſt war, und deren feurige Seelen nur den Ehrgeiz der militäriſchen Auszeichnung kannten, träumten von Sieg, von Beförderung, von Belohnung durch Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, und mehreren derartigen Dingen. Welch ganz andern Ausdruck zeigten die Geſichter dieſer ehrgeizigen Träumer, wie die der friedlichen.

Und doch, wie bald ſollten ſie Alle, Alle auf das Schrecklichſte enttäuſcht werden, und die rauhe Wirklichkeit ihnen gerade das Gegentheil von Dem bringen, was der Traum ihnen eben ſo verlockend gezeigt hatte!

4.

Die Verbündeten in Lüneburg.

So ſchnell ihn ſeine an eiligen Gang gewöhnten Füße nur tragen wollten, eilte der Hauſirer auf den nächſten Nichtwegen der Gegend zu, in welcher er am Sicherſten die anmarſchirenden verbündeten Truppen zu finden hoffen durfte. Zwar war ſeine perſönliche Sicherheit jetzt nicht mehr gefährdet, denn in dieſer Richtung wagten ſich die franzöſiſchen Patrouillen nicht aus der nächſten Umgebung der Stadt — allein es drängte ihn, baldigſt die Vorhut der Verbündeten zu erreichen, da er hoffen durfte, dieſen bei ihrem Vorrücken als aller Stege und Wege kundiger Führer von Nutzen ſein zu können. Daß es aber von höchſter Wichtigkeit ſei, wenn die Verbündeten ſchon am Morgen des kommenden Tages Lüneburg mit dem kräftigſten Nachdruck angriffen, ſah der lange Iſaack

vollkommen ein. Bei der Schnelligkeit der franzöſiſchen Kriegsgerichte in allen derartigen Executionen erfolgte die Verurtheilung und Erſchießung der gefangenen Patrioten vorausſichtlich ſchon in den nächſten vierundzwanzig Stunden. Gelang es den Verbündeten nun baldigſt, die Franzoſen anzugreifen und die Stadt zu erobern, ſo waren ſie gerettet — wo nicht, hatten alle dieſe Ehrenmänner den Tod auf der Richtſtätte gefunden. Es war daher Grund genug zur möglichſten Eile.

Noch bevor er es erwartet hatte, traf der Hauſirer auf die erſten verbündeten Truppen. Ein kleines Tannengebüſch zog ſich auf der ebenen Haideſläche längs der Straße hin und unterbrach den freien Blick, der ſonſt ziemlich ungehindert in das Weite ſchweifen konnte. Kaum hatte der Wanderer einige Hundert Schritte neben deſſen Saume zurückgelegt, als plötzlich ein halbes Dutzend Koſaken mit eingelegten Lanzen daraus hervorſprengten und ihn ſogleich umringten. Die Erſcheinung dieſer wilden Söhne der Steppe, die damals in Deutſchland eine ſo wichtige Bedeutung gewannen, hatte gerade nichts beſonders Anziehendes. Es waren große, hagere, langbärtige Geſtalten, deren breite, ſtumpfnäſige Geſichter zwar einen pfiffigen, dabei aber in der Regel auch rohen

und habgierigen Ausdruck zeigten. Ihre Kleidung hatte dabei kaum etwas Uniformmäßiges und ließ der Willkür der Einzelnen freien Spielraum. Ein weiter, langer Mantel von grobem, grauem Tuche bildete das Hauptſtück des Anzuges und verdeckte faſt die weiten dunkelblauen Pumphoſen, welche die Meiſten trugen. An einer breiten, ſchwarzen Lederkoppel, die um den Leib geſchnallt war, hing ein plump gearbeiteter krummer Säbel ohne Korb, deſſen eiſerne Scheide ſo verroſtet ausſah, daß man ſogleich bemerkte, wie Reinlichkeit und Ordnung gerade nicht beſonders von dieſen Reitern geſchätzt wurden. In dieſem breiten Ledergurt trugen die Meiſten auch ein Paar Piſtolen, die oft koſtbare Erb- oder Beuteſtücke zu ſein ſchienen, und mitunter reich mit Silber ausgelegte Kolben und kunſtvoll damascirte Läufe zeigten. Die Hauptwaffe des Reiters, zu der er ſelbſt das größte Vertrauen hegte und auch zu jener Zeit ſeinen Feinden den meiſten Schrecken einzujagen pflegte, war aber eine an zehn Fuß lange Pike oder Lanze ohne Fähnlein, aber vorn mit einer langen und ſcharfen Eiſenſpitze verſehen. An der Fauſt der rechten Hand hing der gefürchtete Kantſchuh, der dem Koſaken zugleich auch zur Antreibung ſeines Pferdes diente, da mit Ausnahme

der Officiere kein einziger derſelben Sporen trug. Als Kopfbedeckung diente eine kleine ſpitze Pelzmütze von ſchwarzem, häufig ſchon ſehr ſchmutzig und abgeſchabt ausſehenden Schaffell, die tief auf die Stirn heruntergezogen war.

Die wegen ihrer Ausdauer und Abhärtung berühmten Pferde der Koſaken, auf denen ſie den weiten Weg von den Steppen des Urals bis nach Paris zurücklegten, entſprachen in ihrem äußern Ausſehen keineswegs ihrer innern Güte. Es waren kleine, magere, langhälſige Klepper mit häßlichen Schweifen und Mähnen, unedlen Köpfen und rauhen, zottigen, faſt niemals geputzten Haaren, die gewöhnlich verdroſſen und ſchläfrig die Köpfe bis zur Erde ſenkten, beim Marſche aber unermüdlich forttraben konnten und ſich dabei mit dem ſchlechteſten Futter begnügten. Eigenthümlich waren die Sättel dieſer, nur mit einem einfachen Trenſenzaume aufgezäumten Koſakenpferde. Alle möglichen Gegenſtände, welche die Koſaken erbeutet hatten, und ihre Finger waren hierin ſehr geſchickt, wurden auf oder an dieſe Sättel gebunden, ſo daß mitunter ſich ein hoher Berg aufbauſchte, auf dem dann der vergnügte Beſitzer aller dieſer verſchiedenen Herrlichkeiten mit weitausgeſpreizten Beinen ſaß. Da waren franzöſiſche

Officiersuniformen und deutſche Frauenmäntel, Sophateppiche und Wagenpolſter, kurz, alles Mögliche, was nur irgenwie fortgebracht werden konnte, denn ein echter Koſak verſchmähte ſo leicht keine Beute. Auch lebendes Vieh ward oft an dieſe Sättel befeſtigt, und mancher Reiter ritt ſtolz auf ſeinem Gaule, während ein hinten feſtgebundenes Ferkelchen erbärmlich quikte, und ſein Nebenmann vielleicht eine ſchnatternde Gans oder einen kollernden Truthahn vor ſich hatte. Die Lanzen dieſer Koſaken waren zu jener Zeit nicht allein den Franzoſen, ſondern ihre Finger auch den deutſchen Haushaltungen ungemein gefährlich.

Der Empfang, den der lange Iſaack bei der ihn plötzlich umringenden Koſakenpatrouille fand, war nichts weniger als freundlich. In dem letzten Kriege in Rußland hatten die Franzoſen gewöhnlich die ſchlauen und habgierigen Juden als Spione benutzt, und hierdurch war bei den ohnehin ſehr leicht argwöhniſchen Koſaken der Verdacht entſtanden, daß auch dieſer ſo haſtig auf einem Nebenwege dahineilende Jude mit ſeinem gerade nicht ſonderlich empfehlenswerthen Aeußern ein feindlicher Spion ſein müſſe. Kein einziger von ihnen verſtand auch nur ein Wort Deutſch, und da der Hauſirer ebenfalls keine Antwort auf die

an ihn gerichteten Fragen und Drohungen geben konnte, ſo war ein gegenſeitiges Verſtändniß nicht möglich. Es dauerte auch kaum einige Minuten, ſo hatten ihm die Koſaken mit erſtaunlicher Schnelligkeit die Hände auf den Rücken gebunden, und vermittelſt eines langen Halfterſtrickes, den einer der Reiter in die Hand nahm, wurde er wie ein Hund an der Leine neben einem Pferde geführt. Alle Proteſtationen blieben gänzlich erfolglos, ja wurden zuletzt ſogar durch einige nicht allzuſanfte Knüffe mit dem Lanzenſchaft beantwortet, und ſo blieb dem Hauſirer weiter Nichts übrig, als ſich geduldig in die unangenehme Nothwendigkeit zu fügen und behende neben dem fortzottelnden Pferde einherzulaufen.

Nach ungefähr einer halben Stunde langte die Patrouille bei einem größern Haupttrupp der Koſaken, der ungefähr an zweihundert Mann ſtark ſein mochte, an, und der Hauſirer ward dem hier befehlenden Officier übergeben. Dieſer verſtand und ſprach zwar etwas Deutſch, und der Gefangene konnte ihm ſeine Abſichten einigermaßen erklären, ſchien aber gerade keinen ſonderlichen Glauben dabei zu finden. Er erreichte jedoch, daß er vorläufig wieder losgebunden und dann zwei Koſaken zur ſorgfältigen Bewachung übergeben wurde,

die ihn zwiſchen ihren beiden Pferden gehen ließen, um nun möglichſt ſchnell zu dem General Dörnberg, der dieſe ganze Abtheilung befehligte und noch eine halbe Stunde rückwärts mit der Infanterie ſtand, geführt wurde.

Aber auch dieſer deutſche Ehrenmann, der ſchon 1809 den kühnen Plan zur Erregung eines Aufſtandes in Kurheſſen und Gefangennehmung des Königs Jerôme von Weſtfalen entworfen hatte, und erſt kürzlich in ruſſiſche Dienſte getreten war, konnte anfänglich ein gewiſſes Mißtrauen gegen den Hauſirer nicht überwinden. Es ſchien ihm faſt zu unwahrſcheinlich zu ſein, daß ein armer, ſchlechtgekleideter Hauſirjude nur von Patriotismus geleitet, das gefährliche Wagſtück unternommen hatte, jetzt auf Richtwegen zu den verbündeten Truppen zu eilen, um dieſen als Führer bei dem Marſche gegen Lüneburg zu dienen.

„Weiß Er, Jude, daß ich Ihn wie einen tollen Hund an der nächſten Weide aufknüpfen laſſe, wenn ich auch nur die mindeſte Abſicht eines Verraths bei Ihm entdecke," rief nach einem etwas umſtändlichen Verhör endlich der General.

„Ew. Excellenz haben mich ganz in Ihrer Gewalt, und können mit mir anfangen, was Sie wollen, doch der Gott meiner Väter ſieht in mein

Herz und weiß, daß meine Abſicht iſt die beſte, und daß ich nur gekommen bin hieher, um zu dienen als Führer," antwortete der Hauſirer mit einer ſo ruhigen Würde, daß ſie ſelbſt auf die anweſenden verbündeten Officiere einen günſtigen Eindruck ausübte. „Ich beſchwöre aber Ew. Excellenz, laſſen Sie Ihre Soldaten nehmen die Hände in die Füße und ſchnell darauf losmarſchiren, daß ſie können gleich am nächſten Morgen ſchon angreifen die Stadt Lüneburg. Der General Morand hat dort die beſten Bürger und wackerſten Männer in das Gefängniß werfen laſſen, und wie ich die Franzoſen kenne, ſind ſie ſchon morgen erſchoſſen, wenn Ew. Excellenz ſie bis dahin nicht haben gerettet," ſprach der Hauſirer weiter.

Dieſe ſo inſtändigen Bitten, wie auch die weiteren Andeutungen und Aufklärungen des Hauſirers bewogen den General Dörnberg, in Verein mit den beiden anderen Anführern der ruſſiſchen Streifcorps, den Generälen Tſchernitſchef und Benkendorf, noch in der Nacht den Eilmarſch gegen die ſo hart bedrängte Stadt fortzuſetzen. Der Hauſirer ward mit Speiſe und Trank reichlich erquickt und dann auf ein Pferd geſetzt, was von einem Koſaken-Unterofficier mit am Zügel genommen wurde, um ſo der Vorhut als Führer zu

dienen. In ſeiner Gegenwart ward dem dieſe Vorhut befehligenden Officier, welcher der deutſchen Sprache vollkommen mächtig war, der Befehl ertheilt, den Juden bei dem geringſten Verſuch zur Flucht oder zur Verrätherei ohne Weiteres niederſchießen zu laſſen.

Der lange Iſaack, auf dem Rücken eines kleinen Koſakengaules, bot einen ſo komiſchen Anblick dar, daß Jeder, der ihn ſah, unwillkürlich faſt darüber lachen mußte. Er war des Reitens ganz ungewohnt, und hockte im Sattel wie ein Affe auf dem Kameel. Seine langen Füße berührten faſt die Erde, ſo daß er wenigſtens den ſüßen Troſt hatte, bei einem etwaigen Abgeworfenwerden keinen zu großen Fall machen zu müſſen; ſeine Kniee waren hoch bis an den Sattelknopf hinaufgezogen, der ohnehin ſchon nach vorn gebeugte Rücken jetzt ſo krumm wie ein Fiedelbogen, und bei jeder ſchnellern Bewegung des Pferdes faßte er wie verzweifelt mit beiden Fäuſten in deſſen lange, zottige Mähne, um den Sitz nicht zu verlieren, was die muthwilligen Koſaken häufig veranlaßte, das Thier durch Kitzeln mit den Lanzenſpitzen zum Ausſchlagen und zu Seitenſprüngen zu reizen, um ſich dann an der Angſt und dem krampfhaften Anklammern des armen, weidlich gequälten Juden noch

mehr zu ergötzen. Sein Geſicht drückte den höchſten Grad des Mißmuthes über ſein jetziges Befinden aus, und wer ihn damals geſehen, mußte ſeiner ſpätern Erzählung, daß dieſer nächtliche Eilritt auf einem hart trabenden, bockenden Koſakengaul mit zu den unangenehmſten Stunden ſeines Lebens gehört hatte, unbedingten Glauben ſchenken. Und trotz des kränkenden Verdachtes, mit dem er empfangen war, trotz alles Hohnes und Spottes, der ihn umgab, trotz der Unbequemlichkeit und des Schmerzes ſeiner jetzigen Lage, denn er hatte ſich bald ſo ſtark durchgeritten, daß ihm das Blut aus den engen Hoſen quoll, bereute der Hauſirer keinen einzigen Augenblick, daß er ſich den Ruſſen zum Führer angeboten hatte, ſo aufrichtig und opferbereit war ſein Patriotismus, ſo grimmig ſein Haß gegen die Franzoſen.

Die hier vereinte Abtheilung der drei vorhin genannten ruſſiſchen Generäle beſtand aus vier Pulks Koſaken, einem Jäger-Bataillon und ſechs Dragoner- und Huſaren-Schwadronen, dann aus einem preußiſchen Füſilier-Bataillon und vier Geſchützen preußiſcher reitender Artillerie. Im freien Felde war dies Truppencorps freilich vollkommen genügend, die Macht des Generals Morand zu beſiegen; da Letzterer ſich aber jetzt leider

ſchon im Beſitz einer halbwege noch mit Graben und Mauern verſehenen Stadt befand, ſo war die Sache ſchon ungleich ſchwieriger. Es galt daher, wo möglich den Feind über die Seite, von welcher der Hauptangriff ſtattfinden ſollte, zu täuſchen und ſeine Macht zu zerſplittern.

Als die Morgendämmerung des 2. April anbrach, waren die meiſten verbündeten Truppentheile in der unmittelbaren Nähe von Lüneburg, und nach einigen Stunden Raſt, die den ermüdeten Soldaten, welche den größten Theil der Nacht ununterbrochen marſchirt hatten, ſehr nothwendig war, konnte der Angriff beginnen. Auch der Hauſirer, den der ungewohnte Ritt ungleich mehr als die längſte Fußwanderung angegriffen hatte, bedurfte dringend einiger Ruhe. Er hatte ſich während des nächtlichen Marſches als ein ſo trefflicher Führer bewährt, daß er jetzt ſchon mit ungleich größerer Achtung behandelt wurde, als anfänglich bei ſeiner erſten Ankunft im Lager der Verbündeten. Zwar hatte ein Unterofficier noch ſpecielle Aufſicht über ihn, doch nahm der General von Dörnberg jetzt ſeinen, auf genaue Localkenntniß gegründeten Rath wiederholt in Anſpruch und klopfte ihm zuletzt mit den Worten: „Jude, mir ſcheint in der That, daß Er doch ein tüchtiger

Mann iſt, der das Herz auf dem rechten Fleck ſitzen hat, ſchade nur, daß Er ein Hauſirer geworden iſt," wohlwollend auf die Achſel.

Ein leiſes Lächeln des befriedigten Stolzes glitt zwar bei dieſem ungeſchminkten Lob des gefeierten Generals über das faltenreiche Geſicht des langen Iſaack, doch veränderte er weiter ſein Weſen nicht und antwortete nur mit tiefer Verbeugung: „Ew. Excellenz werden ſich überzeugen, daß auch unter dem groben Rock des armen Hauſirjuden ein braves Herz ſchlagen kann."

Der franzöſiſche General Morand, durch ſeine vorſichtig ausgeſandten Patrouillen von dem Anmarſch der verbündeten Truppen unterrichtet, rüſtete ſich zum kräftigſten Widerſtand. Er war ein langjähriger Schüler des eiſernen Marſchalls Davouſt, vielleicht mit des beſten Heerführers, den Napoleon beſaß, und hatte geraume Zeit in deſſen Corps eine Diviſion befehligt; wer aber in ſolcher Schule gebildet worden, von dem konnte man ſchon mit Recht einen kräftigen Kampf erwarten. So war er denn auch jetzt entſchloſſen, auf das Aeußerſte zu kämpfen, und ein ungleich blutigerer Tag, als der geſtrige, konnte mit Recht in der jetzt ſo hart betroffenen Stadt erwartet werden.

Vielfach mit auf den Rath des Hauſirers, der

alle Localverhältniſſe hier genau kannte, ward zuerſt auf der Weſtſeite der Stadt von den Koſaken und einigen Zügen ruſſiſcher Jäger ein ſehr lärmender Angriff gemacht. Man wollte die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Generals hieher lenken und ihn bewegen, ſeine Hauptſtärke auf dieſen Punkt zu ſammeln, um inzwiſchen, wenn dies geſchah, mit der kräftigſten Schnelligkeit von der Oſtſeite her anzugreifen und dann durch das Lüner Thor wo möglich in die Stadt einzudringen. Theilweiſe mißglückte aber dieſer Plan, da der General Morand ein viel zu erfahrener Soldat war, um ſich durch ſolche Kriegsliſt täuſchen zu laſſen.

Den ihn bewachenden Soldaten zur Seite, diente der Hauſirer auch jetzt in dem beginnenden Gefechte den verbündeten Truppen zum Führer. Er hatte noch niemals einem Kampfe mit beigewohnt, und innerlich erzitterte ſein Herz nicht wenig bei dem Gedanken, daß vielleicht ſchon in den nächſten Minuten die feindlichen Kugeln wie Hagelkörner ihm um den Kopf klappern würden; doch ſtrebte er mit aller Kraft dahin, dieſe Furcht zu verbergen und äußerlich wenigſtens möglichſt gefaßt auszuſehen.

Mit lautem „Paschol, paschol"-Geruſe, Hur-

rahgeſchrei und allem ſonſtigen Gelärme begannen die Koſaken zuerſt ihren Angriff. Die Franzoſen achteten anfänglich dieſer Gegner, die ihnen in ihrer jetzigen Stellung nur geringe Gefahr bringen konnten, ſehr wenig; als aber, hierdurch dreiſter geworden, einige Hundert Koſaken von ihren Pferden abſaßen und zu Fuß vordringen wollten, feuerten zwei ſächſiſche Geſchütze ihre Kartätſchenſalven gegen ſie ab. Als die Kugeln rechts und links neben und über dem Kopfe des Hauſirers hinwegſauſten, und ein getroffener Koſak unmittelbar neben ihm mit lautem Schmerzensruf ſchwer getroffen zu Boden ſtürzte, da erbleichte ſein Geſicht bedeutend und ängſtlich bückte er ſich nieder.

Mit lautem Gelächter bemerkte der ihn bewachende Unterofficier, ein alter Veteran, der ſchon die Suwarow'ſchen Feldzüge in Italien mitgemacht hatte, dieſe Furcht des Hauſirers, und in ſeinem gebrochenen Deutſch rief er ihm zu: „Mach' kein Compliment vor die Kugel, Jude; wenn ſie pfeift um Dein' Kopf, iſt ſie ſchon vorbei und reißt Dir kein Loch mehr."

Feſt biß der Hauſirer jetzt ſeine Lippen aufeinander, faßte ſeine ganze moraliſche Kraft zuſammen, und ſo gelang es ihm allmälig, ſeine Furcht immer mehr zu bemeiſtern. Er fand die

Kugeln, mit denen die Franzoſen jetzt immer häufiger die vordringenden Verbündeten beſchütteten, zwar äußerſt unangenehm, fühlte ſtets ſeine Nerven ängſtlich zuſammenzucken und ward ſich ſelbſt ſo recht bewußt, wie wenig Neigung er zum Kriegerberuf in ſich beſitze und wie höchſt unangenehm ſein jetziger Platz im Gefechte ſei, aber äußerlich wußte er ſich ſo zuſammen zu nehmen, daß er wenigſtens wegen ſeiner Furcht nicht mehr verſpottet werden konnte.

Immer heftiger aber entbrannte allmälig der Kampf, und die verbündeten Generäle überzeugten ſich bald, daß es ihnen mit ihrer geringen Infanterieſtärke nicht ſo leicht ſein würde, die Stadt Lüneburg zu erobern, wie ſie ſich dies anfänglich wohl gedacht haben mochten. Das Füſilier-Bataillon des erſten pommerſchen Regiments erhielt auf ausdrückliche Bitte ſeines tapfern Majors von Borke nunmehr den ſchwierigſten Theil des Angriffs, nämlich die Erſtürmung des von den Franzoſen beſonders ſtark vertheidigten Lüner Thores, zugewieſen.

Von dem eiligen Nachtmarſch etwas ermüdet, beſchäftigten ſich die preußiſchen Füſiliere noch mit ihrem Frühſtück, als die Ruſſen anfänglich ihren lärmenden Scheinangriff gegen die Weſt-

ſeite begannen. Der größte Theil derſelben beſtand zwar aus jungen, unerfahrenen Soldaten, die an dieſem Tage zum erſten Mal in ihrem Leben in das Gefecht kommen ſollten, allein dieſe Erwartung verhinderte nicht, daß ſehr viele von ihnen ſich jetzt dem angenehmen Geſchäft des Eſſens mit dem größten Eifer hingaben, ohne an die nahende Gefahr ſonderlich viel zu denken. Es waren größtentheils echte, tüchtige pommerſche Bauernjungen, die von der richtigen Anſicht ausgingen, daß eine gute Mahlzeit Leib und Seele feſt zuſammenhalte, und wenn der Magen erſt ſeine gehörige Nahrung bekommen habe, ſpäter die Arme deſto kräftiger darauf losſchlagen könnten. Aus dem nahen Pachthofe des Amtes Lüne waren aber jetzt reichliche Lebensmittel gebracht worden, und die derben, rothbäckigen Pommern ſchmierten ſich ſo vergnüglich ihre rieſigen fetten Butterbrode, und tranken dabei ſchmunzelnd ihren ſtarken Morgenſchnapps, als ſollten ſie bald nur ein feindliches Scheinmanöver und keinen ernſten Kampf gegen einen der beſten Generäle Napoleon's beginnen.

In ernſterer Stimmung und im Allgemeinen mehr von der Wichtigkeit der nächſten Stunden erfüllt, als der größte Theil der Mannſchaft, war

das Officiercorps des Bataillons, welches ſich jetzt um ſeinen hochverehrten Chef, den Major von Borke, verſammelt hatte. Es beſtand theils aus älteren, lang gedienten Männern, die vielfach ſchon die unglückliche Schlacht bei Jena mitgemacht hatten und nun von dem glühenden Gedanken beſeelt waren, die damals erduldete bittere Schmach in dem Blute der tief gehaßten Feinde zu rächen. Wie viele, o ſo viele traurige Stunden des drückenden Hohnes und giftigen Spottes, der Geringſchätzung, nicht allein von Seiten des übermüthigen Feindes, ſondern ſogar auch der eigenen Landsleute, hatten dieſe bei Jena beſiegten Officiere ſeitdem erdulden müſſen! Wie hatte ſich ihr verletzter Stolz nicht oft vergeblich empört über die theilweiſe ſo unverdiente Schmach, die ihnen zugefügt war; welchen Grimm hatten ſie eingeſogen gegen dieſe ſtolzen Feinde, von denen ſie in jenem unglückſeligen Kriege beſiegt worden waren, und die dann in dem einſt ſo ruhmreichen und nun ſo tief gedemüthigten Preußen faſt ſieben Jahre lang als triumphirende Sieger mit verletzendem Hohne geherrſcht hatten! Und jetzt endlich ſollten die bisher ſo heiß herbeigeſehnten Stunden ſchlagen, in denen ſie zuerſt mit den Waffen in der Hand dieſen Gegnern gegenüberſtehen und im

offenen, ehrlichen Kampfe um den Lorbeerkranz des Sieges mit ihnen ringen durften. Selbſt manche alte, in ſtarrem Dienſteszwang ergraute und durch und durch ſonſt in der Proſa des Lebens erzogene Hauptleute wurden jetzt von der Weihe der nächſten Stunden tief ergriffen. Feurig, wie noch nie, ſelbſt damals nicht, als ſie ihre Braut zum Traualtar führten, erglänzte ihr Auge, lebhaft röthete ſich die Wange, und das feierliche Gelübde, Alles, was nur irgendwie ihre Kraft vermöge, um ſich den Sieg zu erkämpfen, anzuwenden, entſtieg in der Stille ihrer Bruſt. Noch gehobener, und dabei ſich auch äußerlich mehr zeigend und in lebendigeren Worten ausſprechend, als bei dieſen älteren Officieren, deren Haar ſich häufig ſchon gelichtet und deren Schnurrbart ſich grau gefärbt hatte, war die Stimmung ihrer jüngeren Kameraden. Größtentheils waren dies noch friſche, unbärtige Jünglinge, vor Kurzem erſt aus dem Cadettenhauſe entlaſſen, oder auch bereits vor einigen Monaten, als zuerſt die Hoffnung auf den heiligen Krieg begann, von den Univerſitäten in das Heer getreten und jetzt ſchon zu Officieren befördert. Ihre Knabenzeit fiel gerade in die Periode der größten Schmach Preußens, ja Deutſchlands, und als die erſten klaren

Gefühle der Vaterlandsliebe und Ehre in ihrer Bruſt aufſtiegen, da mußte die Unglückskunde von Jenas Schlacht und der bald ihr folgenden anderweitigen Niederlagen wie eine verpeſtende Luft ihnen jede freie und fröhliche Regung vergiften. Dieſem jungen, heranwachſenden Geſchlecht war die frohe, goldene Jugendzeit durch die Jahre der Trauer und des Kummers für immer geraubt worden, und keine ſpäteren Ereigniſſe konnten das einmal unwiederbringlich Verlorene jemals ihnen wieder vollgültig erſetzen. Es waren manche Söhne alter Soldatenfamilien darunter, deren Vater und Großvater Friedrich's des Großen glorreiche Siege mit geſchlagen und freudig ihr Blut für den Ruhm der preußiſchen Waffen verſpritzt hatten. Von zarteſter Kindheit an waren ihre Seelen mit den tauſendfachen Erzählungen dieſer Sieges- und Großthaten genährt worden, und ſie hatten kaum eine Möglichkeit geahnet, daß Preußens Heer jemals einem ſolchen Untergange verfallen könne, wie dies bei Jena und den ſchmachvollen Capitulationen der meiſten Feſtungen der Fall geweſen war. Gar traurig hatten alle dieſe ſchweren Ereigniſſe und der unglückliche Friede von Tilſit, der den preußiſchen Staat für immer ſeines Anſehens zu berauben ſchien, auf die Ge-

müther dieſer heranwachſenden Knaben gewirkt, und ein unſäglich bitterer Haß war dabei durch den brutalen Uebermuth der Franzoſen, von dem ſie lange Jahre faſt täglich Augenzeugen ſein mußten, gerade bei ihnen gegen dieſe Feinde ihres Vaterlandes erzeugt worden. Wie oft hatten ſie in ihren Geſprächen in der Schulſtube und auf den Spielplätzen ſich gegenſeitig zu einer immer heftigern Abneigung gegen dieſe Fremdherrſcher angeeifert, und ſtets galt es ihnen als das höchſte Ziel ihres jugendlichen Ehrgeizes, ſchon erwachſen zu ſein und dann mit wirklicher Wehr und Waffen gegen Napoleon's Krieger kämpfen zu können. Und dieſe Stunden, die ſie ſich in ihrer Phantaſie immer ſo herrlich gedacht hatten, ſollten jetzt, nach ſo vielem Sehnen und Harren und ſo langem bangen Zweifel endlich die nächſten Augenblicke ihnen bringen. Jede Minute durfte der Befehl erwartet werden, daß ſie als Officiere ihres Königs mit dem Schwert in der Hand gegen die feindlichen Reihen losſtürmen ſollten. So viel bekannt, hatte bisher ſeit Beginn dieſes Feldzuges noch kein geſchloſſener preußiſcher Truppentheil mit den Franzoſen gekämpft, und dies pommerſche Füſilier-Bataillon ſollte das erſte ſein, was hierdurch den heiligen Krieg begann. Zwar eine um ſo größere

Auszeichnung, aber auch ein verstärkter Sporn, bis auf das Aeußerste alle Kräfte anzuspannen, damit sogleich der Sieg diese erste preußische Waffenthat kröne; dies fühlten Alle.

Unter den jüngeren Officieren des Bataillons, welche jetzt in besonders gehobener Stimmung des Befehles zum Angriff harrten, befanden sich auch zwei junge, erst vor wenigen Tagen zu ihrer Charge beförderte Lieutenants, die ihrer unzertrennlichen Freundschaft wegen sich bereits bei ihren Kameraden die Beinamen „Oreſtes und Pylades" erworben hatten. Fritz von Dassow und Josias Habermann, so hießen diese zwei jungen Männer. Beide, echte Söhne Pommerns, waren von frühster Kindheit an Spielgenossen und dann warme Freunde gewesen. In dem Dorfe unweit von Pasewalk, in dem das stattliche Forstgehöft lag, was der alte frühere Hauptmann des Feldjäger-Regiments, von Dassow, jetzt als königlicher Forstmeister bewirthschaftete, war der Vater des Josias Prediger. Beide Knaben, die in demselben Jahre 1792 geboren waren, hatten stets alle Spiel- und Lehrstunden gemeinsam gehabt, dann dasselbe Stüblein in Anclam beim Besuch des Gymnasiums bezogen, und auch zu gleicher Zeit auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder ihre

Studien, und zwar Fritz Kameralwiſſenſchaft, Joſias aber Theologie begonnen. Bei dem erſten Anſchein, daß es zum Kriege gegen Frankreich kommen werde, verließen beide Freunde ſogleich die Univerſität und traten mit Bewilligung ihrer Eltern als Freiwillige in das Füſilier-Bataillon des erſten pommerſchen Infanterie-Regiments ein. Trotz ihrer innigen Freundſchaft und der ziemlich gleichen bisherigen Jugenderziehung waren beide Freunde ſich äußerlich wie innerlich ſehr ungleich. Fritz war ein ſchöner, kräftig gebauter Jüngling, der wirklich jetzt in ſeiner ganzen äußern Erſcheinung als Ideal eines jungen Officiers gelten konnte. Er war ſchlank und dabei doch kräftig gewachſen, hatte breite Schultern, hochſchwellende Armmuskel und einen feſten und doch elaſtiſchen Gang. Sein geſundes, von der Luft jetzt gebräuntes Geſicht zeigte regelmäßige Formen und einen offenen, kühnen und dabei höchſt gutmüthigen Ausdruck. Hellblondes, reichgelocktes Haar umgab ſeine Stirn, und auch über der Oberlippe zeigten ſich ſchon, zur großen Freude des glücklichen Beſitzers, die erſten Spuren eines üppig hervorwachſenden blonden Schnurrbartes. Von Charakter war Fritz von Daſſow rechtlich, muthig, offenherzig, zuweilen aber wohl etwas leichtſinnig und jähzornig. Langes

Grübeln und tiefes Auffaſſen einer Sache gehörte nicht zu ſeinen Eigenſchaften, und er liebte es ſehr, das Leben ſo zu genießen, wie es ſich ihm gerade darbot, ohne ſich um die eigentlichen Urſachen aller Erſcheinungen bedenklich den Kopf zu zerbrechen. Von vielem Studiren war er kein ſonderlicher Freund, und obgleich er bisher ziemlich fleißig ſeinen Studien obgelegen hatte, ſo freute er ſich doch ſehr, daß er jetzt alle Bücher und Collegienhefte zur Seite werfen und ſtatt der Feder das Schwert führen durfte. Er fand ein großes Behagen an dem Soldatenſtand, war entſchloſſen, ihm wo möglich für immer treu zu bleiben, und denſelben auch nach dem etwaigen Frieden zu ſeinem Lebensberuf zu erwählen. In Bezug auf ſeine Lebensfreuden huldigte er dem alten wahren Spruch des Doctor Martin Luther:

„Wer nicht liebt Wein, Weib und Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang"

nach beſten Kräften.

Ganz das Gegentheil in Allem und Jedem von ſeinem lebensluſtigen Freunde war der Lieutenant Joſias Habermann. Er war zwar lang, dabei aber hager und ſchwächlich gewachſen, und ſelbſt ſeine jetzige militäriſche Dienſtzeit hatte ihm die vornübergebeugte Haltung und einen nachläſſig

ſchleifenden Gang mit den Füßen nicht abgewöhnen können. Sein Geſicht zeigte eine kränklich gelbe Bläſſe, und die ſonſt regelmäßigen Formen deſſelben traten bei ihrer Magerkeit zu ſpitz hervor, um ſchön genannt werden zu können, während die ſehr kurzſichtigen großen dunklen Augen durch eine Brille verdeckt wurden. Das unordentlich gehaltene dunkelbraune Haar flatterte wild um Stirn und Nacken, und trotz aller Ermahnungen, Bitten und gelegentlichen Spötteleien hatte Fritz von Daſſow es nie dahin bringen können, daß ſein Freund auf ſeine Friſur, wie überhaupt auf ſeine ganze äußere Erſcheinung, eine etwas größere Sorgfalt verwandte. Selbſt das Tragen der Uniform, ſo ſehr ſolches auch ſonſt bei jungen Leuten die Eitelkeit zu befördern pflegt, hatte hierin Nichts geändert. Joſias Habermann war Soldat aus Pflichtgefühl, und mehr noch aus fanatiſchem Haſſe gegen die Franzoſen, die er als die Hauptträger des Unglaubens und des Verderbens in Europa anſah, geworden, ſonſt ſagte ihm der militäriſche Beruf ungemein wenig zu, und er wünſchte ſehnſüchtig die Zeit herbei, in welcher er die Uniform wieder mit dem bequemen Studirrock oder lieber noch mit dem Talar des Predigers vertauſchen konnte. Seine liebſte Hei-

math war das Studirſtüblein, ſeine angenehmſte Beſchäftigung das Leſen und Grübeln in den Folianten theologiſcher Schriftſteller. Er war ein ſtarrer, ja ſelbſt ſchroffer Anhänger der lutheriſchen Kirche, und hatte hierin ſehr leicht etwas Einſeitiges, was ſogar in einen gewiſſen Fanatismus übergehen konnte. In dieſem ſchwachen Körper lebte überhaupt eine ſtarke Seele von ſeltener Willenskraft, und ſo ſchüchtern, ja ſelbſt unbeholfen Joſias Habermann auch häufig bei den kleinen Begebenheiten im menſchlichen Leben erſcheinen mochte, ſo wußte er ſich doch durch ſeine Feſtigkeit in Allem, was er wollte, ſehr bald einen gewiſſen Einfluß auf ſeine Umgebungen zu verſchaffen. Beſonders in ſeiner militäriſchen Laufbahn zeigte ſich dieſe feurige Willenskraft recht bemerklich. Durch ſie beſiegte er die Schwächlichkeit ſeines Körpers, durch ſie wußte er es dahin zu bringen, daß er in verhältnißmäßig ſehr kurzer Zeit alle Pflichten ſeines neuen Berufes, mochten ſolche ihm perſönlich auch noch ſo wenig zuſagen, genau erlernte und auf das Strengſte erfüllte. Er übte ſich Tag und Nacht faſt auf dem Schießſtand, ſo daß er trotz ſeiner Kurzſichtigkeit bald ziemlich ſicher ſchießen lernte, und ward ebenfalls auch ein ziemlich geübter Fechter. So brachte er es denn dahin, daß er

mit ſeinem, körperlich ſo glänzend ausgeſtatteten Freund Daſſow zu gleicher Zeit das Lieutenants-patent erhielt und, obgleich er äußerlich ſo wenig militäriſch empfehlenswerthe Eigenſchaften zeigte, bald zu den pflichtgetreuſten und dienſteifrigſten jüngeren Officieren des ganzen Bataillons gezählt werden konnte. Dieſe Energie des Willens bewirkte auch, daß Joſias Habermann eine gewiſſe Oberherrſchaft über ſeinen glänzenden, ritterlichen, ihm in ſo vielen Dingen ſonſt weit überlegenen Freund ſtets auszuüben pflegte. Letzterer war ſich dieſer Herrſchaft kaum bewußt, ſo fein und verborgen, aber auch zugleich feſt waren deren Zügel. Er hegte für ſeinen bleichen, ſtillen Freund ſtets eine treue Anhänglichkeit, und als Letzterer einſt als Student in die Oder geſprungen war, um ihn, der mit einem Kahn umgeſchlagen, retten zu helfen, obgleich er ſelbſt kaum ſchwimmen konnte, ging dieſe Freundſchaft faſt in eine blinde Verehrung über. Es gab ſo leicht Nichts, was er ſeinem Oreſtes abgeſchlagen hätte, und kein Opfer dünkte ihm zu ſchwer, wenn es für deſſen Wohlergehen gebracht werden konnte.

In dieſen Stunden der Raſt vor dem baldigen Beginn der Erſtürmung von Lüneburg zeigte ſich dieſe Verſchiedenartigkeit im Charakter der beiden

Freunde wieder ſo recht deutlich. Der Lieutenant von Daſſow hatte mit Bleiſtift einige kurze, herzliche Worte an Vater und ſeine einzige Schweſter in der Heimath geſchrieben, in denen er ihnen ſein bisheriges Wohlergehen und ſeine große Freude über den bald zu erwartenden erſten Kampf meldete. Nach Erfüllung dieſer Pflicht als Sohn und Bruder gehörte er nun mit ganzer Seele wie immer dem Kreiſe ſeiner jungen Kameraden an, und war mit der Heiterſte der Heiteren. Sein ohnehin ſo friſches, männliches Geſicht war von der freudigen Aufregung, heute ſeinen erſten Kampf gegen die gehaßten Feinde ſeines Königs beſtehen zu dürfen, noch mehr geröthet, ſein Auge blitzte freudig, ſein Mund öffnete ſich faſt nur zum Lachen oder zum Sprechen froher Worte. Er wußte, daß er feſte Nerven beſaß, und verſpürte keine Anwandlung von Furcht, wie ſolche ſonſt häufig ſo viele junge Soldaten vor ihrer erſten Feuertaufe beſiegen müſſen, und ſo war ſeine jetzige Fröhlichkeit keine erzwungene, ſondern kam ſo recht aus dem vollen Herzen.

Anders der Lieutenant Habermann. Der blutige Ernſt, den die nächſten Stunden bringen würden, lag ſchwer auf ſeiner Seele, und bleicher noch als gewöhnlich war ſein Antlitz. Auch er

freute ſich des Kampfes mit den ſo glühend gehaßten Feinden, und wäre ſicherlich keinen Schritt zurückgewichen, wenn er auch ganz beſtimmt gewußt hätte, daß er ſein Leben an dieſem Tage verlieren würde, und doch lag eine düſtere Stimmung drückend auf ſeiner Seele. Körperliche Furcht war es nicht, die ihn jetzt erbleichen machte, obgleich er fühlte, daß ſeine Nerven bei den erſten Schüſſen, die ertönten, gewaltig erzitterten, ſondern mehr noch ein geiſtiges Unbehagen, ein widerliches Vorgefühl der blutigen Auftritte, von denen er nur zu bald ein thätiger Zeuge ſein ſollte. Er hatte ſich, wie dies ſtets bei ihm der Fall zu ſein pflegte, auch jetzt möglichſt von der Geſellſchaft der fröhlichen Kameraden abgeſondert und ſaß, entfernt von der Gruppe der Uebrigen, auf einem Steinblock, eifrig in einem kleinen Teſtamente, was er ſtets in ſeiner Taſche mit ſich zu führen pflegte, leſend. So abſonderlich und auffällig dies auch war, ſo lachte und ſpottete doch keiner der Soldaten oder Officiere über den bibelleſenden ſtillen Lieutenant, wie dies ſonſt wahrſcheinlich der Fall geweſen wäre; in ſolche Achtung hatte er ſich ſchon in ſeiner kurzen Dienſtzeit bei Allen zu verſetzen gewußt. Waren ſie doch ſämmtlich ſchon im Voraus feſt überzeugt davon, daß er im Kampfe ſelbſt

vollkommen ſeine Pflicht erfüllen würde, und ſo ließ man ihn denn auch jetzt gern gewähren.

Die Flügelhörner riefen die Soldaten des Bataillons jetzt in die Glieder, und gut aufmarſchirt ſtanden bald die einzelnen Compagnien. Hoch zu Roß ritt der Bataillons-Commandeur, der von Allen ſo ſehr verehrte Major von Borke, vor die Mitte der Front, und einen lauten, freudigen, gar tief in die Herzen der Krieger dringenden Klang hatte ſeine Stimme, als er die Worte ſprach:

„Soldaten, das Gefecht, auf welches wir uns Alle ſo lange gefreut haben, beginnt jetzt. Die von uns ſo bitter gehaßten Feinde ſtehen uns mit den Waffen in der Hand gegenüber, und unſere Pflicht iſt es daher, ſie zu beſiegen und die tiefe Schmach, die ſie unſerem König und unſerem theuren Preußenlande lange Jahre angethan haben, zu rächen. Heute werden zum erſten Mal preußiſche Truppen mit den Franzoſen kämpfen, und wir haben alſo die Ehrenaufgabe, uns doppelt auszuzeichnen. — Die Herren Officiere mache ich aber beſonders noch darauf aufmerkſam, nicht allein, wie ſich dies von ſelbſt ſchon verſteht, muthig, ſondern auch vorſichtig zu ſein, und nicht allzu tollkühn allein vorzuprallen, ſondern ſtets auch ihre Leute geſammelt zu behalten. — Und ſo möge Gott uns

denn jetzt den gerechten Sieg verleihen.“ Ein lautes „Amen“ erſcholl bei dieſem würdigen Schluß der einfachen, kräftigen Rede des Majors aus den Reihen des Bataillons; deſſen Sprecher war aber der Lieutenant Joſias Habermann.

Faſt unwillkürlich faßte jeder Soldat ſeine Waffe jetzt feſter und gelobte ſich ſelbſt, nur mit dem Leben von ihr zu laſſen.

Der Major hatte kaum ſeine Rede beendet, als ein Adjutant des Generals von Dörnberg dem Bataillon den Befehl überbrachte, im Sturmſchritt gegen das Lüner Thor zu rücken und daſſelbe zu nehmen. Mit lautem Hurrah beantworteten die wackeren Pommern dieſen willkommenen Befehl; die Commandoworte ertönten, die Tirailleurszüge löſten ſich auf, um vorzuſchwärmen und durch ihr wohlgezieltes Feuer die Feinde zu beläſtigen, während zwei geſchloſſene Compagnien mit dem Bajonnette vorſtürmten, der Reſt aber als Reſerve langſam nachrückte.

Der General Morand hatte aber mit vielgeübtem Blick die beſondere Wichtigkeit des Lüner Thores ſogleich erkannt und noch in den Frühſtunden, als ihm ſeine Patrouillen den Heranmarſch der verbündeten Truppen meldeten, die kräftigſten Anſtalten zu deſſen Vertheidigung getroffen. Sein

beſtes franzöſiſches Bataillon war nebſt einigen ſächſiſchen Geſchützen hier aufgeſtellt, und ſo mußten die heranrückenden Preußen auf einen ſehr heftigen Widerſtand gefaßt ſein. Bald tobte denn auch hier der Kampf und nahm allmälig einen immer erbittertern Charakter an. Flintenſchüſſe knallten, Kanonendonner dröhnte, einzelnes Wehklagen der beſonders ſchmerzlich Verwundeten ward hörbar, Trommeln wirbelten, die Flügelhörner mit ihrem ſcharf gellenden Klang ſchmetterten, Commandowörter, Flüche und Drohungen in deutſcher und franzöſiſcher Sprache miſchten ſich dazwiſchen.

Als der erſte Kartätſchenhagel in die Glieder der anſtürmenden Preußen einſchlug, und ſogleich mehrere Soldaten todt oder verwundet zuſammenſtürzten, da ſtutzten freilich die Meiſten einen Augenblick und es gab einige Zögerung und Verwirrung. Aber nur ſehr kurze Zeit währte dieſer Schrecken, die Worte des Majors: „Pfui, Ihr Leute — wer wird ſich wohl vor franzöſiſchen Kugeln fürchten, nur friſch darauf los, daß wir bald mit dem Bajonnette ſie faſſen können,“ waren nicht vergebens, und muthig und gut geſchloſſen ſtürmten die Compagnien weiter vor.

Hin und her wogte hier lange der blutige Kampf, denn durch ihre geſchützte Stellung ſehr

bevorzugt, leiſteten die Feinde den hartnäckigſten Widerſtand. Der General Morand erkannte ſehr wohl, daß, wenn er erſt aus der Stadt geworfen und auf das freie Feld getrieben würde, ſein Untergang erfolgen müßte, da ihn dort die überlegene Reiterei der Verbündeten, die jetzt bei dem Sturm ſelbſt wenig gebraucht werden konnte, zuſammenzuhauen vermochte. So war es ſchon das Gebot der Selbſterhaltung, was jetzt ihn und ſeine Soldaten zur ausdauerndſten Vertheidigung antrieb.

Faſt an zwei Stunden hatte hier das Gefecht ſchon gewüthet, viele Soldaten rötheten als erſte Opfer der Freiheit, die ſie dem geſammten Deutſchland erkämpfen wollten, mit ihrem Blute die Erde, und immer noch nicht wollte ſich der Sieg erringen laſſen. Die Franzoſen hatten die ſchmale Brücke, welche hier über die Ilmenau führt, verbarrikadirt und zwei Geſchütze dahinter aufgeſtellt, deren Kartätſchen den engen Damm, auf dem die Sturmcolonnen vordringen mußten, vortheilhaft beſtrichen und ſo dieſelben ſtets wieder zurücktrieben. Dem Major von Borke war bereits ſein Pferd unter dem Leibe erſchoſſen. Die erſten Sturmcompagnien hatten durch die Reſerven erſetzt werden müſſen, und immer noch war die verhängnißvolle Brücke

nicht genommen. Es ſchien faſt, als ſollte dieſe erſte Waffenthat der Preußen nicht gelingen und der General Morand in dem Beſitz von Lüneburg bleiben, denn auch der Sturm des ruſſiſchen Jägerbataillons gegen das Altenbrücker Thor war bisher nicht von einem ſiegreichen Erfolge gekrönt.

Von der großen Anſtrengung ermattet, ruhten die preußiſchen Compagnien jetzt kurze Zeit hinter einigen Häuſern der Vorſtadt aus, deren Mauerwerk ihnen Schutz vor den feindlichen Kugeln gewährte. Schon viele empfindliche Lücken waren in den Reihen der Stürmenden entſtanden, und manches Mutterherz an den Ufern der Oſtſee konnte den Verluſt ihres hier auf dem Felde der Ehre gefallenen Sohnes beweinen. Eifrig bemühten ſich die Officiere jetzt, die im Kampfgewühl durcheinander gekommenen Soldaten wieder zu ordnen, die Vertheilung der neuen Munition — denn Viele hatten ſich bereits verſchoſſen, zu überwachen, und Alles für den bald auf's Neue wieder beginnenden Sturm auf das Sorgfältigſte vorzubereiten. Mit hochgeröthetem Geſicht und glühend vor Kampfeseifer erfüllte der Lieutenant Fritz von Daſſow jetzt dieſe dienſtlichen Pflichten, und manch freundlicher Zuſpruch, manch derber Witz, der mit allgemeinem kräftigen Gelächter be-

grüßt wurde, ward von ihm dabei zu den Soldaten geſprochen; bleich und wortkarg, wie immer, war dagegen ſein Freund und Kamerad Joſias Habermann. Zu den Geſunden ſprach er wenig, die ſchwer Verwundeten erfreuten ſich aber ſtets ſeines tröſtenden Zuſpruches, und in einer Pauſe des Sturmes kniete er ſogleich neben einem Sterbenden nieder und ſpendete ihm den letzten geiſtlichen Troſt, gleich als trüge er ſchon den Talar des Predigers und nicht den Waffenrock des Officiers.

Beide Freunde, obgleich ſie ſtets dem heftigſten Kugelregen ausgeſetzt geweſen, waren bisher noch unverwundet geblieben, und da ſie bei verſchiedenen Compagnien ſtanden, ſo hatten ſie ſich während des Gefechtes ſelbſt nicht nähern können; jetzt benutzten ſie aber ſogleich die kleine Raſt, um einen innigen Händedruck, der mehr als alle Worte ihren wahren Freundſchaftsbund bewies, mit einander zu wechſeln.

„Wie ſchön — wie herrlich iſt doch ſolch ein Gefecht. Wie danke ich Gott, daß ich ſchon jetzt daran theilnehmen durfte. Nun erſt begreife ich ſo recht die Begeiſterung, mit der mein alter Vater ſtets von ſeinen Kriegsthaten erzählte,“ ſprach Daſſow ſogleich zu ſeinem Freunde.

„Ich im Gegentheil finde dies Blutvergießen erſchrecklich. Die Wildheit, welche dabei in der

Bruſt der meiſten Menſchen erwacht, erſcheint mir fürchterlich, und nur der Gedanke, daß alle dieſe großen Opfer uns von dem Herrn zur Strafe unſerer Sünden auferlegt ſind, kann mich bewegen, in die Reihen der Kämpfer zurückzutreten. Wie inbrünſtig werde ich meinem Schöpfer auf den Knieen danken, wenn ſeine Gnade mich den Augenblick erleben läßt, wo ich den blutigen Rock des Kriegers wieder mit dem friedlichen des Geiſtlichen vertauſchen darf," erwiederte ernſten Tones hierauf ſein bleicher Freund.

Die Meldung mehrerer Unterofficiere über dienſtliche Vorkommniſſe trennte in dieſem Augenblick die beiden Freunde und führte ſie zu ihren verſchiedenen Compagnien zurück, ſo daß das weitere Geſpräch über dieſen Gegenſtand hierdurch unterbrochen wurde. Wenige Minuten ſpäter erſchollen abermals die Signale, den Sturm auf's Neue zu beginnen.

In dieſem Augenblick erſchien der Hauſirer, der bis dahin den Ruſſen als Führer gedient hatte, in Begleitung des ihn noch immer ſorgfältig bewachenden alten Unterofficiers zuerſt bei den preußiſchen Truppen. Er hatte ſich jetzt allmälig ſchon mehr an den Kugelregen gewöhnt, und obgleich ſein Geſicht noch immer das größte

Unbehagen an dieſem blutigen Kampf ausdrückte, zuckten ſeine Nerven doch nicht mehr ſo ängſtlich zuſammen, und ſein Kopf duckte ſich nicht ſo tief vor jedem darüber hinwegſauſenden Eiſenball. Mit weit heruntergezogener Mütze und tiefer Verbeugung näherte der lange Iſaack ſich jetzt dem Major von Borke, der eben im Begriff war, die Sturmcompagnien auf's Neue gegen die verhängnißvolle Brücke zu führen.

„Werden der gnädige Herr Major es nicht ungütig nehmen, wenn ich mir erlaube, Ihnen zu weiſen einen andern Weg, um zu kommen in die Stadt, ohne daß Sie müſſen paſſiren die ſchmale Brücke, wo jetzt die Kugeln fliegen ſo dicht, wie bei uns die Hagelkörner im Monat April," redete der Hauſirer dieſen an.

„Was, einen beſſern Weg als über die Brücke? Jude, fünfzig Louisd'or gebe ich Dir aus meiner Taſche, wenn Du Dein Verſprechen erfüllſt — aber eigenhändig ſchieße ich Dich hier mit meiner Piſtole zuſammen, wenn ich die Zeichen der Verrätherei bei Dir entdecke," rief lebhaft der Major.

„Ew. Hochwohlgeboren kann ich rapportiren, daß ſeien der Mann hier, obſchon zwar ein verdammter Jude, doch ſonſt ein braver Kerl, der uns Ruſſen hat gut geführt," bezeugte jetzt der

alte ruſſiſche Unterofficier, der dem Hauſirer zur Escorte diente.

Solche Empfehlung wog ſchwer in den Augen des Majors, und er behandelte von nun an den Hauſirer ungleich höflicher.

„Wo iſt denn der Weg, den Du uns führen willſt? — Aber ſchnell, jede Minute iſt hier koſtbar," frug er ungeduldig weiter.

„Werden verzeihen der gnädige Herr Major — aber hier an hundert Schritte unterhalb der Brücke iſt eine ſo flache Stelle in der Ilmenau, daß die Soldaten kommen darin nicht weiter als bis an den Leib in das Waſſer. Freilich werden Stiefeln und Hoſen dabei naß," antwortete der Hauſirer, dabei rechts mit der Hand weiſend.

Dem Major leuchtete es ſogleich ein, daß es von der größten Wichtigkeit ſein würde, wenn ein Theil ſeiner Truppen dieſe Furt paſſiren und ſomit den die Brücke vertheidigenden Feinden in die Flanke fallen könne.

„Freiwillige vor!" rief er ſeinen Pommern zu, und ſogleich ſprangen eine mehr als hinlänglich genügende Zahl muthiger Soldaten aus den Gliedern. Unter den erſten Officieren aber, die ſich freiwillig hierzu meldeten, waren auch die beiden

Lieutenants Fritz von Daſſow und Joſias Habermann.

Den alten Iſaack an der Spitze, der freilich arg zuſammenſchauerte, als ihm das kalte Schneewaſſer des Fluſſes durch die Kleider drang, ſprangen jetzt an hundertundfünfzig brave Soldaten in den Fluß. Zwar war dieſer von dem vielen geſchmolzenen Schnee der letzten Tage hoch angeſchwollen, und das Waſſer ging theilweiſe den Soldaten bis an die Bruſt, allein die Flinte in der einen, die Patrontaſche in der andern Hand hoch und trocken haltend, gelangten Alle glücklich an das jenſeitige Ufer. Mit lautem Hurrah griff die muthige Schaar nun ſogleich das auf der Brücke aufgeſtellte franzöſiſche Bataillon in der Flanke an, und da auch zugleich die anderen Pommern von vorwärts ſtürmten, ſo gaben die Franzoſen die Vertheidigung auf und flohen in das Innere der Stadt zurück. Bald ertönten die preußiſchen Flügelhörner in den Straßen von Lüneburg, und das laute, friſche Hurrahgerufe der Preußen klang freudiger in die Ohren der in ihren Häuſern angſtvoll eingeſchloſſenen Bürger, als Glockenklang und Lobgeſang. Auch das Altenbrücker Thor hatten die Feinde jetzt geräumt, und die

ruſſiſchen Jäger, gefolgt von ihrer Reiterei, drangen ebenfalls von dieſer Seite in die Stadt.

Noch aber war der blutige Kampf nicht beendet, denn der General Morand, der wohl wußte, daß die Räumung des Orts ihm den völligen Untergang bringen würde, ſetzte hartnäckig noch die weitere Vertheidigung fort, und ſeine Soldaten kämpften mit dem Muthe der Verzweiflung. Mitten in den Straßen der ſonſt ſo friedlichen Stadt knallten jetzt die Schüſſe, klapperten die Hufe der Koſaken- und Huſarenpferde, ja dröhnte ſelbſt der Kanonendonner ſo ſtark, daß die Fenſter in manchen Häuſern zuſammenklirrten und die fürchterlich geängſtigten Weiber und Kinder in den Stuben auf die Kniee ſanken, Gott den Herrn inbrünſtig um Rettung und Schutz in dieſer ſchweren Stunde zu bitten.

Das wilde, verworrene Getöſe des Kampfes drang bald auch zu den im Rathhauſe eingeſchloſſenen Gefangenen. Mit unendlicher Spannung lauſchten alle dieſen Tönen, denn der Ausgang des Gefechtes entſchied wahrſcheinlich in nächſter Friſt ſchon ihr Schickſal. Siegten die Verbündeten, ſo wurden ſie gerettet, gelang es aber dem General Morand, den Angriff zurückzuſchlagen, noch im Laufe dieſes Tages erſchoſſen. Schon

wälzte ſich der Kampf immer näher und näher, und vernehmlich durch das tobende Geräuſch deſſelben erkannte man bereits die Rufe: „Vorwärts — vorwärts, Ihr Leute — gebt's dieſen Franzoſen tüchtig!“ der preußiſchen Officiere. Jetzt verſuchte auch die Wache, die bis dahin vor dem Rathhauſe aufgeſtellt geweſen war, ſich den Abzug zu erkämpfen. Sächſiſche Infanteriſten, arme, unglückliche Opfer der verblendeten Politik des Königs von Sachſen, dieſes leider damals ſehr napoleoniſch geſinnten Fürſten, und franzöſiſche Armeegensdarmen zu Pferde, Letztere lauter altverſuchte Krieger, waren es, die hier den anſtürmenden Preußen noch Widerſtand zu leiſten verſuchten. Mann gegen Mann wurde hier vielfach mit der blanken Waffe gegen einander gefochten, denn in dem ſchon mehrſtündigen Gefechte war größtentheils die Munition bereits verſchoſſen, ohne daß ſich die Erbitterung der beiderſeitigen Partheien nur im Mindeſten abgekühlt hatte. Beſonders die Franzoſen und Preußen haßten ſich gegenſeitig ſo ingrimmig, daß ſie ſelten Pardon gaben oder verlangten, während von den ſächſiſchen Infanteriſten allmälig immer mehrere ihre Gewehre fortwarfen und um gute Gefangenſchaft baten, die ihnen dann auch ſtets gewährt wurde.

Ein Häuflein franzöſiſcher Gensdarmen, an ihrer Spitze der alte Brigadier, der am vorigen Tage den Bauer Bruhn arretirt hatte, verſuchte jetzt, hoch zu Roß, den Durchbruch durch die preußiſchen Soldaten, welche in die eine auf den Markt führende Straße einmarſchirten. Der Lieutenant Fritz von Daſſow, an der Spitze eines Zuges der Füſiliere, ſtürzte mit hochgeſchwungenem Säbel den Feinden entgegen. „Ergebt Euch und Ihr ſollt Pardon haben," rief er den Gensdarmen mit lauter Stimme zu.

„Niemals an Euch verdammte Preußen. Aus dem Wege, Du Gelbſchnabel, oder ich ſpalte Dir den Schädel!" antwortete höhnend der Brigadier in ſeinem elſaſſiſchen Deutſch dem jungen Officier, dabei das ſtarke frieſiſche Roß, welches er ritt, gewaltſam zu einem mächtigen Satz anſpornend und weit mit dem langen ſpitzigen Stoßpallaſch um ſich hauend. Muthig ſprang der Lieutenant dem gefährlichen Feinde entgegen, und vergaß in ſeinem allzulebhaften Kampfeseifer dabei ganz, daß ein Infanteriſt, der nur mit einem Officierſäbel bewaffnet iſt, gegen einen ſolchen Gegner ſtets einen überaus ſchweren Stand haben wird. Wenige Augenblicke währte auch nur dieſer ungleiche Kampf, da ſtürzte der Lieutenant von Daſſow mit tiefer

Kopfwunde blutend zu Boden, denn von oben herab war ihm der ſchwere Pallaſch des fechtkundigen Franzoſen durch den leichten Tſchako weit in die Stirn gedrungen. Aber auch dieſe kurze Dauer des Kampfes brachte ſämmtlichen franzöſiſchen Gensdarmen ſchon den Untergang. Im eiligen Lauf waren inzwiſchen die Füſiliere herangekommen, griffen nun mit vereinten Kräften die Reiter an, und ſtachen ſie nach verzweifelter Gegenwehr ſämmtlich mit ihren Bajonnetten von den Pferden, oder hieben ſie mit den hochgeſchwungenen Kolben zuſammen. Keiner von ihnen Allen entkam in dieſem wilden Handgemenge, und auch die meiſten Pferde der Gensdarmen wurden dabei ſo ſchwer verletzt, daß ſie ſpäter aus Mitleid erſchoſſen werden mußten.

Mitten faſt durch die Gruppen der heftig auf Tod und Leben mit einander auf dem Marktplatze kämpfenden Soldaten lief plötzlich in höchſter Eile ein junges Mädchen von ſeltener Schönheit. Ihre langen ſchwarzen Haare hingen aufgelöſt im Nacken, ihre Kleidung war in Unordnung, die zierlich feinen Füßchen ſteckten in alten Pantoffeln; in ihrer Eile achtete ſie deſſen nicht weiter. Es war Rebekka, die eine mitleidige Hand jetzt aus dem Gefängniß, in welchem ſie die Nacht zugebracht hatte, erlöſte, und die nun in höchſter

Seelenangſt nach ihrem Hauſe eilte, in der Hoffnung, dort endlich wieder Nachricht von dem ſo ſchmerzlich vermißten Vater zu erhalten. Faſt zu gleicher Zeit aber kam dieſer, ſo ſchnell ihn ſeine Füße nur tragen wollten, aus der Straße, die vom Lüner Thore nach dem Marktplatz führte, angelaufen. Sobald er die preußiſchen Truppen durch die Ilmenau geführt hatte, bei welcher Gelegenheit die Soldaten ſein wackeres Benehmen mit lauten, kräftigen Lobeserhebungen belohnten, war der Hauſirer ſogleich in höchſter Eile nach ſeinem Häuslein gelaufen, um zu ſehen, wie es der innig geliebten Tochter ginge. Dort erzählte ihm die vor Angſt und Entſetzen kaum ihrer Sinne mehr mächtige Magd die Vorfälle des letzten Tages, und wie auch Rebekka von den Gensdarmen in das Gefängniß geführt worden ſei. Mit großer Beſtürzung vernahm der Hauſirer dieſe Nachricht, und der Gedanke, daß ſein Kind, dies höchſte Kleinod ſeines Lebens, ſich jetzt in der Gewalt der franzöſiſchen Soldaten befinde, und von dieſen wohl gar auf rohe Weiſe inſultirt oder ſonſt gemißhandelt werden könnte, peinigte ihn fürchterlich. Ohne ſeine durchnäßte Kleidung nur mit einer trockenen umzutauſchen, ohne der verlorenen Mütze weiter zu achten, rannte er ſogleich voller

Verzweiflung nach dem Rathhause hin, dort das Schicksal der verlorenen Tochter zu erfahren, und sie, koste es auch was es wolle, dann zu befreien. An der Ecke des Marktes begegneten sich Vater und Kind, und unbeschreiblich war die Freude des Wiedersehens bei Beiden. Sie stürzten sich in die Arme, hielten sich fest umschlungen, und ihre Freude war so groß, daß sie solche in den ersten Augenblicken gar nicht durch Worte auszudrücken vermochten. Standen Vater und Tochter doch fast allein in der Welt, waren Beide gegenseitig nur auf sich angewiesen, und so gehörte die ganze volle Liebe, deren ein edles Herz nur fähig ist, ungetheilt jedem Einzelnen von ihnen. Fast noch im Kampfgewühl der streitenden Feinde, denn einzelne Kugeln der sich bei ihrem Rückzug noch muthvoll vertheidigenden Franzosen pfiffen häufig über den Marktplatz, war diese Gruppe des seine Tochter umschlungen haltenden alten jüdischen Hausirers ein wahrhaft rührendes Bild.

Wie die erste Freude des Wiedersehens etwas gemäßigter geworden, und Rebekka sich aus den Armen des Vaters gelöst hatte, um nun an seiner Seite die Rückkehr in ihr Haus anzutreten, da bemerkte sie unmittelbar neben sich den auf dem Pflaster hingestreckt liegenden Lieutnant von Dassow.

Nur ſein treuer Burſche war bei ihm geblieben, und hatte dem Bewußtloſen ſeinen Torniſter unter den Kopf gelegt, alle übrigen Soldaten waren noch zu ſehr im Gefechte beſchäftigt. Bleich und mit geſchloſſenen Augen lag der junge Officier da, ſeine Bruſt athmete ſchwer, und aus der tiefen Wunde, die ſich wie ein breites rothes Band über die Stirn hinzog, quoll das Blut, einen großen purpurnen Fleck auf dem Straßenpflaſter bildend. So wie der Blick der jungen Jüdin auf dieſen ſchwerverwundeten Officier fiel, regte ſich ſogleich das weibliche Mitleid mit voller Kraft in ihrer Bruſt. Sie hielt unwillkürlich ihren Schritt an, ihre großen dunklen Augen füllten ſich mit Thränen, und ſich weit über den bewußtlos Liegenden daniederbeugend, ſprach ſie mit der ſanften Stimme, die ihr ſtets zueigen war: „O Vaterlieb — ſieh hier den armen jungen Officier mit ſeiner ſchrecklichen Wunde. Sollte der hier auf dem Straßenpflaſter ſterben müſſen, ohne daß Jemand nur ſeine Rettung verſuchte?! Welche Mutter mag jetzt wohl für ihn beten? Komm, Vaterlieb, laß uns den Verwundeten in unſer Häuslein tragen, an der beſten Pflege für ihn will ich es nicht fehlen laſſen, und es wäre doch zu prächtig, wenn uns ſeine Rettung gelingen ſollte."

Keinen Augenblick zauderte der Hauſirer, dieſen Wunſch der Tochter zu erfüllen. Es war ihm, dem ſtreng orthodoxen Juden, in mancher Hinſicht zwar ſehr peinlich, einen Chriſten auf längere Zeit in ſeinem Häuslein verpflegen zu müſſen, und es ſchien ihm auch, als ob eine innere Stimme ihn davor warne, und doch dauerte ſein Widerſtreben kaum wenige Secunden. Seine wahre Menſchenfreundlichkeit, das innige Gefühl der Freude über das muthvolle Benehmen der preußiſchen Truppen, denen er vorzugsweiſe die Einnahme der Stadt Lüneburg und ſomit auch die Rettung der geliebten Tochter zuſchrieb, überwog ſogleich alle weiteren Bedenklichkeiten. Dazu war er ein perſönlicher Augenzeuge von der Freudigkeit, mit welcher der junge Lieutenant bei der Erſtürmung der Lüner Brücke gekämpft hatte, geweſen, und die freundlichen Dankesworte, welche dieſer ihm bei der Durchwatung des Fluſſes zugerufen hatte, klangen noch in ſeinem Ohr.

So ſprach er denn zu der bittend ihn anſchauenden Tochter, dieſer dabei zärtlich mit ſeiner großen, knochigen Hand die zarten Wangen ſtreichelnd: „Wenn Du es willſt, Rebekchen, ſo wollen wir tragen hier den Lieutenant von die Preußen in unſer Haus. Wir werden aber viele Mühe

und Plage und große Koſten haben von ſeiner Heilung. Doch das ſoll Nichts ſchaden, denn er iſt ein tapferer und dabei freundlicher junger Herr, und ihn zu retten, iſt ein gutes Werk."

Als praktiſcher und in gar vielen Dingen wohlerfahrener Mann lief der Hauſirer ſogleich zu der nächſten Pumpe, ſchöpfte in den großen, ſteifen Filzhut eines getödeten franzöſiſchen Gensdarmen Waſſer und wuſch ſorgfältig das Blut von der Wunde des Officiers. Aus einem Tuche ſeiner Tochter machte er dann einen Nothverband, und legte ſolchen ſehr geſchickt um die Stirn, wobei der Verwundete zwar einige Male tief aufſeufzte, ſonſt aber noch nicht ſeine Beſinnung wiedererhielt. Mit Hülfe des Bedienten des Officiers trug er ihn dann ſorgſam nach ſeinem Hauſe, wohin die Tochter inzwiſchen vorangeeilt war, um Alles auf das Beſte zur Aufnahme eines ſo ungewöhnlichen Gaſtes vorzubereiten.

In der freundlichſten Ecke ihres beſten Stübchens, an dem Platze, wo ſonſt ihr Tiſchlein ſtand an dem ſie ſo viele einſame Stunden in fleißiger Arbeit oder zur Erholung im Leſen der beſten deutſchen Bücher damaliger Zeit verbracht hatte, war von Rebekka jetzt das Lager des todtwunden fremden Officiers aufgeſchlagen worden. Zwar

hatte der Vater anfänglich hierzu wohl den Kopf geschüttelt und gemeint, eine Kammer eigne sich am Besten zu dessen Aufnahme, doch war er auch hierin wieder der Tochter Willen gefolgt, die jetzt selbst diese Kammer sich als Wohnstätte ausgesucht hatte. Ein vom Hausirer inzwischen herbeigerufener Civilarzt aus der Nachbarschaft äußerte sich sehr bedenklich über den Zustand des Officiers, erklärte dessen Wunde gefährlicher, als es den Anschein hatte, und meinte, daß selbst im besten Falle mehrere Wochen bis zu deren vollständigen Heilung vergehen würden. Eine lange, mühsame Krankenpflege stand hiermit für Rebekka in Aussicht, und doch zuckte auch jetzt nicht der leiseste Gedanke der Reue über die freiwillig von ihr übernommene schwere Pflicht in der Brust des edlen Mädchens.

Den Vater trieb die Theilnahme an der gänzlichen Beendigung des Kampfes, und wie sich das fernere Schicksal der Stadt gestalten würde, sogleich wieder aus dem Hause fort, als er nur erst einige Worte mit dem herbeigerufenen Arzt gewechselt und Etwas zur Stärkung genossen hatte, und so befand sich Rebekka allein am Bette des Kranken. Lange lag dieser noch in tiefer Betäubung, endlich siegte auch bei ihm die unge-

ſchwächte Jugendkraft, und er ſchlug langſam die Augen auf. Sein erſter Blick traf das ſchöne Mädchen, die ſich ſo eben über ihn gebeugt hatte, um, nach Vorſchrift des Arztes, den Verband an der Stirn ſtets mit friſchem Waſſer zu kühlen. Er wußte nicht, ob er ſchon wache, oder ob ſeine Phantaſie ihm im Traume eine ſolche wunderbare Erſcheinung vorſpiegele, ſo ſehr ward er von dem, was er jetzt ſah, überraſcht. Den letzten Augenblick ſeines klaren Bewußtſeins hatte er im heftigen Kampfe mit dem franzöſiſchen Gensdarmen zugebracht, dann ſtürzte er zuſammen — und erwachte nun wieder in einem fremden, eigenthümlich verzierten Stüblein, und über ihn gebeugt ſtand das ſchönſte Mädchen, was je ſein Auge geſehen, eifrig bemüht, mit zarter Hand die empfindlich werdenden Schmerzen ſeiner Wunde zu lindern.

„Wo bin ich, — was iſt mit mir geſchehen, — wer iſt dies wunderbar ſchöne Mädchen, die vor mir ſteht?“ frug er mit ſchwacher Stimme.

Eine dunkle Röthe der Verlegenheit überfloß bei dieſer ungekünſtelten Anerkennung ihrer Schönheit das Geſichtchen der Jüdin, und leiſe antwortete ſie: „Sie ſind im Hauſe eines jüdiſchen Hauſirers, deſſen Tochter ich bin. An der beſten Pflege

ſoll es Ihnen nicht fehlen, und was wir vermögen, wird gewiß zu Ihrer Heilung geſchehen, Herr Officier.“

„Wie muß ich Gott danken, daß ich jetzt ſo große Wohlthat empfange,“ ſprach der Officier, und ſchloß matt wieder die Augen, um fort zu träumen von dem lieblichen Bilde, was ihn ſo eben entzückt hatte. Mit einem, ihr zwar noch unklaren, bisher aber völlig fremd geweſenen Gefühl in ihrem jungfräulichen Herzen ſaß Rebekka noch lange am Lager des Schlummernden, ſorgſam die ferneren Pflichten ſeiner Pflege erfüllend. Der erſte Blick ſeiner blauen Augen, der ſie getroffen, der leiſe Klang ſeiner Stimme, der ſo wohltönend ihr Ohr berührt hatte, wollten immer und immer nicht wieder aus ihrer Erinnerung verſchwinden. Daß in dieſer Stunde ein wichtiges Etwas, welches ſie bisher noch nicht gekannt hatte, in ihrem Innern vorgegangen ſein müſſe, fühlte ſie gar wohl, über die eigentliche Bedeutung deſſelben vermochte ſie ſich ſelbſt aber noch keine klare Rechenſchaft zu geben. Im ſtillen, inbrünſtigen Gebet flehte ſie ihren Schöpfer an, daß er ihre Hand ſegnen und den fremden, wunden Krieger, der ihr urplötzlich nun ſo nahe gerückt war, wieder geneſen laſſen möge.

Während im Hauſe des Hauſirers der verwundete Lieutenant von Daſſow mit wahrhaft ſamaritiſcher Barmherzigkeit verpflegt wurde, tobte in und um Lüneburg der blutige Kampf noch mehrere Stunden mit wilder Wuth fort. Der General Morand wollte unter keiner Bedingung die Waffen ſtrecken, ſo lange ihm nur noch die entfernteſte Möglichkeit zur Rettung blieb, und wenn auch von den ſächſiſchen Infanteriſten viele die Gewehre fortgeworfen und ſich zu den Verbündeten geflüchtet hatten, ſo waren ſeine Officiere und die alten franzöſiſchen Veteranen doch noch zum Kampf auf das Aeußerſte feſt entſchloſſen. Mit einem Häuflein von achthundert Mann aus allen Waffengattungen gelang es dem General Morand, ſich den Durchbruch aus der Stadt zu erzwingen. Zwar wollten einige Pulks Koſaken ſich ihm anfänglich hierbei in den Weg ſtellen, aber die Franzoſen ſtürmten ſo entſchloſſen mit den Bajonetten auf ſie ein, daß dieſe leichten Reiter der Steppe ihnen bald den Durchbruch gewährten.

Schon glaubte der muthige General, daß es ihm mit ſeinem Häuflein möglich ſein werde, ein nahes Dorf zu gewinnen und dort wieder einen feſten Stützpunkt zur fernern Vertheidigung zu finden, als er ſich plötzlich von regulärer ruſſi-

ſcher Reiterei auf's Neue angegriffen und bald vollſtändig umzingelt ſah. In den vorderſten Reihen der ruſſiſchen Dragoner kämpfte jetzt mit unerſchrockener Tapferkeit wieder der alte Bauer Bruhn. Es war ihm gelungen, ſich nebſt ſeinen anderen Leidensgefährten ſogleich aus dem Gefängniß zu befreien, als die erſten Preußen in die Stadt drangen. Die rohe Behandlung, der er von den franzöſiſchen Gensdarmen während ſeiner Gefangenſchaft ausgeſetzt geweſen war, hatte, wenn dies überhaupt möglich geweſen, noch ſeinen grimmigen Haß gegen dieſe Feinde geſteigert. So ſchnell wie möglich eilte er in das Wirthshaus, in dem ſeine Pferde ſtanden, und traf dieſe, die von einem alten, treuen Hausknecht ſorgfältig in einen abgelegenen Stall verſteckt worden waren, zu ſeiner Freude in beſter Beſchaffenheit an. Ohne ſich nur Zeit zu nehmen, etwas an Speiſe und Trank zu genießen, ſattelte er wieder ſeinen braunen Hengſt, bewaffnete ſich mit dem langen Pallaſch eines erſchoſſenen Gensdarmen, den er unterwegs gefunden hatte, und ſchloß ſich nun den nächſten Escadrons der regulären ruſſiſchen Reiterei an. Beſonders durch ſeine Führung gelang es, auf ihm bekannten Nebenwegen den Franzoſen zuvorzukommen und ſo dieſen den Rückzug abzuſchneiden.

Wie ſtolz ſaß der alte, wackere Ehrenmann jetzt wieder in dem Sattel ſeines muthig in die friſche Frühlingsluft hineinwiehernden Roſſes, wie kampfesfreudig blitzte ſein Auge, wie gewandt wußte er mit kräftiger Fauſt die ſchwere Klinge zu führen! Wahrlich, man hätte dieſen Reiter in ſeinem langen blauen, bequemen Rock nicht für einen fleißigen Bauer, der ſeit mehr als einem Decennium jeder kriegeriſchen Thätigkeit völlig entſagt hatte, halten können, ſo durch und durch zeigte er jetzt wieder das Bild eines echten Soldaten. Zwar ſchüttelten manche ruſſiſche Officiere verwundert über dieſen kriegeriſchen Reiter im Bauernanzug den Kopf, und wußten nicht recht, wie ſie deſſen ganze Erſcheinung eigentlich deuten ſollten, doch folgten ſie alle vertrauensvoll ſeiner weitern Führung, denn ſie erkannten gar bald, wie dieſe ihnen den fernern Sieg verbürge.

Von allen Seiten umzingelt, verlor der General Morand noch immer nicht den Muth. Er wollte zeigen, daß ein auf den Napoleoniſchen Schlachtfeldern ergrauter General auch in den gefährlichſten Lagen ſich nicht ergeben dürfe, und ſetzte noch immer mit verzweifelter Hartnäckigkeit den Kampf fort, obwohl er ſelbſt jetzt nur zu gut

einſah, daß ihm unmöglich mehr eine Rettung gelingen könne.

„Kämpfen wir bis zum letzten Athemzug, meine Kinder," rief er ſeinem immer mehr zuſammenſchmelzenden Häuflein zu, und mit lautem „vive le général" beantworteten die erprobten Krieger ſolchen Zuruf. Immer größere Lücken riſſen die ruſſiſchen Kartätſchenkugeln jetzt in die Reihen der Franzoſen, und kleiner und immer kleiner ward deren Häuflein. Mit verzweifeltem Muthe verſuchten ſie jetzt abermals in die Stadt einzudringen und ſich dort in den erſten Häuſern feſtzuſetzen. Eine pommerſche Füſiliercompagnie warf ſich ihnen aber mit heftigem Ungeſtüm entgegen, und abermals wüthete der blutige Kampf Mann gegen Mann zwiſchen den ſich ſo grimmig haſſenden Franzoſen und Preußen. Da ſie meiſt ihre Patronen ſchon verſchoſſen hatten, ſo kehrten die braven Pommern ihre Gewehre um und ſchlugen mit den Kolben ſo kräftig drein, als führten ſie die Dreſchflegel, um daheim auf den vaterländiſchen Fluren den ſchweren Weizen von ſeinen goldenen Körnern zu befreien. Gar mancher alterprobte franzöſiſche Krieger, der vielleicht ſchon Napoleon's Wunderzug nach Aegypten mitgemacht und den Einzug in Madrid und Moskau, Wien und Berlin

gefeiert hatte, ſtürzte nun durch die Fauſt eines pommerſchen Bauerjungen, der heute zum erſten Male in das Gefecht kam, mit zerſchmettertem Schädel zuſammen. Aber immer noch weilte der muthige General Morand in der Mitte der Seinen und ermahnte ſie mit begeiſterten Worten zum verzweifeltſten Widerſtand. Er hatte ſelbſt den Degen gezogen und kämpfte nun gleich einem gemeinen Reiter. So ſtieß er im Kampfgewühl auf den Lieutenant Joſias Habermann, der trotz ſeines Abſcheues gegen jegliches Blutvergießen jetzt in den vorderſten Reihen der Soldaten ſtritt. „Ergeben Sie ſich, General, und ich verſpreche Ihnen gute Behandlung," rief der junge Officier franzöſiſch dem alten General zu.

„Niemals ſolch einem preußiſchen Jungen," antwortete dieſer, über ſolche Zumuthung empört, dabei einen mächtigen Hieb nach ſeinem Gegner führend. Der Bajonettſtich eines Füſiliers traf aber den General in demſelben Augenblick in die Bruſt, und ſchwer verwundet ſtürzte er zu Boden.

Mit des tapfern Führers Fall hörte nun auch der fernere Widerſtand der Franzoſen auf. Das immer mehr zuſammengeſchmolzene Häuflein derſelben, welches noch unverwundet war, warf jetzt ſchnell die Waffen weg und ergab ſich der Gnade

ihrer Beſieger. Gegen fünf Uhr Abends war dieſer blutige Streit endlich vollſtändig beendet, und was von den Feinden nicht todt oder verwundet am Boden lag, befand ſich entwaffnet in der Gewalt der verbündeten Truppen, Nur einzelnen wenigen verſprengten Gensdarmen oder Officieren, die hier früher ſtationirt geweſen und der Wege kundig waren, gelang es, ſich zu retten und dem General Vandamme den völligen Untergang der Morand'ſchen Diviſion zu verkünden.

Welch ein ganz anderer Abend war es, der jetzt über der guten Stadt Lüneburg ausgebreitet lag, wie der am geſtrigen Tage. Damals, der Gewalt eines übermüthigen Siegers preisgegeben und ihrer beſten Bürger beraubt, hatte ſie das Schrecklichſte zu befürchten gehabt, — jetzt war dieſer Feind vernichtet und die befreiten Gefangenen weilten überglücklich in dem Kreiſe der Ihrigen. Welche Jubeltöne erſchollen nun in allen Familien, wie war die Sprache faſt zu arm, um all dies unverhoffte Glück zu preiſen, dieſe innige Freude, welche die Herzen Aller erfüllte, auszudrücken! Wieder füllte ſich auch jetzt manch ſchönes Auge mit Thränen, aber es waren nicht, wie am geſtrigen Abend, die des bitterſten Schmerzes, ſondern der reinſten Freude, wieder ſtiegen

aus Tauſenden dankbarer Herzen gar inbrünſtige Gebete zum höchſten Lenker aller Heerſchaaren empor, aber nicht, wie geſtern, mit verzweifeltſten Bitten, ſondern jetzt ſchon von dem wärmſten Danke über den erfochtenen Sieg erfüllt.

Auf dem Markte und in den Gaſſen wogte es von den jetzt ihrer Angſt befreiten Menſchen jeden Alters, Geſchlechtes und Standes, die nun nach beendetem Kampfe ſchnell aus den verborgenſten Zimmern des Hauſes herbeigeeilt waren, um ihre heldenmüthigen Befreier zu begrüßen. Die fremdartige Erſcheinung der Ruſſen, und beſonders auch der Koſaken, erregte überall die größte Neugierde und dieſe waren ſtets von einer zahlreichen Menſchenmenge umringt. Alle möglichen Speiſen und beſonders auch ſtarke Getränke wurden in Eile herbeigeſchafft, die fremden, jetzt ſo ſehr willkommenen Gäſte auf das Beſte zu bewirthen, und gar mancher Koſak trank den ſtarken, ihm beſonders wohlſchmeckenden Branntwein in ſo unmäßiger Weiſe, daß er den erfochtenen Sieg in einem faſt beſinnungsloſen Rauſche verſchlief. Viel komiſches und tolles Zeug trieben dieſe berauſchten Koſaken noch an dem Abend, und die luſtigen Tänze, die ſie um ihre Bivouakfeuer aufführten, oder die zwar einför-

migen, aber wohltönenden Volkslieder, die ſie im lauten, gutgeübten Chor ſangen, feſſelten noch bis ſpät in die Nacht große Schaaren von Neugierigen, die in dichten Kreiſen dieſe Feuer umſtanden.

Erregten nun zwar die Ruſſen durch ihre fremdartige Erſcheinung die größte Neugier bei den Bewohnern Lüneburgs, ſo wandte ſich doch deren wärmſte Theilnahme unbedingt den Soldaten des preußiſchen Bataillons zu. Die aufopfernde Tapferkeit deſſelben hatte unbedingt mit am Meiſten zur Eroberung der Stadt beigetragen, wie es denn auch den bedeutendſten Verluſt an Todten und Verwundeten erlitten hatte. Mit welcher Theilnahme wurden Letztere aber jetzt auch verpflegt, und wie wetteiferte beſonders das weibliche Geſchlecht aller Stände in der Fürſorge für dieſe verwundeten Krieger des ruhmwürdigen preußiſchen Heeres!

Auf dem Markte vor dem Rathhauſe ſtand jetzt der Major von Borke, der würdige Führer dieſer tapfern Schaar, und lehnte beſcheiden den Dank ab, den ihm einige geachtete Mitglieder des Magiſtrats über ſeine und ſeiner Soldaten Verdienſte bei der Befreiung Lüneburgs in wohlgeſetzten Worten ausſprachen.

„Ein graubärtiger, langer Jude war mir bei dem Sturme ein sehr nützlicher Führer und zeichnete sich durch Muth und Umsicht aus. Ich versprach ihm eine bedeutende Summe, wenn es uns gelinge, die Franzosen zu vertreiben, und will solche ihm jetzt zahlen. Wo ist der wackere Mann, daß ich ihm das Geld nunmehr einhändigen kann?“ frug der Major die ihn umringenden Bürger. Der Beschreibung nach mußte der Gesuchte zwar der lange Isaack sein, dies erriethen sogleich Alle, doch hatte ihn nach der völligen Beendigung des Gefechtes Niemand mehr gesehen. Dienstbeflissen eilten sogleich Mehrere nach dem Hause des alten Hausirers, ihn dort zu suchen und den Wunsch des Majors, daß er sogleich noch zu ihm kommen möge, mitzutheilen. Bei seinem Töchterlein saß der Jude schon ganz ruhig in seinem Stübchen, eifrig dieser die näheren Begebenheiten des Sturmes mittheilend. Die Nachricht, daß er sogleich zum Major des preußischen Bataillons kommen solle, überraschte ihn zwar, aber er folgte ihr willig.

Der Major von Borke war zwar ein sehr tapferer, hochgeachteter Soldat, aber nach den Ansichten seines Standes damaliger Zeit hatte er sich daran gewöhnt, einen armen Hausirjuden als

ein weit unter ſich ſtehendes Weſen zu betrachten. Das kluge und muthige Benehmen des langen Iſaack bei der Führung der Truppen — hatte ihn jedoch dergeſtalt mit Achtung gegen dieſen erfüllt, daß er unwillkürlich ihn rückſichtsvoller behandelte und auch nunmehr ſogar mit Sie anredete, wie es ſonſt eigentlich nicht ſeine Gewohnheit war.

Er reichte ihm freundlich jetzt im Angeſicht der neugierig dieſer Scene zuſchauenden Volksmenge die Hand, und ſprach mit lauter, weit vernehmbarer Stimme: „Mein lieber Mann, Sie haben ſich große Verdienſte bei der Führung unſerer Truppen gegen den Feind erworben, und beſonders das Bataillon Seiner Majeſtät des Königs von Preußen, welches ich die Ehre habe zu befehligen, verdankt Ihnen viel, daß Sie uns eine gute Furt durch die Ilmenau zeigten. Nehmen Sie öffentlich meinen Dank dafür und hier auch die wohlverdiente Belohnung, die ich Ihnen verſprochen habe;“ mit dieſen Worten wollte er ihm die glänzenden Goldſtücke übergeben.

Wie der ſonſt ſo ſtolze Major dieſe Worte der Anerkennung zu dem alten Hauſirer ſprach, da richtete ſich unwillkürlich der vorgebeugte Rücken des Letztern, und mit blitzendem Auge blickte er einen Augenblick ſeine um ihn ſtehenden Mit-

bürger an. Bald aber ſank er wieder in ſeine altgewohnte, krumme Haltung zurück und, wie immer, antwortete er in ruhigem Tone. „Der gnädige Herr Major wollen gütigſt verzeihen, aber ich hab' gethan nichts Beſonderes, ſondern nur ganz einfach meine Pflicht und Schuldigkeit, wie es ſollte thun zu jetziger Zeit jeder brave Menſch, ſei er nun ein reicher Chriſt, oder, wie ich, ein armer Jüd, und ſo behalten Sie nur Ihr Geld, ich nehme es nicht."

Verwundert ſah der Major den demüthig vor ihm ſtehenden Hauſirer an, denn nur an die Möglichkeit zu denken, daß ein Jude jemals Geld ausſchlagen könne, war ihm bisher noch niemals eingefallen.

„Was, Sie wollen kein Geld?! — Sind Sie denn ſo reich, daß Sie eine ſo bedeutende Summe ausſchlagen können? Ihre äußere Erſcheinung zeigt keinen ſolchen Wohlſtand," rief er erſtaunt aus und ſein Blick ſtreifte dabei über den groben, abgetragenen Rock, die zerzauſte Pelzmütze und die abgeſchabte Weſte von Hundsfell des Hauſirers.

„Der gnädigſte Herr Major werden verzeihen, ich bin nur ein armer Jüd, der Jahr aus Jahr ein, bei Sonnenhitze und ſtrenger Kälte muß mit dem ſchweren Packen auf dem Rücken durch die Haide

laufen, und dabei froh ſein, wenn er im ehrlichen Handel und Wandel ſo viel verdient, um ſich und ſeine Tochter redlich ernähren zu können. Aber Ihr Geld da, das nehme ich nicht. Geben Sie es den armen Verwundeten, wenn Sie es los=ſein wollen, da iſt es gut angewandt, mir würde es nur wie hölliſches Feuer in der Taſche brennen," erwiederte der lange Iſaack, und ſeine Mütze zum demüthigſten Gruß tief ziehend, verſchwand er ſchnell in der Menge.

Kopfſchüttelnd ſah der Major ihm nach und ſprach halblaut zu dem neben ihm ſtehenden Ad=jutanten:

„Wahrhaftig, jetzt fange ich an, an Wunder zu glauben. Ein Hauſirjude, der fünfzig ehrlich verdiente Goldfüchſe ſo mir Nichts Dir Nichts aus=ſchlägt, ſo Etwas hätte ich niemals für möglich gehalten."

„Eine neue Zeit fängt an allmälig hervor=zubrechen, und es wird nicht mehr allzulange dauern, Herr Oberſtwachtmeiſter, ſo werden auch die Ju=den die gleichen Rechte und Pflichten wie alle übrigen Staatsbürger genießen," erwiederte der junge Officier, ein früherer Zögling der neuge=gründeten Berliner Univerſität.

Abermals kopfſchüttelnd, ſah der Major den

Sprecher lange ſchweigend an, und befahl dann die weiteren Anordnungen, die ihm in militäriſcher Hinſicht für die Soldaten ſeines Bataillons nöthig erſchienen.

Auf der Straße begegneten ſich aber jetzt der lange Iſaack und der alte Bauer Bruhn. Letzterer hatte ſein Schwert nun bereits abgelegt, ſeine kriegeriſche Haltung verloren und war ganz wie immer der ehrenfeſte, ſichere Bauer wieder geworden. Es drängte ihn jetzt, ſeine beiden Roſſe anzuſpannen, um eiligſt nach Hauſe zu fahren, dort nach dem Rechten zu ſehen und den Seinen die inhaltsſchweren Begebenheiten der letzten vierundzwanzig Stunden mitzutheilen.

Mit herzlichem Drucke reichten die beiden Ehrenmänner, die in vielfacher Hinſicht ſonſt ſo verſchieden, in wahrem Patriotismus aber ſich ſo gleich waren, ſich die Hände.

„Iſaack, für einen ehrlichen Kerl habe ich Dich ſtets gehalten, aber von heute an halte ich Dich auch für einen ſo kreuzbraven, wie je einer in unſerem alten hannover'ſchen Churfürſtenthum gelebt hat. Wenn Du je einen Freund bei Rath und That brauchſt, ſo weißt Du, wo ich zu finden bin," ſprach der alte Bauer, und ſtolzer noch, als vorhin bei dem öffentlichen Lobe des preußiſchen

Majors, blitzte bei dieſer einfachen Anerkennung ſeines Werthes das Auge des Hauſirers. Zufrieden mit ſich und dem, was er gethan, eilte er in ſein niederes Häuslein zurück, wo noch immer die liebliche Tochter pflegend an dem Lager des todwunden preußiſchen Kriegers ſaß, während Bruhn, ſo ſchnell ſeine Hengſte nur traben wollten, ſeinem einſamen Gehöfte zufuhr.

5.

Schloß Dreſſen.

Einige Meilen von Lüneburg entfernt lag nicht weit von der Elbe das große Rittergut des Kammerherrn Baron von Dreſſen. Die Gegend hier war ſchon ungleich freundlicher als auf der ebenen Haide, und ſchöne Laubhölzer wechſelten anmuthig mit üppigen Wieſen und lang ausgedehnten, gut beſtandenen Getreidefeldern ab. Selbſt einige Hügel gab es hier, und einen derſelben, von dem aus man einen freien, hübſchen Ueberblick über die ganze Landſchaft, den breiten Spiegel der Elbe und die rothen Ziegeldächer der Stadt Lauenburg an deren jenſeitigem Ufer genoß, hatte die Frau Baronin ſogar mit dem Namen „Bellevue" bezeichnet. Der Gutshof ſelbſt, zu dem eine lange, ſchnurgerade Pappelallee führte, war geräumig und gut gehalten, und zeigte äußerlich, daß das große Gut reiche Erträgniſſe liefern müſſe. Auch

das Herrenhaus, weit und breit in der ganzen Gegend nur das Schloß genannt, war ein weitläufiges, ſtattliches Gebäude, ganz im Rococogeſchmack des vorigen Jahrhunderts von dem Großvater des jetzigen Beſitzers erbaut. Eine breite Rampe führte zur Hausthür, über der an beiden Seiten zwei mächtige Vierundzwanzigender-Hirſchgeweihe prangten, während das freiherrlich von Dreſſen'ſche Wappenſchild, in Sandſtein ausgehauen, die Mitte zierte. Dies Wappen, ein ſich bäumender brauner Hengſt im grünen Felde, ſah man überhaupt ſehr häufig innerhalb wie außerhalb des Schloſſes angebracht, denn die Freiherren von Dreſſen waren eine ſehr alte Familie und von jeher ihres beſondern Adelsſtolzes wegen bekannt geweſen. Das erſte Gemach, welches der fremde Beſucher des Schloſſes betrat, war eine geräumige Halle, die zugleich eine Art von Ahnenſaal bildete. An den mit dunklem Eichenholz getäfelten Wänden, die ebenfalls häufig das kunſtvoll geſchnitzte Wappen zeigten, hing eine lange Reihe von Familienportraits, alle in koſtbaren goldenen Rahmen, die auch mit Wappenſchildern verſehen waren. Sowohl die Malerei, wie auch die Köpfe dieſer Ahnenbilder, die bis zur Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts hinauf

reichten, zeigten wenig, was eine beſondere Beachtung verdient hätte, und das Intereſſanteſte an ihnen war unbedingt, daß man die verſchiedenen Hofcoſtüme dieſer ganzen Zeitperiode in fortlaufender Reihenfolge daran ſtudiren konnte. Die Familie von Dreſſen hatte von jeher ſich beſonders wohl in der Hofluft gefühlt, und ihre Mitglieder errangen auf den Parquets der fürſtlichen Schlöſſer zu Hannover und Braunſchweig ihre Haupterfolge. Daß dieſe nicht ohne Lohn geweſen ſein mußten, zeigten die goldenen Gnadenketten und blitzenden Ordensſterne auf den meiſten Männerportraits, die ſämmtlich auch in ihrer Gallauniform gemalt waren. Auf den kleinen Namensſchildern unten an den Bilderrahmen konnte man auch eine Menge ſtattlicher Titel, als „Oberceremonienmeiſter", „Oberküchenmeiſter", „Oberkammerherr" und andere ſolche, die in der Hofrangordnung von großer Bedeutung ſind, leſen. Bis zum ſimpeln Kammerherrn hatte es wenigſtens jeder Sprößling des freiherrlich von Dreſſen'ſchen Geſchlechtes gebracht, und dieſer Titel ſchien förmlich in der Familie erblich zu ſein.

In den Ecken dieſer ſehr geräumigen Halle hingen einige Fahnen mit dem Familienwappen, die freilich noch in keiner blutigen Schlacht, ſondern nur bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten,

wenn irgend ein Fürſt geruht hatte, in dem Schloſſe ſein Nachtquartier zu nehmen, geflattert hatten. Auch einige beſonders ehrende Geſchenke oder Zeichen hoher Würde waren in großen Glaskaſten hier auf Poſtamenten, die zugleich Schilder mit den betreffenden Inſchriften trugen, aufgeſtellt. Hier ſah man z. B. eine große, möglichſt geſchmackloſe Vaſe von echt chineſiſchem Porzellan, oder einen ſchönen, in Silber getriebenen Pokal, oder irgend eine andere nutzloſe Spielerei; mitunter auch wohl einen Oberkammerherrnſtab, oder einen zierlich auf einem Atlaskiſſen befeſtigten Kammerherrnſchlüſſel, oder einen blinkenden Ordensſtern, und was dergleichen Dinge mehr ſind, wie ſolche in einem langen Hofleben wohl erworben werden können. Das Hauptprachtſtück der ganzen Sammlung, welches auf einem beſonders geſchmückten Poſtament aufgeſtellt war, bildete aber ein Ordensſtern, den ein Freiherr von Dreſſen, der als Geſandter in Paris geweſen war, einſt von Louis XIV. erhalten hatte. Auch ein ſehr hübſch aus Elfenbein geſchnitzter Kaſten, den die Marquiſe von Pompadour dieſem Vorfahren, der überhaupt eine beſonders wichtige Rolle in der Familie geſpielt zu haben ſchien, geſchenkt, war ſorgſam in einem Glaskaſten ausgeſtellt; eben ſo

auch ein ausgeſtopfter Mopshund, der von irgend einer bekannten Maitreſſe eines franzöſiſchen Königs herſtammen ſollte.

Ganz eigenthümlich und gar nicht zu der übrigen Ausſchmückung der Halle paſſend, waren zwei große, in den vorderſten Ecken aufgeſtellte Ritterſtatuen mit voller Eiſenrüſtung, hohen Turnierlanzen, wehenden Helmbüſchen in den von Dreſſen'ſchen Farben, ſchwarz und grün, und mächtigen Schildern mit darauf gemalten Wappen. Sprößlinge der Familie ſchienen dieſe alten Rüſtungen, von denen die ganze Halle den Namen „der Ritterſaal" führte, nicht getragen zu haben; denn durch körperliche Kraft hatte ſich, wenigſtens den Bildern nach zu urtheilen, das ganze Geſchlecht niemals beſonders ausgezeichnet, und ſtatt des Schlachtſchwertes wohl ſtets nur den Galanteriedegen an der Seite gehabt.

An dieſen Ritterſaal, der durch die Breite des ganzen Hauſes ging, ſo daß deſſen eine Fenſterreihe in den Hof, die entgegengeſetzte aber in den im altfranzöſiſchen Geſchmack angelegten großen Garten führte, ſtießen auf der einen Seite die Zimmer des Barons, auf der andern die der gnädigen Frau, während ſämmtliche Wirthſchaftslocalitäten ſich in dem Souterrain befanden.

Alle dieſe Zimmer waren elegant nach damaligem Geſchmack eingerichtet, und unnütze Modeſpielereien, und beſonders auch viele Nippſachen ſah man in ihnen im Ueberfluß. In dem Hauptzimmer des Hausherrn waren die Portraits des Kaiſers Napoleon, der Kaiſerin Marie Louiſe und des kleinen Königs von Rom mit ſichtbarer Oſtentation aufgehängt, während der König Jerôme von Weſtfalen und ſeine Gemahlin über dem Sopha der gnädigen Frau in ſchwer vergoldeten Rahmen glänzten. Früher hatten hier Portraits der churfürſtlichen Familie von Hannover, die zugleich auf dem engliſchen Königsthron ſaß, gehangen, doch waren ſolche von dem Kammerherrn von Dreſſen, der ſich als kluger Mann vortrefflich in die Zeiten zu ſchicken wußte, vorläufig abgenommen und ſorgfältig in Kiſten verpackt worden, bis andere Umſtände vielleicht ihre Wiederaufhängung erwünſcht machen konnten.

Die freiherrliche Familie, aus Vater, Mutter, einer erwachſenen Tochter und einigen jüngeren Kindern beſtehend, befand ſich an dieſem Tage gerade in dem erſten Zimmer der Hausfrau, das unmittelbar an den Ritterſaal ſtieß, beim zweiten Frühſtück. Obgleich der Tiſch mit verſchiedenen kalten Fleiſchſpeiſen reichlich beſetzt war, und auch

einige Caraffen mit edlem Wein darauf funkelten, ſchien Niemand der Familie beſondern Appetit zu verſpüren, wie denn überhaupt alle Anzeichen einer ſtark mißmuthigen Stimmung ſich zeigten. Beſonders der Kammerherr ſelbſt ſchien in möglichſt ſchlechter Laune zu ſein, und finſter ruhte ſein Blick auf einem großen Briefe, den ſo eben ein alter Diener ihm ehrerbietig auf einem Präſentirteller überreichte hatte. Der Kammerherr war ein Mann in der Mitte der Vierzig, von elegantem, zierlichem Wuchs und vornehmer Haltung, der man es anſah, daß ſie größtentheils auf dem Parquet der Höfe erlernt ſein müſſe. Sein von hellblondem, etwas in's Röthliche ſchillerndem Haar eingefaßtes Geſicht hatte keinen beſonders angenehmen Ausdruck, und zeigte Nichts weniger als männlichen Charakter und würdevolle Selbſtſtändigkeit. Es lag übrigens viel Klugheit in demſelben, und beſonders die Augen, ſo weit man ſolche durch die zierliche goldene Brille erkennen konnte, hatten einen ſehr lebendigen, dabei aber liſtigen Blick. Ein gewiſſes ſüßliches Lächeln und eine äußere Freundlichkeit, die ſich gern in glatten, nichtsſagenden Phraſen, wie man ſolche in manchen Kreiſen vorzugsweiſe liebt, bewegte, waren ihm im äußern Verkehr und im Umgang

mit der vornehmeren Welt ſehr eigen, wie er denn auch ſeine Diener und alle Leute niedern Standes zwar ſtolz und rückſichtslos, dabei äußerlich aber ſtets ſehr höflich behandelte. Ein grobes Scheltwort oder gar ein derber Fluch war noch niemals ſeinem Munde entſchlüpft, und doch konnte er Jeden, der das Unglück hatte, von ihm abhängig ſein zu müſſen, ſchonungslos mißhandeln.

In ſeinen jüngeren Jahren hatte Herr von Dreſſen an verſchiedenen Höfen als eleganter Cavalier und gewandter Tänzer eine gewiſſe Bedeutung gehabt, ſich ſtets mit vielem Geſchick in den verſchiedenſten Intriguen bewegt und als Muſter eines vollkommenen Hofmannes gegolten. Als ihm das beſtändige Stehen in den Vorzimmern überdrüſſig wurde und er ſeinen Nacken nicht mehr für die vielen tiefen Bücklinge geſchmeidig genug fühlte, zog er ſich auf ſein Stammgut zurück, verbrachte aber gewöhnlich mehrere Wintermonate noch immer in der nächſten Reſidenz. Er trat zwar das ſehr zurückgekommene Familiengut mit ſtark zerrütteten Vermögensverhältniſſen an, ſchien aber aus der Fremde ziemlich bedeutende Geldzuſchüſſe zu bekommen, ohne daß man mit Sicherheit deren Quelle anzugeben vermochte, denn er galt bald als ein ſehr vermögender Mann, der

in jeder Hinsicht großen Luxus trieb und dabei doch in allen seinen Verhältnissen überaus geregelt war.

Seine Gemahlin war eine stattliche Frau, die zwar jetzt sich etwas zu sehr zur Corpulenz hinneigte, dabei aber noch mehrfache Spuren der großen Schönheit, die sie in ihrer Jugend besessen haben mußte, aufzuweisen hatte. Als Tochter eines zwar armen, aber altadeligen Forstmeisters war sie als Hofdame an einem seiner vielfachen Frivolität wegen allgemein bekannten Hofe mehrere Jahre gewesen, und sollte dort besonders bei dem regierenden Herzog, einem Kenner und Verehrer schöner, leichtfertiger Frauen, in besonderer Gunst gestanden haben. Die böse Welt wollte sogar behaupten, daß diese Gunst so bedenkliche Folgen einst gehabt hätte, daß eine schleunige, standesgemäße Heirath nur sehr erwünscht sein konnte. Der damals sehr verschuldete Kammerherr von Dressen fand sich bereitwillig, das schöne Hoffräulein heimzuführen, und einem on dit zufolge, ward durch die bedeutende Summe, welche der dankbare Fürst für diese Gefälligkeit gern zahlte, der Grund zu seinem jetzigen Vermögen gelegt. Das älteste Töchterchen Louise ward auf einer größern Reise in Italien, die das junge Ehepaar sogleich nach

ſeiner Verheirathung antrat, geboren, und böſe Zungen wollten behaupten, daß ſie eine etwas zu bemerkbare Aehnlichkeit mit dem Fürſten, an deſſen Hofe ihre Mutter früher geglänzt hatte, zeigte.

Mochte dem nun ſein wie ihm wolle, die beiden Ehegatten lebten, äußerlich wenigſtens, in ziemlich verträglicher Ehe miteinander, denn ſie machten wenige Anſprüche an gegenſeitige Zärtlichkeit, und Jeder ging ſeinen eigenen Weg für ſich. In ihren jüngeren Jahren ſollte die Frau Kammerherrin noch hin und wieder Geſchmack an verliebten Abenteuern gefunden, ja ſogar, wie die Klatſchſucht behauptete, einmal einen beſonders ſchönen und ſtark gebauten Gutsinſpector ſehr begünſtigt haben, jetzt aber, bei reiferem Alter, hatte ſie ſich den reelleren Genüſſen der Tafelfreuden vorzugsweiſe zugewandt. Sie legte großen Werth auf eine ſowohl feine als reichliche Küche, verſtand ſelbſt Manches von der edlen Kochkunſt, hielt ſich ſtets die beſten Köchinnen und ſtand in dem Rufe, unbedingt die feinſten Diners mehrere Meilen weit in der Runde zu geben. So Etwas zog ſchon ſehr viele Gäſte beſonders an, und da auch der Kammerherr gegen ſeine Standesgenoſſen ſehr gaſtfrei ſich zeigte und dabei noch ein eben

ſo eifriger wie geſchickter Whiſt- und Boſtonſpieler war, ſo galt das freiherrlich von Dreſſen'ſche Haus bei dem ganzen Landadel der Umgegend unbedingt als das angenehmſte, das man nur finden konnte. In den letzten Jahren, als franzöſiſche Truppen häufig in dieſen Gegenden garniſonirten, hatten die vornehmeren Officiere derſelben vorzugsweiſe gern und oft auf dem Schloſſe ſich eingefunden. Außer den guten Diners und dem Umſtande, daß ſowohl Herr wie Frau von Dreſſen Beide ſehr geläufig Franzöſiſch ſprachen, trug auch die Schönheit der älteſten Tochter Louiſe viel dazu bei, die leichtblütigen Franzoſen zu der Erklärung zu bewegen, dieſe Familie ſei die angenehmſte, die ſie jemals in ganz Deutſchland getroffen hätten, und es ſei zu verwundern, daß in einem ſo rohen und barbariſchen Lande ſich ſo viel Geiſt, Liebenswürdigkeit und Schönheit vereinigt finde." Fräulein Louiſe von Dreſſen, die nunmehr in dem Alter von ungefähr einundzwanzig Jahren ſtehen mochte, war aber auch in der That eine Erſcheinung, die ſelbſt in Paris Aufſehen erregt haben würde. Sie war ſchlank und groß gewachſen, zeigte in ihrem ganzen Auftreten ſehr viel Vornehmes und dabei in jeder Bewegung doch eine außerordentliche Eleganz. Ihr Kopf war edel ge-

formt, die Naſe vielleicht etwas zu groß, aber ſchön gebogen, die hellbraunen Augen hatten einen lebendig-geiſtigen Blick, und überaus reiches goldblondes Haar rahmte die weiße glatte Stirn, auf der ſich die blauen Aederchen deutlich zeigten, ein. Das ſchöne Fräulein, von einer franzöſiſchen Gouvernante ſeit frühſter Jugend ſorgfältig erzogen, war ſich ihrer äußeren Reize auch vollkommen bewußt und eifrigſt bemüht, durch eine ſtets ſehr geſchmackvolle Toilette und wohl angebrachte Coquetterie ſolche in dem beſten Lichte erſcheinen zu laſſen. Die jungfräuliche Schüchternheit, die unbewußte Zartheit des ganzen Weſens, wodurch ein junges Mädchen oft einen ſo mächtigen Zauber auf alle Männerherzen auszuüben vermag, fehlten allerdings dem Fräulein Louiſe von Dreſſen und waren von ihr längſt abgeſtreift worden, und ein erfahrener Menſchenkenner hätte überhaupt in dieſem, von der Natur mit ſo vielen äußeren Reizen ausgeſtatteten Mädchen gar manche Züge zu entdecken vermocht, die ihm wahrſcheinlich nicht wohlgefällig erſchienen wären. In ihren Augen lag ein äußerſt ſinnlicher Ausdruck, den ſie von ihrer Mutter geerbt zu haben ſchien, während um den Mund ſich häufig ein ſcharfer Zug des Spottes und Stolzes bemerkbar machte. Auch ihr Charakter zeigte viele

gerade nicht ſonderlich liebenswürdige Eigenſchaften, die übrigens nur bei dem nähern Umgange hervortraten, ſo ſehr wußte ſie ſolche in der Geſellſchaft durch eine große äußere Liebenswürdigkeit zu verbergen. Kalter Stolz und großer perſönlicher Egoismus bildete mit den Hauptgrundzug ihres ganzen Weſens, und doch war ſie, im Widerſpruch damit, oft wieder im höchſten Grade leidenſchaftlich, und vergaß, wenn ſie durch Zorn oder Liebe aufgeregt war, rückſichtslos alles Uebrige, unbedingt dann nur ihrer augenblicklichen Stimmung folgend. Dies ſonſt ſo ruhig und heiter erſcheinende ſchöne junge Mädchen, auf deren roſigen Wangen nur Frohſinn und Glück zu ſchimmern ſchienen, konnte im Zorn wie eine Furie erſcheinen, und die ſo klaren Augen, deren Blick einen Dichter hätte begeiſtern können, hatten dann förmlich einen dämoniſchen Ausdruck. Und eben ſo war es, wenn die Liebe plötzlich ihr Herz erregte. Jeder Adelsſtolz, den ſie ſonſt in ſo hohem Grade beſaß, ſchwand dann ſogleich, und ſie, die ſtets ſich nur in den eleganteſten Formen bewegte und als die beſte Repräſentantin einer vornehmen Salondame bekannt war, kannte dann keine Schranken und gab ſich rückſichtslos ihrer Leidenſchaft hin. Schon wiederholt ſollten gerade hier-

durch ſehr heftige Scenen im Dreſſen'ſchen Hauſe entſtanden ſein, die man ſich in den verſchiedenen Kreiſen der Nachbarſchaft zwar nur heimlich, jedoch nicht ohne Schadenfreude zuflüſterte.

Ihren Haupttriumph feierte übrigens die freiherrlich von Dreſſen'ſche Familie, und beſonders die wunderſchöne Tochter an dem frivolen und glänzenden Hofe des neugeſchaffenen Königs Jerôme in Caſſel. Theils weil eins ſeiner Güter in dem von Napoleon gebildeten Königreiche Weſtfalen lag, theils aber auch, weil er ſich an einem ſolchen Hofe beſonders viel Vergnügen verſprach, hatte der Kammerherr in den letzten Jahren ſtets einige Wintermonate in Caſſel zugebracht, und war dort außerordentlich artig aufgenommen worden. Im Anfang rümpfte der adelsſtolze Edelmann zwar ſtark die Naſe über die vielen Roturiers und bürgerlichen Emporkömmlinge, die er an dieſem etwas bunt zuſammengewürfelten Hofe fand, und beluſtigte ſich im engſten Kreiſe ſeiner Standesgenoſſen damit, über Manche zu ſpotten, im Uebrigen aber vergnügte er ſich daſelbſt vortrefflich, und fand das ganze dort herrſchende Treiben ſo recht nach ſeinem Geſchmack. Das ſchöne Töchterlein theilte hierin vollkommen die Anſicht des Vaters, und im Vergleich zu den

prächtigen und dabei äußerſt zwangloſen Feſten in dem Königsſchloſſe zu Caſſel erſchienen ihr die Bälle in Lüneburg oder auf den adeligen Rittergütern der Nachbarſchaft äußerſt langweilig. Und nun gar die ſteifen langweiligen hannover'ſchen und lauenburgiſchen Landjunker, mit denen ſie daheim vielfach verkehrte, wie konnten dieſe hinſichtlich ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit wohl den Vergleich mit den gewandten und chevaleresquen franzöſiſchen Officieren, die zahlreich in den Garde-Regimentern des Königs Jerôme dienten, aushalten?! Seit ſie Caſſel kannte, ſchwärmte Louiſe von Dreſſen nur für das dortige Treiben, die Heimath kam ihr langweilig, förmlich und geſchmacklos vor; ſie konnte kaum die Zeit erwarten, in der die Familie das Winterquartier dort bezog, und ihre ohnehin ſchon große Vorliebe für die franzöſiſche Armee, oder wenigſtens für deren hübſche und feurige Officiere, ward dadurch noch bedeutend vermehrt. Die Hoffnung, dort übrigens für die Tochter eine ſtandesgemäße Heirath zu finden, war durch deren launenvollen und anſpruchsvollen Sinn bisher ſtets vereitelt worden. Ihre Liebe verſchenkte ſie zwar bereitwillig an ſchöne und elegante junge Männer, wenn dieſe ihr ſehr gefielen, ohne ſich dabei im

Mindeſten um Ahnentafel und Vermögensverhältniſſe zu bekümmern, daß ſie aber ihre Hand jemals einem Manne ohne vornehme Geburt und großen Reichthum hätte geben können, war bisher ſowohl ihr ſelbſt; wie nun gar dem Vater als ein Ding der Unmöglichkeit erſchienen. Solche Freier aber, die Alles, was ihr verwöhnter Geſchmack forderte, miteinander zugleich vereinten, hatten ſich bisher noch nicht finden wollen. Zwar hatten ſchon wiederholt einige alte und vornehme Herren, und darunter auch ein einflußreicher Miniſter in Caſſel, von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit hingeriſſen, um ihre Hand angehalten, ſtets aber zu des Vaters größtem Verdruß eine ſehr entſchieden abſchlägige Antwort erhalten. Der Kammerherr hatte freilich mit dem größten Aufwand ſeiner Beredtſamkeit der Tochter auseinander zu ſetzen geſucht, daß Herz und Liebe bei einer Heirath auch ganz überflüſſig wären, dieſe vielmehr lediglich eine Sache der Convenienz ſeien, nach deren Abſchließung eine junge Frau dann erſt ſo recht nach Luſt und Gefallen ſich ihren verſchiedenen Neigungen hingeben und ein freies, vergnügliches Leben führen könne, allein er hatte hierin ſtets nur tauben Ohren gepredigt. Fräulein Louiſe hatte, wie der Vater verdrießlich

bemerkte, wieder einmal ihre romantiſchen Grillen gehabt und feſt erklärt, die Heirathsanträge, die ſich ihr bis dahin geboten hätten, ausſchlagen zu wollen. Wenn das Töchterlein aber einmal feſt auf Etwas beſtand, ſo war es überaus vergeblich, ihren Willen zu brechen; dies wußte aus mannigfacher Erfahrung ſchon die ganze von Dreſſen'ſche Familie. Die Mutter übrigens bekümmerte ſich jetzt im Allgemeinen ſehr wenig um alle dieſe verſchiedenen HeirathS- und HerzensAngelegenheiten der ſchönen Tochter. Sie wünſchte dieſe zwar möglichſt bald und möglichſt reich und vornehm verheirathet, denn die vielen verdrießlichen häuslichen Scenen, die ſich in Folge aller dieſer Verhältniſſe häufig ereignet hatten, ſtörten gar ſehr ihre ruhige Behaglichkeit; im Uebrigen war ſie aber jetzt viel zu indolent, um ſich ſehr den Kopf darüber zu zerbrechen, zumal da ſie doch wußte, daß ihr Wille dem der Tochter gegenüber gleich Null war. Die ausgezeichneten Diners am königlichen Hofe in Caſſel beſchäftigten die jetzt immer corpulenter werdende Frau ungemein, und während des letzten Winters hatte die Sorge, im Verein mit dem franzöſiſchen Oberküchenmeiſter des Königs, der ihr beſonderer Freund und Vertrauter war, eine neue Auſternſauce, die Alles

übertreffen ſollte, was man bis dahin in culinariſcher Hinſicht kannte, zu erfinden, ſie faſt ausſchließlich in Anſpruch genommen. Wie konnte bei ſo wichtigen Dingen die Mutter ſich auch wohl viel um die ohnehin ihrer Obhut längſt entwachſene Tochter bekümmern! Der letzte Winteraufenthalt der freiherrlich von Dreſſen'ſchen Familie in Caſſel hatte übrigens mannigfache Störungen erlitten, und viel früher, als anfänglich in ſeiner Abſicht gelegen, war der Kammerherr ſchon in den erſten Märztagen wieder nach ſeinem Gute zurückgekehrt. Es war während des Winters von 1812/13 in Caſſel, und beſonders am königlichen Hofe daſelbſt, ungleich ſtiller als in den früheren Jahren zugegangen, und wenn es auch ſonſt an glänzenden Feſten nicht fehlte, ſo hatte doch ein gewiſſer drückender Alp auf Allen geruht. Der König ſelbſt war beim Beginn des Winters ſehr verdrießlich aus Rußland wieder zurückgekehrt, da ihn Napoleon ſeiner dort bewieſenen großen militäriſchen Ungeſchicklichkeit wegen hart angelaſſen und in Ungnade fortgeſchickt hatte. Umſonſt bemühten ſich die ſchönſten und gefälligſten Frauen ſeines Hofſtaates, die Falten auf ſeiner Stirn zu glätten; es wollte dies ſelbſt ihrer ausgeſuchteſten Coquetterie nicht immer ge-

lingen. Auch die Abweſenheit der Truppen, die größtentheils in Rußland kämpfen mußten, machte ſich ſehr fühlbar, und beſonders Louiſe vermißte ungemein mehrere ihrer feurigſten und ihr angenehmſten Verehrer, deren Mangel ſehr ſchwer oder eigentlich gar nicht erſetzt werden konnte. Die Nachricht über Napoleon's Einzug in Moskau verbreitete zwar auf kurze Zeit großen Jubel in den Sälen des Königsſchloſſes und ward durch mehrere glänzende Feſte, bei denen Louiſe von Dreſſen ſich beſonders durch Schönheit und gefällige Anmuth auszeichnete, gefeiert; als aber bald die Schreckensbotſchaften von dem Brande der ruſſiſchen Kaiſerſtadt, dem unheilvollen Rückzug, den großen Verluſten und endlich dem faſt gänzlichen Untergang des einſt ſo ſtolzen und mächtigen Heeres in erſchreckender Schnelligkeit auf einander folgten, da ſchwand jede Luſt und Fröhlichkeit immer mehr, die Sorge um die Zukunft dieſes auf ſo ſchwachen Stützen gegründeten Reiches bemächtigte ſich gar vieler hoher Würdenträger, und mancher Herr, der bis dahin mit ſo ſtolzen Schritten aufgetreten war, fühlte den Boden unter ſeinen Füßen immer mehr erzittern.

Als nun aber gar das bis dahin mit ſo harten Banden von Napoleon gefeſſelte Preußen

ſich zu regen begann und der dort ſo mächtig emporſteigende Volksgeiſt immer kräftiger hervortrat, da überlegte der Kammerherr als kluger Mann, ob es jetzt nicht ſchon vielleicht am Gerathenſten für ihn ſein möchte, das ohnehin immer unbehaglicher werdende Caſſel zu verlaſſen und ſich auf ſein Gut zurückzubegeben. Man konnte doch nicht wiſſen, wie ſich die Verhältniſſe ändern würden, und bei Zeiten an einen ſichern Rückzug zu denken, war immer wohlgethan. Dieſe verfrühte Abreiſe hatte manchen Plan der ſchönen Tochter vereitelt, und ſie war heftig erzürnt über alle dieſe Störer ihres Vergnügens in der glänzenden Hauptſtadt. Wenn Jemand daher jetzt den franzöſiſchen Waffen den unbedingteſten Sieg und den verbündeten Truppen die härteſten Niederlagen wünſchte, ſo war es unbedingt Louiſe von Dreſſen.

So verging der Monat März für die ganze freiherrliche Familie auf ihrem Stammgute in der unbehaglichſten Stimmung. Der Kammerherr ſelbſt war äußerſt verdrießlich, als ſich auch in ſeiner Gegend die erſten patriotiſchen Regungen zu zeigen begannen, und ſchalt im engen Kreiſe ſeiner Familie nicht wenig über die verblendeten Thoren und wahnwitzigen Schwärmer, die es ſogar wagen wollten, einem Napoleon, dem Heros

des Sieges, mit den Waffen Widerstand zu leisten. Größere Gesellschaften vermied er jetzt sorgfältig, und sprach in denselben wenigstens niemals seine Ansichten aus, denn man konnte doch nicht wissen, wer zuletzt als Sieger aus dem ganzen Streite hervorgehen würde, und ungern wollte er es mit irgend einer Parthei vollständig verderben. So hatte er es bisher auch möglichst vermieden, freiwillige Gaben für die Rüstungen der Landwehr zu geben, und nur das bezahlt, wozu ihn die Verhältnisse unumgänglich gezwungen.

Der Grund, der an dem heutigen Morgen die ganze freiherrliche Familie in eine so äußerst verdrießliche Stimmung versetzte, war ein so eben von einem reitenden Boten gebrachter Brief, welcher die Einnahme Lüneburgs durch die verbündeten Truppen meldete. Der Kammerherr hatte gestern sehr behaglich sich die Hände gerieben, als er den Einzug des Generals Morand in diese Stadt vernahm, denn er hoffte nun, die ganze „Schwindelei", wie er den Aufschwung des Volkes nannte, würde bald wieder ein Ende nehmen, und jetzt war diese Hoffnung abermals getäuscht worden.

„Verdrießlich, äußerst verdrießlich," murmelte er vor sich hin, mit heftigen Schritten in dem

großen Zimmer auf und ab gehend und dabei wiederholt eine Priſe aus der prächtigen goldenen Doſe, die ihm der König Jerôme einſt geſchenkt hatte, nehmend, „jetzt bekommen wir am Ende gar Baſchkiren und Koſaken und preußiſche Landwehrmänner, und wie das Volk ſonſt weiter heißen mag, als Einquartierung. Ich muß nur die Bilder vom Kaiſer Napoleon und von ſeinen hohen Verwandten fortnehmen und durch ein paar alte Portraits von deutſchen Fürſten, die wohl noch oben in der Rumpelkammer liegen werden, erſetzen laſſen, ſonſt möchte das freche Volk mir gar Unannehmlichkeiten deshalb bereiten.“

„Wie entſetzlich langweilig wird es werden, wenn in Lüneburg keine franzöſiſchen Officiere mehr ſind; und nun gar ein Winteraufenthalt hier auf dem Lande, ohne den Carneval in Caſſel zu verleben, wäre gar nicht zu ertragen,“ ſeufzte die Tochter, und ihr ſonſt ſo ſchönes, heiteres Geſicht zog förmlich düſtere Falten bei dieſem Gedanken.

„Du denkſt nur immer an Dein Vergnügen und an das Courmachen der franzöſiſchen Windbeutel,“ fuhr unmuthig der Kammerherr heraus, wie es ſchien froh darüber, daß er einen nähern Ableiter ſeiner üblen Laune jetzt an der Tochter

finden könne. „Wenn ich es recht bedenke, so wäre es gar nicht so unangenehm, daß der alte Hof in Braunschweig wiederhergestellt und auch in Hannover und Hessen der frühere Glanz des Adels neu aufgefrischt würde. Man war dort doch mehr unter sich, und eigentlich in besserer Gesellschaft, als im Schlosse zu Cassel, wo man nicht sicher sein konnte, irgend einem frühern Pariser Barbier, der jetzt französischer Graf oder Kammerherr geworden sein mochte, die Hand drücken zu müssen, und die Crapule sich ungebührlich breit machte. Und diese französischen Officiere sind doch nur selten von gutem Adel, und selbst in den goldgestickten Generals- und Marschallsuniformen steckt verflucht viel bürgerliches Gesindel," sprach er weiter.

„Und Du glaubst, daß es bei diesen Preußen und Russen jetzt besser sein wird?" entgegnete mit scharfem Tone die Tochter, erzürnt durch den Hohn des Vaters über die stets von ihr so sehr begünstigten französischen Officiere. „Was ich bisher über die Preußen gehört habe, sieht auch nicht zu sehr danach aus, als ob sie aus lauter Garde mit Officieren aus alter Familie beständen, und bei der Landwehr, und wie dies neue Zeug weiter noch heißen mag, wird man auch nicht viel nach

dem Adel und der guten Tournure der Officiere fragen. Und wenn es nun wirklich gelingen ſollte, die Franzoſen gänzlich aus Deutſchland zu vertreiben und die verſchiedenen kleinen Fürſtenhöfe wiederherzuſtellen, glaubſt Du, daß es dann an dieſen wieder ganz ſo wie früher hergehen und der Adel ſein altes Anſehen auf's Neue erringen werde? Die übrigen Stände, die jetzt hauptſächlich den Krieg gegen Napoleon begonnen haben, werden ſich nach dem gewonnenen Siege nicht ſo leicht wieder in die frühere Unterthänigkeit zurückdrängen laſſen, ſondern, ſtolz auf das, was ſie jetzt gethan, viele neue Rechte fordern. Nein, mon cher père, gieb Dich nicht der Illuſion hin, daß es, ſelbſt im Fall, die fürſtlichen Hofhaltungen in Braunſchweig, Hannover und Caſſel würden wieder neu errichtet, dort in der frühern, guten Weiſe zugehen möchte, und die Kammerherren von altem Adel die erſten Stellen einnehmen müßten; die bürgerlichen Lieutenants möchten ſich nicht ſo leicht wieder von ihren Plätzen verdrängen laſſen, und das Volk auch ein Wörtlein mitſprechen wollen. Laß uns darum nur wünſchen, daß die Franzoſen ja bei uns als Herrſcher bleiben, und der hübſche Hof des lieben und galanten Königs Jerôme in Caſſel nicht zertrümmert werde. Wir

bekommen es wahrſcheinlich dann nicht beſſer, ſondern ungleich ſchlechter. Dieſe franzöſiſchen Officiere, wenn ſie auch ſehr häufig nicht von gutem Adel ſind, und urſprünglich den unteren Ständen angehört haben mögen, beſitzen in der Regel doch Tournure und elegantes Weſen, wiſſen mit Esprit eine Converſation zu führen und mit Grazie zu tanzen, während unſere guten Deutſchen, wenn ſie nicht von Jugend auf bei Hofe erzogen ſind, nur zu oft ſo ſteif wie die Holzpuppen, plump wie die Bauern und langweilig wie die alten Stiftsfräulein aus dem Kloſter Lüne ſind," höhnte die Tochter, der es bei all ihrer Frivolität doch nicht an ſcharfem Verſtande fehlte, und die, bei dem vielfachen Umgang mit den franzöſiſchen Officieren, doch auch Manches gelernt haben mochte.

„Hört nur einmal mein kluges Töchterlein an," ſpöttelte wieder der Vater, der bei der Rede von Louiſe wiederholt zur Doſe gegriffen hatte. „Nein, mein allzugeſcheidtes Kind, die Franzoſen magſt Du vielleicht gut kennen, unſere deutſchen Tölpel von Bürgern und Bauern kennſt Du aber nicht, und von der Macht des alten reinen Adels an einem kleinen deutſchen Hofe haſt Du keine Erfahrung. Wenn auch in dem jetzt begonnenen Kriege das Volk thöricht genug iſt, mit Freuden

ſeine Haut zu Markte zu tragen und bereitwillig Opfer über Opfer zu bringen, die gehofften Früchte dieſes Beginnes wird es doch nicht ernten, ſelbſt wenn ihm der Sieg über einen Napoleon gelingen ſollte. Ein paar Jährchen kaum werden vergehen, dann wird man es in die alten Gängelbande wieder hineinzuzwängen verſuchen, es wird allmälig wieder an unſeren Höfen der frühere Zuſtand eintreten, und der adelige Kammerjunker einen weit höhern Rang einnehmen, als der bürgerliche Lieutenant aus dem Kriege, mag Letzterer auch noch ſo muthig gekämpft und ſich ſchwere Wunden geholt haben. Zwar werden die liberalen Profeſſoren und neuerungsſüchtigen Literaten und all die verrückten Kerle, die da drüben in Preußen neuerdings den ſogenannten Tugendbund geſtiftet haben, und gar nicht wiſſen, was ſie jetzt aus ſogenannter Begeiſterung Alles beginnen ſollen, gewaltig zu ſchreien anfangen, und von Volksrechten und gebrochenen Verſprechungen, und dem neuen Geiſt der Zeit, dem unbedingte Rechnung getragen werden müßte, viele Reden halten und lange Zeitungsartikel vollſchreiben. Was bedeutet aber all dieſer Lärm? Man wird an den meiſten Höfen nur darüber lachen, vielleicht auch hier und da einige der frechſten Schreier

etwas einſperren, damit ſie in der Einſamkeit des Gefängniſſes wieder zur Beſinnung kommen, im Uebrigen aber nicht das Mindeſte deshalb ändern, und wir Edelleute werden ſchon dafür ſorgen, daß wir nach wie vor unſere alten Ehrenrechte behalten und ausſchließlich die Umgebung der Fürſten bilden. Wenn die Franzoſen nur erſt wirklich gänzlich aus Deutſchland vertrieben ſind, dann iſt mir für eine angenehme Stellung unſerer Familie gar nicht bange, und wir werden leicht den ehemaligen Ladenjüngling, der ſich jetzt König Jerôme von Weſtfalen nennen läßt, und ſeine hergelaufenen Pariſer Günſtlinge vergeſſen können, aber die Zeit des Kampfes und der Unentſchiedenheit, welche Parthei zuletzt ſiegen wird, fürchte ich ſehr. Man wird jetzt gar nicht vorſichtig genug ſein können, um ſich nicht hier oder dort zu compromittiren und Thaten zu begehen, wodurch man zuletzt unglücklich werden könnte. Ich empfehle Euch Beiden daher jetzt die größte Behutſamkeit, und wenn wir, wie ich fürchte, bald Einquartierung von den verbündeten Truppen bekommen ſollten, ſo bitte ich Dich, Louiſe, Deine Vorliebe für die Franzoſen und Deine Abneigung gegen die Preußen nicht allzubemerklich zu zeigen. Sei klug und liebenswürdig gegen Alle, es wird Dir

auch unter den preußiſchen und ruſſiſchen Officieren dann nicht an Courmachern fehlen, und Du wirſt dadurch unſerem Haushalte vielleicht manche Erleichterungen verſchaffen können. Freilich, an Unbequemlichkeiten aller Art wird es jetzt nicht mangeln, und dieſer „Völkerfrühling", wie ich kürzlich in einer Hamburger Zeitung las, möchte uns noch manchen Sturm bringen, nun die freiwilligen Gaben und patriotiſchen Beiträge, an denen ich mich allmälig doch auch mehr als bisher mit betheiligen muß, die werden ein tüchtiges Loch in meine Kaſſe machen. Schlage Dir daher nur für dieſes Jahr alle koſtſpieligen Vergnügungen aus dem Sinn, und ſchränke Dich ein, auch ohne Nadelgelder mit Deiner Toilette auszukommen. Und nun gar, wenn unſere ſogenannten Befreier, die Preußen, ſiegen ſollten, dann wird eine ganz andere Mode herrſchen, und ſtatt, wie jetzt, aus Paris, wird man ſich ſeine Sachen aus Berlin kommen laſſen müſſen. Richte Dich nur daher darauf ein, mein Kind, bald à la Thusnelde, oder auch à la reine de Prusse friſirt zu gehen, und eine Taille mit einer langen Schneppe wie ein ehrbares deutſches Burgfräulein tragen zu müſſen," ſpöttelte der Kammerherr noch weiter, da er in ſeinem Verdruſſe Vergnügen daran fand, auch den

Zorn ſeiner ſchönen Tochter, mit der er überhaupt in einem beſtändigen kleinen Kriege lebte, noch mehr zu reizen.

Die Frau Kammerherrin hatte ſich von ihrem erſten Schrecken über die unangenehme Nachricht, daß jetzt die verbündeten Truppen wieder Lüneburg erobert hätten, doch ſchon wieder ſo weit erholt, um mit gutem Appetit, wie ſie es liebte, zu frühſtücken. Sie nahm wenig Theil an der Unterhaltung, aß deſto mehr und ſtieß nur einige leiſe Klagen aus, daß die feine franzöſiſche Küche auch wohl verſchwinden müßte, wenn die barbariſchen Ruſſen und Preußen für immer Sieger bleiben ſollten, und die Abreiſe des geſchickten königlichen Oberküchenmeiſters aus Caſſel ein ganz unerſetzbarer Verluſt ſein würde. Seit die Jahre der Schönheit und damit der Gefallſucht für ſie vorüber waren, hatte die Frau Kammerherrin nur noch Sinn für die möglichſt beſte Befriedigung ihres Magens; an allen übrigen Ereigniſſen in der Welt nahm ſie aber einen äußerſt geringen Antheil.

„Wir können unſere ungebetenen Gäſte, die freiheitſpendenden Baſchkiren und die für die Herrlichkeit Deutſchlands hochbegeiſterten Herren Koſaken, jede Stunde ſchon als Einquartierung

erwarten, und ich muß wahrhaftig deshalb mit dem Inſpector ſprechen und in der Wirthſchaft ſelbſt nachſehen, daß wir für ſolchen erfreulichen Beſuch auch nicht ganz unvorbereitet ſind. In den Branntwein werde ich etwas Scheidewaſſer gießen laſſen, damit er ſtärker in den Kehlen dieſer Kerle kratzt, ein paar abgemagerte kranke Kühe müſſen geſchlachtet und das Fleiſch eingekocht werden, und verdorbenes Mehl, um Brod daraus zu backen, wird auch noch vorhanden ſein. Wir wollen unſere Gäſte ſchon nach ihrem Geſchmack bewirthen, und wenn wir gar Preußen als Einquartierung bekommen ſollten, dann, Louiſe, mußt Du Dich ſchon bequemen, ſolche in dem Coſtume der Teutonia oder Germania, oder wie die Perſon ſonſt heißen mag, zu empfangen, einen Eichenkranz auf das Haupt ihres Anführers zu drücken und in einem phraſenhaften Gedicht voll blühenden Unſinns ſie als unſere Retter zu begrüßen. Bereite Dein Coſtume nur ſchon im Voraus zu dieſer Comödie vor, mein Kind. Wenn Dein langes, blondes Haar Dich umwallt, und ein loſes, weißes Gewand mit goldenem Gürtel Deinen ſchlanken Leib umſchließt, wirſt Du gewiß ſo hinreißend ſchön ausſehen, daß ſelbſt die bärbeißigen, tugendhaften Preußen gezwungen ſind, einige Compli-

mente hervorzustottern," witzelte der Kammerherr noch fort, indem er sich zu einem Gang auf seinen Wirthschaftshofe rüstete. Die aufsteigende Zornesröthe im Gesicht seiner schönen Tochter belehrte ihn, daß seine boshaften Spötteleien ihre Wirkung nicht verfehlt hatten, und er bald auf eine heftige Erwiederung rechnen könne. Bevor diese aber noch zum Ausbruche kam, fand er es für gerathen, das Frühstückszimmer zu verlassen.

Um ihren heftigen Unmuth über die so eben empfangene Nachricht von dem Siege der verbündeten Truppen mehr zu besänftigen, beschloß das schöne Fräulein, bald nach beendetem Frühstück einen längern Spaziergang in dem weitläufigen Park, der unmittelbar an das Schloß stieß, zu unternehmen. Der erste Hauch des Frühlings zog jetzt schon über das Land, der Himmel war rein und klar, und die Sonne sandte erwärmende Strahlen auf die Erde hernieder. Zwar waren die hohen Eichen im Parke noch blätterlos, die Buchen und Kastanien hatten noch nicht die ersten Sprossen des frischen Grüns, welches bald sie bedeckte, hervorgetrieben, und nur einige Weiden und andere niedere Sträuche schimmerten schon im hellgrünen Glanz ihrer aufbrechenden Knospen. In den geschützteren Thei-

len des Parkes blühten die Veilchen jedoch schon in reichem Flor, und auch die großen Beete, auf denen der geschickte Schloßgärtner Hyanzinthen, Tulpen und andere Frühlingsblumen in Masse zog, zeigten die volle Farbenpracht dieser schönen Zierde der Gärten. Mit schneller Hand und gutem Geschmack wußte der alte silberhaarige Gärtner ein reiches Bouquet der frischesten Blumen zusammenzustellen, um solches der schönen Tochter seines Herrn zu überreichen. Zu zerstreut waren aber die Gedanken dieser, zu heftig wogte der Unmuth in ihrer Brust, als daß sie, wie es sonst ihre Gewohnheit war, längere Zeit bei dem freundlichen, geschwätzigen Alten, der sie schon als Kind so oft auf seinen Armen getragen, verweilt hätte. Es drängte sie fort in die weiter entlegenen, unbesuchteren Theile des Parks, der zuletzt in ein großes Gehölz ausging, dort, ungestört von den Beobachtungen der Menschen, ihrem Unmuthe freien Lauf lassen zu dürfen. Hatte sie doch schon während ihres Spazierganges einzelne Aeußerungen der auf dem Hofe und im Garten arbeitenden Tagelöhner und Knechte vernommen, die sich mit lauter Freude die Nachricht mittheilten, daß die Preußen und Russen am gestrigen Tage wieder Lüneburg erobert und alle Feinde dort

getödtet oder gefangen genommen hätten. Selbſt der alte Gärtner hatte ſie deshalb fragen wollen, war aber durch ihren zornigen Blick ſogleich wieder zum Schweigen gebracht worden.

In den entlegenen Theilen des Parks war ſie ſo ziemlich ſicher, keine ihr jetzt ſo läſtigen Menſchen zu finden, da dieſe überhaupt ſelten hierher kamen. Deſto belebter war es hier von der friedlichen und fröhlichen Thierwelt, die ſich mit doppelter Luſt des warmen, klaren Frühlingstages und der Alles belebenden goldenen Sonnenſtrahlen zu erfreuen ſchien. In allen Zweigen der prächtigen, vielhundertjährigen Eichen, die hier in einzelnen Gruppen auf dem ſchon grünſchimmernden Wieſengrunde ſtanden, zwitſcherten und jubilirten die kleinen gefiederten Sänger der Luft im vielſtimmigen Chor. Dabei huſchte und flatterte es überall umher, und geſchäftig flogen die Weibchen, mit zarten Halmen oder weichem Moos in dem zierlichen Schnabel, um das warme Neſt für die bald beginnende Brutzeit in geſchicktem Naturtrieb zu erbauen, während die ſtolzeren Männchen bequem auf einem Aſte daneben ſaßen und gleichſam durch ihren laut ſchmetternden Geſang den Fleiß der emſigen Gattin zu belohnen oder noch mehr anzufeuern ſchienen. Auch die

vierfüßige Thierwelt war in dieſem Theile des Gartens, der zugleich als Wildpark diente, ſehr reichlich vertreten. In den Aeſten jagten ſich neckend die behenden Eichhörnchen, ſprangen mit kühnen Sätzen oft von Baum zu Baum, verzehrten knuspernd und mit ſichtlichem Behagen eine hier und da noch aufgefundene Eichel, und trieben überhaupt oft ſo viel luſtiges Poſſenſpiel, daß unwillkürlich ein leiſes Lächeln mitunter über das jetzt ſo ernſte Geſicht des ſchönen Fräuleins flog, ſo wenig heiter auch immerhin ihre ſonſtige Stimmung ſein mochte. Dammwild und Rehe, die hier in beträchtlicher Zahl gehegt wurden, zogen ruhig in kleineren Gruppen auf dem Raſen umher, reckten zwar neugierig die ſchlanken Hälſe mit den zierlichen Köpfen nach der einſamen Spaziergeherin, trabten auch wohl mit leichten Füßen einige Schritte zurück, wenn dieſe ihnen allzunahe kam, ließen ſich aber ſonſt in ihren verſchiedenen Beſchäftigungen weiter nicht ſtören. Die Hirſchkühe verſuchten ſchon einige frühzeitig hervorgeſproſſene, feine Grashalme mit ihren ſpitzen Mäulern abzurupfen, während die kleinen munteren Kitzchen in behenden Sprüngen die Mütter umhüpften. Von Gattin und Kindern etwas entfernt, ſtand gewöhnlich der Hirſch, das mächtige Geweih auf dem ſtarken Kopfe,

in ſtolzer Ruhe, und ließ die hier ſich zeigenden Menſchen ſicherlich am nächſten an ſich herankommen, bevor er es mit ſeiner Würde vereinbar fand, ebenfalls dann langſam einige Schritte zurückzugehen. Eine weiße, beſonders zierlich gebaute Hirſchkuh, die gewohnt war, häufig von dem Fräulein oder anderen Beſuchern des Parks mit Brod gefüttert zu werden, kam auch jetzt wieder zutraulich an Louiſe herangelaufen, ſchnupperte mit ihrem Mäulchen an deren Händen herum, und ſchien ganz unwillig darüber zu ſein, daß dieſe es in ihrer heutigen Aufregung vergeſſen hatte, ihr die gewohnten Brodſchnitte oder Semmelbrocken mitzubringen.

Ein ungemein anſprechendes Bild der behaglichſten Ruhe und des tiefſten Friedens bot dieſer, nur von den friedlichen, halb gezähmten Thieren belebte Theil des Parkes an dem heutigen hellen, ſonnigen Frühlingsmorgen dar. Alles athmete hier Frohſinn und Lebensluſt, und man konnte in dieſer ſchönen Umgebung kaum den Gedanken erfaſſen, daß nur wenige Meilen entfernt der wüthendſte Kampf tobte, Menſchen gegen Menſchen mit ingrimmiger Wuth fochten und das Pflaſter der Straßen von dem Blute vieler Hunderte von Verwundeten und Todten geröthet wurde.

Auch auf Louiſe, ſo wenig ſie ſich ſonſt im Allgemeinen aus dem Genuß der freien Natur zu machen pflegte, und ſo weit ſie ſicherlich von jeglicher Art von Schwärmerei entfernt war, blieb dieſer helle Frühlingsmorgen nicht ohne wohlthätigen Einfluß. Ihr früherer Unmuth legte ſich allmälig immer mehr, ihr ſo ſtrahlendes Auge nahm wieder ſeinen heitern Ausdruck an. Der Zug des Hohnes, der bis dahin ihren feingeſchnittenen Mund umſpielt hatte, ward immer ſchwächer, und in vollen, durſtigen Zügen ſog ihre Bruſt die milde, wonnige Frühlingsluft in ſich hinein. Eine Ruhe, ja ſelbſt Weichheit des Gemüthes, wie ſie ſolche ſeit längerer Zeit nicht mehr gekannt hatte, überkam nach und nach das junge Mädchen. Mit langſamen Schritten, und wie tief ſinnend das klaſſiſch ſchöne Haupt etwas vornüber geſenkt, war ſie nach einer einfach aus weißen Birkenſtämmchen gezimmerten etwas erhöhten Plattform, die am Ende des Parks, wo dieſer in das freie Feld auslief, ſtand, gegangen und hatte dort auf einer Bank ſich niedergelaſſen. Die Sonne ſchien ſo warm gerade auf dieſen Platz, eine grüne Mooswand ſchützte ihn von der einen Seite vor jeder Zugluft, und ſo fand Louiſe den Sitz hier im Freien recht wohlthuend. Zwar zog ſie den koſtbaren, weichen,

echten Cachemir-Shawl, den sie trug — ein Geschenk des galanten Königs Jerôme in Cassel — etwas fester um ihre schlanke Taille, als sie sich niederließ, doch war dies mehr ein Gefühl der Vorsorge, als daß sie sonst wirklich Frost empfunden hätte. Unweit von ihren Füßen hatte sich die weiße Hirschkuh, die ihr bis dahin gefolgt war, auf dem Grase gelagert, und schaute mit ihren dunklen Augen oft die Herrin an, gleichsam verwundert darüber, daß sie am heutigen Tage nicht, wie sonst stets geschah, von deren zierlichen Händen gestreichelt oder mit Brod gefüttert wurde.

Und wie nun Louise hier so saß, da tauchte allmälig eine Fülle von Erinnerungen, an die sie bei dem rauschenden Leben der letzten Jahre kaum mehr gedacht hatte, in ihr auf, und Bilder, die schon längst ihr entschwunden schienen, zogen mit neuen Farben vor ihrer Seele vorüber. Dieser einsame Platz hier war der Zeuge des bedeutungsvollsten Ereignisses ihres bisherigen Lebens gewesen, hier war der Wendepunkt eingetreten, der aus dem zwar lebhaften und feurigen, aber doch unschuldigen Mädchen die frivole Weltdame, die übermüthige Coquette, die sie jetzt geworden, gemacht hatte. Fünf Jahre waren seitdem vergangen, da hatte sie auf dieser Bank ihre letzte Zusammen-

kunft mit Wilhelm, dem Sohne des Bauern Bruhn, der bei dem Inſpector als Lehrling in der Landwirthſchaft ſich aufhielt, gehabt. Es hatte etwas unſchuldig Reines, faſt Unbewußtes in dieſer Liebe gelegen, und das damals noch ſo unverdorbene, ſo eben erſt aus der Kindheit getretene junge Mädchen hatte ſich ſelbſt kaum eine genaue Rechenſchaft über das Unerlaubte, ja Gefährliche derartiger heimlicher Zuſammenkünfte zu geben vermocht. Sie liebte den ſchönen, kräftigen, an Körper und Geiſt ſo hoch über ſeiner ganzen Umgebung ſtehenden Jüngling zwar mit der vollen Gluth ihres feurigen Herzens, aber was aus dieſer Liebe werden, welches Ende ſie hätte nehmen ſollen, darüber vermochte ſie ſich damals keine klare Rechenſchaft zu geben. Es lag ſo viel Keuſches und wahrhaft Jungfräuliches in dieſem ganzen gegenſeitigen Jugendbündniß, daß die Lippen der beiden Liebenden ſich niemals zu einem innigen Kuß vereinigten, obgleich ſie gar oft auf dem abgelegenen Platze ſich getroffen und ſtundenlang Hand in Hand im traulichſten Geſpräche auf eben dieſer Bank neben einander geſeſſen hatten. Für eine ſchwere Sünde hätte damals das junge Mädchen einen ſolchen Kuß gehalten, und der an Jahren ältere Wilhelm war ſtark und rein genug, dies

ſüße jungfräuliche Vertrauen der Geliebten nicht zu entweihen.

Der Kammerherr, den fremde boshafte Zungen von dieſen heimlichen Zuſammenkünften der Tochter unterrichteten, hatte in roher Weiſe ihr geträumtes Glück zertrümmert und damit die innere Unbefangenheit der Tochter für immer vernichtet. Er hatte die beiden Liebenden an eben einem ſolchen ſchönen Frühlingsmorgen des Jahres 1808, wie der heutige war, bei einer Zuſammenkunft auf dieſem Platze überraſcht, und eine furchtbare Scene war damals hier entſtanden. Nicht allein, daß er den frechen Bauerburſchen, wie er Wilhelm nannte, mit den abſcheulichſten Schimpfnamen belegte, hatte er ihn wiederholt auch mit einer Hetzpeitſche geſchlagen, und als der Jüngling, der bis dahin den Vater der Geliebten in ihm geehrt, ſich endlich widerſetzte und mit leichter Mühe den ſchwachen Kammerherrn beſiegte, mit einem Terzerol ſcharf auf ihn geſchoſſen. Die Kugel hatte Wilhelm leicht an der Seite verletzt, der nun, noch ſchnell den erſten und letzten Kuß auf die bleiche Stirn der faſt beſinnungslos daniedergeſunkenen Louiſe drückend, davon geſprungen und ſeitdem in dieſer Gegend niemals wieder geſehen worden war. Die Vorwürfe, welche der in ſeiner Wuth alles Uebrige

vergeſſende Kammerherr nun an die zitternde Tochter gerichtet hatte, waren zum Theil ſo roh und gemein geweſen, daß dieſe ihren ganzen ſchmutzigen Sinn bei ihrer damaligen jungfräulichen Unſchuld kaum verſtand. Der Schleier, der ihr bis dahin ſo Manches verhüllt, ward aber in dieſen Stunden für immer zerriſſen, und aus dem ſchweren Kampfe, der damals in ihrem Innern tobte und ſie auch wochenlang auf das Krankenlager niederwarf, ging ſie als eine ganz Andere wieder hervor. Das Heiligthum ihres Herzens war zertrümmert, und ſie ward von nun an die frivole, coquette Salondame, welche die böſen Eindrücke ihrer Umgebung nur zu willfährig in ſich aufnahm. Eine bittere innere Feindſchaft gegen ihren Vater, den ſie als den Zertrümmerer ihres Glückes betrachtete, war ihr ſeit jenem Tage geblieben. Von Wilhelm, ihrem Geliebten, hatte ſie ſeitdem nie Etwas wieder vernommen, und nur zufällig gehört, daß er ſich als freiwilliger Reiter in einem Cavallerieregiment der engliſch-deutſchen Legion habe anwerben laſſen. Ob er noch lebte, wußte ſie nicht, wie denn überhaupt in den letzten Jahren ihre Gedanken immer ſeltener und ſeltener bei ſeiner Erinnerung verweilt hatten. Am heutigen Morgen trat ſein Bild aber lebhaft wieder vor

ihre Augen, und ein eigenthümliches Gefühl der Wehmuth über das damals entschwundene Glück, und doch auch wieder der Freude, daß ein solch unpassendes Verhältniß sich für immer gelöst hatte, durchzuckte ihr Herz. Ihre Liebe zu dem schönen frischen Bauernsohne war schon längst verblaßt; das fühlte sie jetzt, wo ihre Gedanken sich viel mit ihm beschäftigten, auf's Neue.

Und ein anderes Bild trat mit ungleich frischeren und feurigeren Farben alsbald jetzt vor ihr inneres Auge. Louise war nicht mehr die unschuldige, harmlose Jungfrau, sondern die elegante und frivole Weltdame, die mit der Liebe nur zu oft schon ein frevelhaftes Spiel getrieben hatte, und deren Ruf in dieser Hinsicht schon manche dunkle Flecken besaß, als sie im Winter 1811 einen französischen Ordonnanzofficier, den Capitain Durosay, kennen lernte. Es war ein schöner, mit allen Vorzügen des Körpers wie Geistes reich ausgestatteter junger Mann, der bereits in Deutschland und Spanien auf das Ehrenvollste gekämpft hatte und dem eine glänzende Zukunft im Heere seines Kaisers, von dem er auch schon persönlich ausgezeichnet worden war, bevorstand. Alle Vorzüge wie Fehler eines jungen französischen Officiers im Heere des Kaiserreiches vereinigten

ſich in ſeiner Perſon. Er war muthig, chevaleresque, hielt ſeine militäriſche Ehre als höchſtes Gut unbefleckt, zeigte dabei aber auch mannigfachen Uebermuth, Eitelkeit und eine gewiſſe frivole Anſicht vom Leben. Die Bekanntſchaft mit der ſchönen Louiſe von Dreſſen hatte er am Hofe zu Caſſel, wo er ſich wegen eines militäriſchen Auftrages längere Zeit aufhielt, gemacht und war gleich ſo vielen ſeiner Kameraden von den ſeltenen Reizen des Mädchens hingeriſſen worden. Vor dem Ausmarſch nach Rußland, wo er wegen Ankaufs von Remontepferden die Elbgegenden bereiſen mußte, hatte er ſich auch mehrere Tage als gerngeſehener Gaſt auf dem von Dreſſen'ſchen Schloſſe aufgehalten. Mehr oder minder frivole oder flüchtige Liebesverhältniſſe hatte Louiſe zwar ſchon viele gehabt, ein ſolcher Eindruck aber, wie der Capitain Duroſay ſogleich bei ſeiner erſten Erſcheinung auf ſie gemacht, war ihrem Herzen ſeit dem Tage, wo Wilhelm verſchwand, fremd geweſen. Sie fühlte ihm gegenüber ſeit Jahren wieder zuerſt, was wahre Liebe eigentlich bedeute, ihr bisheriges Treiben kam ihr nichtig und leer vor, und gerade ſeine Erſcheinung war der Hauptgrund, warum ſie damals zu der Eltern größtem Verdruß mehrere glänzende Parthien mit älteren, vornehmeren Be-

werbern ausgeſchlagen hatte. Sie wäre ſich ihrer ſelbſt unwürdig erſchienen, hätte ſie ihre Hand einem andern Manne gereicht, während ihr Herz in feuriger Leidenſchaft für den franzöſiſchen Officier erglühte. Selbſt die Bewerbungen des Königs Jerôme, der ſich damals ungemein eifrig um die Gunſt des ſchönen hannover'ſchen Fräuleins bemühte und ihr die glänzendſten Anerbietungen deshalb machte, ſcheiterten an ihrer Liebe. Das Gerücht wollte damals in Caſſel behaupten, daß die ganz plötzliche Abreiſe des Capitains Duroſay aus dieſer Stadt auf ſpecielle Verwendung des König geſchehen ſei, der ſich auf dieſe Weiſe ſeines begünſtigten Nebenbuhlers hätte entledigen wollen.

Daß Louiſe bei dem Beſuch des Officiers auf Schloß Dreſſen mehrfache geheime Rendez-vous mit ihm gehabt hatte, war allgemein bekannt, wie weit es aber bei dieſen zwiſchen Beiden gekommen ſein mochte, wußte Niemand.

An dem Tage jedoch, wo ſie ſehnlichſt hoffte, daß er mit einer Anfrage wegen einer künftigen Ehe offen hervortreten würde, erſchien er plötzlich mit der Nachricht, daß ihm ein Befehl gekommen ſei, unverzüglich in der nächſten Stunde abzureiſen und ſich als Ordonnanzofficier dem ſchon auf

dem Marſche nach Rußland vorgerückten Corps des Marſchalls Davouſt anzuſchließen. Es war dies ein ſehr ſchmerzlicher Schlag für die ſo bitter getäuſchte Louiſe, ihre roſigen Wangen erbleichten, und ihr ſo eben noch im Liebesglück ſtrahlendes Auge füllte ſich — zum erſten Male wieder ſeit Jahren, mit den bitteren Thränen des Schmerzes. Und doch ahnte ſie nicht Alles. Der Capitain Duroſay, der ſelbſt von Liebesgluth berauſcht war, hatte anfänglich die Abſicht gehabt, um die Hand von Louiſe von Dreſſen zu werben und ſie als ſeine Gattin dann nach Frankreich, wo er einige Beſitzthümer beſaß, heimzuführen. Ein vertrauter Freund und Kamerad in Caſſel, an den er deshalb geſchrieben, hatte ihn aber auf das Dringendſte von dieſem Schritte abgerathen. Er ſchilderte den Charakter des Mädchens in ſo ungünſtigem Lichte, hob ihre Frivolität und Vergnügungsſucht in ſo ſcharfer Weiſe hervor, ja verhehlte nicht, daß ſelbſt auf ihrem ſittlichen Rufe einige dunkle Flecken hafteten, daß der Capitain dadurch in ſeinem Vorhaben ſtutzig wurde. Mit einer derartigen Dame ein Liebesverhältniß zu unterhalten, erlaubten ihm zwar ſeine Grundſätze, ſie aber zur Gattin zu nehmen, dagegen ſträubte ſich ſein Ehrgefühl auf das Entſchiedenſte. Um

auf die ſchnellſte und leichteſte Weiſe ſich dieſes Zwieſpaltes zu entledigen, hatte er ſelbſt insgeheim von Hamburg aus dieſen plötzlichen Befehl, ſchon in den nächſten Stunden abreiſen zu müſſen, ſich erwirkt. So konnte von Heirathsantrag und Eheverſprechen keine Rede mehr ſein.

In Thränen aufgelöſt, warf ſich die ſonſt ſo ſpöttiſche Louiſe beim Abſchied des Capitains an ſeine Bruſt, unbekümmert um die Mißbilligung ihrer Eltern umſchlangen ihre vollen weißen Arme den Hals des ſcheidenden Geliebten, und ihre roſigen Lippen preßten ſich in innigem Kuſſe auf ſeinen Mund. Der von dieſer ſtürmiſchen Aufwallung ihrer Gefühle überraſchte, dabei doch auch wieder gerührte Capitain ſchwur, ſie niemals zu vergeſſen, und ſchenkte ihr in der Scheideſtunde ſein in Paris gemaltes, ſehr ſchönes Miniaturportrait, welches ſie ſeitdem in einem Medaillon fortwährend bei ſich trug. Einige Male hatte der Capitain ſeitdem noch aus Rußland geſchrieben und auch ſeinen Einzug in Moskau gemeldet; nunmehr aber war ſeit Monaten keine Nachricht wieder von ihm gekommen. Ob er noch lebte, oder auf den eiſigen Schneefeldern, wie ſo viele ſeiner Kameraden, den Tod gefunden hatte, oder vielleicht weit an Sibiriens Grenze als Gefangener ſchmachtete, oder

ob er ſich bei den wieder zurückgekehrten Truppen in Frankreich oder Deutſchland befand und ſeine Briefe vielleicht auf den unſicheren Feldpoſten verloren gegangen waren, was ſo häufig geſchah, oder auch, ob er die Geliebte vergeſſen hatte und abſichtlich nicht mehr an ſie ſchreiben wollte, alles dies war möglich, und ihre Gedanken hatten den weiteſten Spielraum, dazwiſchen zu wählen. Und wie oft, wie unendlich oft weilten dieſe bei dem franzöſiſchen Capitain, mit welcher Sehnſucht wünſchte ſie ihn wieder in ihre Arme, wie entzückend malte es ſich ihre Phantaſie aus, in ſeinem vollen Beſitz für immer ſchwelgen zu dürfen!

So waren denn auch am heutigen Morgen, als ſie auf der Bank am äußerſten Ende des Parks ſaß, ihre flüchtigen Gedanken bald wieder bei dem Capitain Duroſay angelangt. Sein Bild, das ihn in der glänzenden, geſchmackvollen Galauniform der kaiſerlichen Ordonnanzofficiere darſtellte, in der Hand haltend, ſaß ſie in tiefe Träumereien verſunken längere Zeit da, unbekümmert um Alles, was in ihrer Nähe vorging. Leiſe Furchen der Sorge und des Kummers durchzogen ſchon wieder ihre ſonſt ſo glatte Stirn, ein Schleier des Betrübniſſes bedeckte ihr feurig ſtrah-

lendes Auge, und ein ſchmerzlicher Zug zuckte um den feingeſchnittenen roſigen Mund.

Ein plötzliches Aufſpringen der ruhenden weißen Hirſchkuh, welche erſchrocken einige Schritte fortlief, riß auch Louiſe aus ihren tiefen Träumereien. Ihr Auge wandte ſich unwillig nach der Urſache dieſer unerwarteten Störung, und ſie ſah, daß unweit von ihrem Sitze ein Mann ſich eiligſt bemühte, den Dornenzaun, der den Park hier von einer Wieſe ſchied, zu überklettern, was ihm auch in dem Augenblick gelang. Und als ſie nun aufſtand, um ſchärfer nach dem frechen Eindringling, der ihr gerade den Rücken zugewandt hatte, hinzuſehen — da erkannte ſie in ihm den Capitain Duroſay. Ein heller Aufruf der Freude erſcholl unwillkürlich aus ihrer Bruſt, dann ſtürzte ſie auf ihn los, um den Geliebten baldigſt an ihr hochklopfendes Herz zu drücken. Doch wie erſchrak ſie ſogleich, als ſie ſah, in welchem Zuſtande der Capitain ſich befand. Eine breite Wunde klaffte über ſeine Backe und war nur oberflächlich mit einem ſchmutzigen Tuche verbunden, aus dem dicke, ſchwarze Blutstropfen hervorquollen. Schmutz, geronnenes Blut und die graue Farbe des Pulverdampfes entſtellten überdies ſein Geſicht faſt bis zur Unkenntlichkeit. Auch ſein linker Arm

mußte verwundet ſein, denn er hing ſchlaff in einer Art von Binde, die in höchſter Eile aus einigen alten Riemen eines Pferdezaumes verfertigt zu ſein ſchien. Der Anzug des Capitains, in einer Felduniform beſtehend, über welche ein grober Bauernkittel gezogen war, ſah äußerſt ſchmutzig, zerriſſen und theilweiſe in Fetzen hängend aus. Seine Mütze ſchien er verloren zu haben, denn um das einſt ſo weiche und lockige, jetzt aber ſtruppig herunterhängende ſchwarze Haar war ein ebenfalls ſehr beſchmutztes buntſeidenes Taſchentuch gebunden.

Nur das Auge der Liebe hatte in dieſem traurigen Zuſtande den Capitain wiedererkannt, und auch Louiſe ſtutzte plötzlich und blieb dicht vor ihm ſtehen, laut in franzöſiſcher Sprache ausrufend:

„Duroſay, Sie hier, was für eine Freude — aber um des Himmels willen, in welchem ſchrecklichen Zuſtande; — was iſt Ihnen denn zugeſtoßen?!“ —

„Welch glücklicher Zufall ließ mich gerade Sie, theuerſte Louiſe, hier finden,“ antwortete der Capitain, ſichtlich über dieſe Begegnung erfreut. „Nun darf ich hoffen, gerettet zu werden, denn Ihre Güte wird mich vor meinen verfolgenden Feinden

beſchützen. Bei dem geſtrigen Kampfe in Lüneburg ward ich an der Seite des Generals Morand, dem ich ſeit unſerer Rückkehr aus Rußland als Adjutant zugetheilt war, zweimal verwundet und dann von den Koſaken gefangen genommen. In der Nacht gelang es mir zu entfliehen, und nun ſuchte ich Ihr Schloß zu erreichen, hoffend, dort einen ſichern Schutz zu finden. Auf meiner Flucht verfolgten mich bewaffnete Bauern; da ich jedoch durch meine Jagdſtreifereien während meines letzten Aufenthaltes hier der Gegend kundig bin, ſo entſchlüpfte ich meinen Verfolgern, und es gelang mir, auf einem Fußwege durch den Bruch hieher zu kommen. Jetzt muß ich mich Ihnen, Louiſe, auf Gnade und Ungnade ergeben, meine Kräfte ſind erſchöpft, meine Wunden unverbunden, ich habe ſeit dem geſtrigen Morgen keine Nahrung zu mir genommen, und ſo kann ich nicht weiter und muß mich meinen Verfolgern überliefern, wenn Sie mir nicht auf einige Tage einen ſichern Verſteck bereiten, wo ich alsdann verſuchen will, mich zu den Truppen des Generals Vandamme durchzuſchleichen."

Und als nun der Capitain in dieſer traurigen Erſcheinung vor dem Mädchen ſtand, und ſein dunkles Auge mit einem ſo bittenden Blick auf

ſie richtete, da vergaß ſie ſogleich ſeine Rückſichtsloſigkeit, daß er ſeit ſeiner Rückkehr nach Deutſchland auch nicht ein einziges Mal an ſie geſchrieben hatte. Die alte Liebe zu ihm erwachte in voller Stärke, und ſie beſchloß, das Aeußerſte für ſeine Rettung zu wagen. Unbekümmert um alles Weitere warf ſie ſich an ſeine Bruſt und ſprach: „Gewiß, ich werde Sie retten, mein theurer Freund, und es ſoll Ihnen Nichts fehlen, was dazu beitragen kann, um Ihren ſchrecklichen Zuſtand zu mildern. Wie beklage ich Sie, mein armer, ſo innig geliebter Duroſay. Doch jetzt kommen Sie fort von hier in den Pavillon, der dort in der Ecke ſteht, zu dem ich glücklicher Weiſe den Schlüſſel bei mir habe. Unſere Leute auf dem Gute ſind leider alle von dieſer verrückten, ſogenannten patriotiſchen Begeiſterung angeſteckt, und ſo muß ich Sie vor den Augen Aller verbergen, denn zu leicht könnte ſich ſonſt ein Verräther finden. Auch daß der Vater vorläufig Ihre Anweſenheit nicht erfährt, halte ich für beſſer.“

Willig überließ ſich der Capitain nun der Leitung ſeiner ſchönen Führerin, der er in lebhafter Weiſe ſeine unverminderte Liebe für ſie verſicherte. Wie gern lauſchte ihr Ohr ſolchen ſüßen Worten, mit welchem Entzücken hing ihr Auge an der Ge-

ſtalt des Geliebten, obgleich dieſe ſonſt augenblicklich mehr abſchreckend als anziehend ausſah.

Unweit von der Stelle, wo die beiden Liebenden ſich getroffen hatten, ſtand ein kleiner Gartenpavillon, den der Kammerherr dort hatte erbauen laſſen, damit er nöthigenfalls Schutz bei einem ſchnell eintretenden Unwetter darin finden könne. Das Mobiliar deſſelben beſtand zwar nur aus einem einfach aus Rohr geflochtenen Sopha, einem Tiſch und einigen Stühlen, bot alſo dem Verwundeten weiter keine Bequemlichkeit dar; doch war er ſonſt hier ſicher und vor den Augen neugieriger Späher ſo ziemlich verborgen.

„Jetzt will ich eiligſt Speiſe und Trank, Leinwand zum Verbinden und wo möglich eine Decke zum Ausruhen für Sie herbeiſchaffen," ſprach Louiſe, nachdem ſie den Capitain in den Pavillon geführt, wo er ſogleich im Zuſtande äußerſter Erſchöpfung auf das Sopha niederſank.

Mit der ſchnellen Beſonnenheit und großen Geiſtesgegenwart, welche das in ſo vieler Hinſicht äußerſt reich begabte Mädchen auszeichneten, eilte ſie nun in das Schloß zurück, um das Nöthige zu beſorgen. Auf dem Wege dahin überlegte ſie die nöthigen Maßregeln, welche ſie ergreifen mußte, um den Capitain vor den Augen Aller auf einige

Tage zu verbergen. Sie erkannte zwar sehr gut die vielen Schwierigkeiten, welche sich diesem Plane entgegenstellen würden, hoffte aber, solche, wenn das Glück sie nur einigermaßen dabei begünstigte, zu besiegen. Sehr zu Statten kam es ihr jetzt, daß ihre Wohnung, aus einem Wohn- und einem Schlafzimmer mit der daran stoßenden Kammer ihrer vertrauten Kammerjungfer bestehend, im ersten Stock des Schlosses lag und durch eine Nebentreppe von der Seite aus leicht zu erreichen war, ohne daß man die große Hausflur zu betreten brauchte. So schlüpfte sie auch, von Niemandem gesehen, jetzt in ihr Zimmer zurück. Ihre Kammerjungfer mit in das Geheimniß zu ziehen, war zwar unumgänglich nothwendig, doch besaß diese ihr unbedingtes Vertrauen und hatte ihrer Herrin schon wiederholt bei verschiedenen Liebesintriguen und heimlichen galanten Abenteuern sehr geschickt beigestanden. Das Mädchen, eine geborene Casselerin, war dem hübschen, stets heitern Capitain Durosay, der sie so oft scherzend über ihre vollen rothen Backen gestreichelt und mitunter auch durch ein blankes Fünffrankenstück als Trinkgeld erfreut hatte, dazu immer besonders zugethan gewesen, und erklärte sich jetzt sogleich sehr bereit, dem Fräulein bei seiner Rettung nach

beſten Kräften beizuſtehen, als dieſe ihr in kurzen haſtigen Worten die ganze Begebenheit mittheilte. Unter dem Vorwande, das Fräulein bedürfe den Wein zur Bereitung einer Haarpommade, mußte Liſette ſich vom Koch ſchnell eine Flaſche Bordeaux verſchaffen, eben ſo auch einiges Backwerk und kalten Braten beſorgen. Die Kammerjungfer verbarg dieſe Sachen in ihren Taſchen, Louiſe ſuchte eine leichte, aber warme ſeidene Decke, um den Leib gebunden, unter ihrem Mantel zu verbergen, Taſchentücher zum Verbinden der Wunde, Scheere und Nadeln und ein Töpfchen mit Wundbalſam wurden ebenfalls mitgenommen, und nun machten ſich Beide in möglichſter Eile wieder auf den Weg nach dem Pavillon. Da es gerade die Mittagszeit war, wo die Dienſtboten und Arbeiter bei ihrer Mahlzeit ſaßen, ſo gelang es Louiſe mit ihrer Zoſe, den Pavillon zu erreichen, ohne irgend einem Menſchen, dem ſie bei dieſem Gange gar leicht hätte Verdacht einflößen können, zu begegnen. Wie klopfte ihr das Herz, als ſie nach dem mit möglichſt ſchnellen Schritten, ſo daß ihr die Zoſe kaum dabei folgen konnte, zurückgelegten Gange wieder die Thür des Pavillons, der jetzt das Theuerſte, was ſie auf dieſer Erde beſaß, enthielt, öffnete. Die äußerſte Erſchöpfung aller ſeiner

Kräfte hatte den Capitain in einen leichten Schlummer verſinken laſſen, aus dem er jedoch ſogleich erſchrocken auffuhr, als das Fräulein und ihre Begleiterin in den Pavillon eintraten.

Das Wichtigſte ſchien es jetzt zunächſt zu ſein, ſeinen Appetit zu ſtillen und dadurch ſeine Kräfte zu ſtärken, und ſo mußte Liſette denn ſogleich ihre Taſchen leeren. Mit dem wüthenden Hunger eines Mannes, der über vierundzwanzig Stunden vollſtändig gefaſtet hat, verzehrte der Capitain die mitgebrachten Speiſen, und ein unendliches Wohlbehagen belebte ſein Geſicht, als der feurige und dabei doch ſo milde Bordeauxwein durch ſeine Kehle glitt. Wie freudig ſah Louiſe dieſem Anblick zu, wie lächelten ihre Züge bei dem Bewußtſein, dem Geliebten dieſe Erquickung verſchafft zu haben! Der Wein hatte auf wunderbare Weiſe ſogleich wieder die Lebenskraft des franzöſiſchen verwundeten Kriegers neu geſtärkt, ſein bis dahin noch ſo mattes Auge wurde lebendiger, ein Lächeln kehrte auf ſein Geſicht zurück, und trotz ſeines erbärmlichen und ſelbſt gefährlichen Zuſtandes vermochte er es, einige leichte Scherzworte zu ſprechen, und ſein Ausſehen, das er in einem kleinen, im Pavillon hängenden Spiegel betrachtet hatte, ſelbſt zu verſpotten. Das Nächſte war nun,

ſeine Wunden, bei denen, wie der Capitain ſelbſt ſagte, glücklicherweiſe keine Knochen verletzt waren, einigermaßen zu verbinden. Eine prüde Ziererei wäre hier an der unrechten Stelle geweſen und lag auch überhaupt dem ganzen Weſen von Louiſe ſehr fern, und ſo entſchloß ſie ſich ohne die mindeſte Bedenklichkeit, die Armwunde, die in einem ziemlich tiefen Hieb über die Achſel beſtand, zuerſt mit Waſſer, was Liſette, in Ermangelung eines andern Gefäßes, in der inzwiſchen geleerten Weinflaſche herbeiholen mußte, von dem geronnenen Blute zu reinigen, ein Pflaſter mit der Wundſalbe darüber zu legen, und um das Ganze dann einen Verband, der aus zerſchnittenen Taſchentüchern zuſammengenäht wurde, zu befeſtigen. Zwar pochte ihr Herz etwas heftiger, ihr Auge erglühte und ihre Hand zitterte ein wenig, als die weiße, kräftige Schulter und ein Theil der nackten Bruſt des Geliebten jetzt vor ihren Blicken enthüllt waren, und ihre Finger ſein warmes Fleiſch häufig berühren mußten; doch verrichtete ſie ihr Geſchäft im Uebrigen nach der Anleitung des Officiers, der, wie faſt alle gedienten Krieger der damaligen franzöſiſchen Armee, im Verbinden von Wunden mannigfache Erfahrung beſaß, vortrefflich. Nach dem Verband der Armwunde kam

der klaffende Hieb auf der linken Backe an die Reihe. Auch hierbei benahm ſich Louiſe ſehr geſchickt und umſichtig, und vollendete ihr Geſchäft den Umſtänden nach ſchnell und gut. Der Capitain, der trotz der Schmerzen, die er ſichtlich bei ſeinen Wunden erlitt, doch jetzt ſeinen alten Humor wiedergewonnen hatte, machte bei dieſem ganzen Geſchäft wiederholt ſeine Späße, die bei Liſetten oft ein lautes Gelächter, bei Louiſen aber wenigſtens ein leiſes Lächeln hervorbrachten. Jetzt, wo ſein Geſicht von Blut und Schmutz gereinigt, ſeine Wunde mit einem feinen weißen Tuche ordentlich verbunden und der Ausdruck ſeiner Züge durch die wiedergewonnene Kraft und den genoſſenen Wein neu belebt war, ſah er ſchon ungleich ſtattlicher als früher, wo er über den Parkzaun kletterte, aus. Nur ſein Anzug ſah äußerſt zerriſſen und beſchmutzt aus, doch war wenigſtens für den Augenblick keine Möglichkeit vorhanden, ihm eine andere Kleidung zu verſchaffen.

Sehr gern hätte Louiſe noch längere Zeit bei dem ihr ſo plötzlich wiedergegebenen Geliebten verweilt, doch mußte ſie jetzt eilig aufbrechen, um an der um vier Uhr ſtattfindenden gemeinſamen Mittagstafel nicht zu fehlen und dadurch ſogleich Verdacht zu erregen. Mit dem Verſprechen, am

Abend wieder zurückzukehren und dann wo möglich den Capitain in einen ſichern Schlupfwinkel zu führen, ſchied ſie unter warmem Händedruck von ihm. In dem Pavillon, der ohne Fenſterladen war, konnte er nicht länger bleiben, da jeder zufällig Vorübergehende ihn dort leicht entdeckt hätte, und ſchon in der nächſten Nacht die Flucht zum Corps des Generals Vandamme anzutreten, erlaubte ihm der Zuſtand ſeiner Wunden nicht. Zwar wußte das Fräulein noch nicht, wo ſie für den Geliebten einen ſichern und dabei einigermaßen bequemen Verſteck auffinden ſollte, doch hoffte ſie, daß es ihrem erfinderiſchen Geiſte gelingen würde, einen ſolchen zu entdecken.

Das gemeinſame Mittagsmahl, bei dem Louiſe ſich ziemlich zerſtreut und theilnahmlos zeigte, verging bei Allen in unbehaglicher Stimmung. Der Kammerherr hatte im Laufe des Vormittags noch nähere Einzelheiten über die gänzliche Niederlage des Morand'ſchen Corps in Lüneburg erfahren, und dies gerade nicht dazu beigetragen, ſeine üble Laune zu verbeſſern. Dazu waren ihm von einigen fremden Bauern, denen er auf einem Spazierritt begegnet war, verſchiedene Schimpfworte, als: „franzöſiſcher Spion" und „Franzoſenhund, der es nur mit den Fremden" halte, nachgerufen worden.

Er wußte, daß er bei dem Landvolke der Umgegend gar nicht beliebt war, und in dem allgemeinen Verdacht ſtand, ein Anhänger der Franzoſen zu ſein. Da die allgemeine Stimmung in Folge des Lüneburger Sieges jetzt eine ſehr aufgeregte geworden, ſo konnte er manche Unannehmlichkeiten befürchten. „Ich muß wahrhaftig meinen Namen durch irgend eine patriotiſche That hier wieder mehr populär zu machen ſuchen und deshalb an der allgemeinen Schwindelei Theil nehmen, wir haben ſonſt ſogar zu befürchten, daß uns eine Rotte von dieſem Geſindel plötzlich auf den Hof rückt und im Namen der deutſchen Freiheit und Unabhängigkeit alle möglichen Exceſſe verübt," ſagte er mit ſpöttiſchem Lächeln zu Gattin und Tochter. „Ich will nur morgen früh hundert Flaſchen Wein — die beſte Sorte braucht es gerade nicht zu ſein, nach Lüneburg in das dortige Lazareth für die verwundeten Preußen und Ruſſen ſenden, und mich erbieten, einige Dutzend Verwundete bis zu ihrer völligen Wiederherſtellung bei mir zu verpflegen. So Etwas macht gehörigen Eclat und giebt mir ein beſſeres Renommé. Du Louiſe, kannſt Dir auch nur ein Kleid mit preußiſchen oder ruſſiſchen, oder ich weiß nicht, ob auch ſchon ſogenannte gemeinſame deutſche Farben er-

funden ſind, zurecht machen laſſen. Es iſt nur das Unangenehme, daß wir blamirt ſind, wenn die Franzoſen den Sieg wieder erfechten und bei uns die Herren bleiben ſollten. Nun, wir müſſen uns dann mit dem Drang der Umſtände und meiner Schutzloſigkeit der übelgeſinnten Volksmenge gegenüber zu entſchuldigen ſuchen. Alſo merkt es Euch, meine Lieben, von heute an iſt Alles bei mir wahrhaft deutſch und antifranzöſiſch geſinnt, wir ſchelten Alle auf Napoleon als einen blutdürſtigen Tyrannen, nennen ihn einen ungeſchickten Tölpel, und behaupten mit Zuverſicht, daß die Buxtehuder Schützengilde ein ungleich kriegeriſcheres und tapfereres Corps als die alte franzöſiſche Kaiſergarde ſei, und Letztere ohne Zweifel in die Pfanne hauen würde, wenn dieſe es wagen ſollte, gegen ſie zu kämpfen," ſpöttelte er weiter. Auch ſonſt ſuchte er ſeiner gereizten Stimmung durch viele ſarkaſtiſche Bemerkungen gegen die Tochter noch Luft zu machen, doch war dieſe jetzt viel zu zerſtreut und einſilbig, um dem Vater, wie ſie es ſonſt liebte, mit gleicher Münze wieder zurückzuzahlen. Die Kammerherrin kam bei dieſen Tiſchgeſprächen ſtets ſehr wenig in Betracht, denn ſie zog es bei allen Mahlzeiten vor, lieber mehr zu eſſen, als zu ſprechen. Außer kurzen Bemerkungen über die Güte der

Speiſen und ſonſtige Gegenſtände, die im Bereich der Kochkunſt lagen, nahm ſie an der allgemeinen Unterhaltung ſtets nur einen ſehr geringen Antheil.

Unter dem Vorwande, von ſtarkem Kopfweh geplagt zu ſein, eilte Louiſe möglichſt bald wieder auf ihr Zimmer zurück, um dort ihren Gedanken nachzuhängen und ungeſtört über einen geeigneten Verſteck für den Geliebten zu ſinnen. Sie hatte anfänglich die Abſicht gehabt, ſich dem Vater zu entdecken und um deſſen Beiſtand zu bitten; nach den Aeußerungen, welche dieſer aber beim heutigen Mittagstiſch gethan, wagte ſie jetzt dies nicht mehr. Bei deſſen ſelbſtſüchtiger, falſcher Geſinnung mußte ſie befürchten, daß dieſer entweder ohne Weiteres dem Capitain einen heimlichen Zufluchtsort verweigerte, oder ſelbſt deſſen Anweſenheit den verbündeten Truppen verrathe, um dadurch einen recht auffälligen Beweis ſeiner jetzigen deutſchen Geſinnung zu geben. Sie kannte ſeine niedrige Charakterloſigkeit zu gut, um nicht das Schlimmſte von ihm zu erwarten, und ſo wäre es ihr jetzt unmöglich geweſen, ihr ſüßes und dabei doch wieder ſo ſchweres Geheimniß ihm zu verrathen.

So ſehr Louiſe nun auch im Verein mit ihrer Kammerzofe ſann, es wollte ihr nicht gelingen, für den verwundeten Capitain im Schloſſe einen

andern ſichern und bequemern Schlupfwinkel zu ermitteln, als in ihrem eigenen Zimmer. Hatte er in nächtlicher Stunde dieſe erſt unbemerkt erreicht, ſo war er ſicher, denn ihre Gemächer betrat außer Liſetten niemand Anderes, und ſie konnte jedem fremden Zutritt dort wehren. Auch vermochte ſie dem Capitain alle möglichen Bequemlichkeiten in ihrer Stube zu bereiten, und ſie wollte ſich es ſelbſt kaum eingeſtehen, daß es viel bei ihr für dieſen Plan ſprach, ungeſtört lange Stunden in ſeiner Nähe zu verweilen. Auf der andern Seite verhehlte ſie es ſich jedoch auch nicht, daß im Fall der Entdeckung für ſie eine große Gefahr dadurch entſtehe. Wurde es irgendwie bekannt, daß der Capitain Duroſay mehrere Tage in ihrem eigenen Zimmer heimlich verborgen geweſen ſei, ſo war ihr guter Ruf für immer unrettbar vernichtet, und es blieb ihr nichts Anderes übrig, als ihr väterliches Schloß, ja ihre Heimath gänzlich zu meiden; darüber täuſchte ſie ſich weiter keinen Augenblick. Doch was lag ihr an Gefahr, Verluſt des guten Rufes, Zorn ihrer Eltern, wenn ſie nur um dieſen Preis den Geliebten zu retten vermochte! Gerade die Gefährlichkeit dieſes Planes reizte den kühnen, und dabei jetzt von wilder Leidenſchaftlich-

keit entflammten Sinn des schönen Mädchens, und sie war bald zu dessen bestimmter Ausführung fest entschlossen. Zwar versuchte Lisette verschiedene Einwendungen hiergegen zu machen, doch ein festes „Es soll so sein, ich will es," schnitt jedes fernere Gespräch darüber sogleich ab. Hatte ihre Gebieterin dies erst einmal gesagt, so war jede weitere Einwendung dagegen vollkommen überflüssig; dies wußte die Zofe schon aus vielfacher Erfahrung.

Wie langsam verschwanden dem Fräulein jetzt die Stunden bis zu dem Augenblick, wo sie wieder zu dem Capitain hineilen konnte. Sie wußte vor innerer Unruhe kaum, was sie beginnen sollte, und mußte doch beim Thee, den sie stets in Gesellschaft der Eltern einzunehmen pflegte, äußerlich gefaßt und gleichgültig erscheinen, um nicht irgendwie den Verdacht des stets schlauen und argwöhnischen Kammerherrn zu erregen. Es war seit einiger Zeit sehr einsam auf dem Schlosse, denn die zahlreichen Gäste, die sonst gewöhnlich dessen weite Räume zu beleben pflegten, fehlten gänzlich. Die Familien des umwohnenden Landadels waren theils durch die Kriegsunruhen zu Hause gefesselt, theils mochten sie auch gerade jetzt mit dem Kammerherrn, dessen französische Gesinnung bisher

ziemlich bekannt war, nicht gern mehr allzugenau verkehren. Der beſſere Theil derſelben hatte ohnehin in den letzten Jahren das Schloß, trotz der vielen großen Annehmlichkeiten, die es ſonſt in ſocialer Hinſicht darbot, mehr gemieden, da ihnen der dort herrſchende frivole Ton nicht ſonderlich gefallen konnte. Die vielen franzöſiſchen und weſtfäliſchen Officiere und höheren Beamten, die ſonſt hier ſtets ſo zahlreich verſammelt waren, fehlten aber natürlich jetzt ebenfalls gänzlich. Um die Langeweile des Familienlebens zu verſcheuchen, ſpielte der Kammerherr gewöhnlich mit ſeiner Tochter einige Stunden Schach, und dies geſchah auch am heutigen Abend wieder. Louiſe, ſonſt eine ſehr geſchickte und eifrige Spielerin, ſpielte aber diesmal ſo ſchlecht und zerſtreut, daß er hintereinander drei Parthien gewann, was ihn erſichtlich in eine beſſere Stimmung, als er ſolche am ganzen heutigen Tage gehabt hatte, verſetzte. Er neckte zwar die Tochter mit ihrem ſchlechten Spiel, doch dieſe ſchützte noch ihre Kopfſchmerzen vor, bis ſie endlich um elf Uhr, die gewöhnliche Stunde des Auseinandergehens, in ihr Zimmer eilen konnte. Liſette hatte inzwiſchen in ihrer Kammer ein bequemes Bett für den verwundeten Capitain bereitet, für ſich ſelbſt aber ihr Lager in dem Schlafzimmer

des Fräuleins aufgeſchlagen. Auch einen möglichſt großen Vorrath von guten Speiſen und Getränken hatte die ſchlaue Zofe auf das Geheiß ihrer Gebieterin unter verſchiedenen Vorwänden heimlich auf das Zimmer gebracht.

Die mitternächtliche Stunde hatte bereits auf der Schloßuhr geſchlagen, als Louiſe ſich mit ihrer Zofe auf den Weg machte, um den Capitain Durofay aus ſeinem Pavillon abzuholen. Beide waren in dunkle Kleider gehüllt, und das Mädchen hatte eine kleine angezündete Blendlaterne unter den Mantel verſteckt. Ohne weiter bemerkt zu werden, gelangten ſie aus dem Hauſe und in den Garten. Es war eine dunkle, aber ſonſt milde Aprilnacht; düſtere, Regen verkündende Wolken umhüllten den Schein des Mondes und ließen nur ſo geringes Licht hindurch, daß es wirklich ſchwer hielt, die einzelnen Wege im Garten und ſpäter zwiſchen den vielen Baumgruppen des Parks mit dem Auge zu erkennen. Eine lautloſe Stille herrſchte in der Natur, nur bisweilen durch den ſchaurig unheimlichen Klageruf einer großen Ohreule, die in der Nähe auf einem hohen Baume ſitzen mußte, unterbrochen. Louiſe, deren muthiges Herz weder Furcht, noch irgendwie Aberglauben kannte, achtete nicht im

Mindeſten hierauf, ihre Gedanken weilten nur bei dem Geliebten, und ſo ſchnell es die Dunkelheit erlaubte, eilte ſie fort. Vor Furcht zitternd, und bei jedem neuen Wehruf der Eule ängſtlich zuſammenſchauernd, folgte ihr Liſette. Wie gern wäre ſie von dieſem Gange fortgeblieben, und nur Anhänglichkeit und auch wieder Reſpect vor ihrer Gebieterin vermochten ſie, dieſer zu folgen. Im Wildparke, den ſie ganz durchſchreiten mußten, denn der Pavillon lag faſt eine halbe Stunde weit vom Schloſſe entfernt, ruhte das Wild größtentheils im Schatten der Bäume. Mitunter ward hier wohl ein ſtarker Hirſch von dem ungewohnten Geräuſch der Tritte aufgeſchreckt, ſo daß er aufſprang. Selbſt die muthige Louiſe hielt unwillkürlich faſt einige Male ihre Schritte an, wenn die Geſtalt des großen Thieres mit dem breiten, mächtigen Geweih im Halbdunkel dicht vor ihr auf dem Wege ſtand und erſt langſam dann zwiſchen den Bäumen verſchwand. Auch ſonſt war in dieſem, von zahlreichen Thieren belebten Theile des Parks mehr Geräuſch, als in dem ſtillen, eigentlichen Garten. Mit ſchwerem Flügelſchlag flog mitunter ein aufgeſcheuchter Rabe oder ein anderer großer Vogel von einem Baumwipfel zum andern, es huſchte häufig leiſe durch

die Büſche, und verſchiedene Laute, die am Tage gar nicht beachtet werden, die aber in der nächtlichen Einſamkeit für ein furchtſames Ohr etwas Unheimliches hatten, wurden hörbar.

Schon waren die Beiden dicht am Pavillon angelangt, als die Kammerzofe, die bei dieſer nächtlichen Wanderung immer furchtſamer ward, plötzlich einen leiſen Angſtſchrei ausſtieß und, ihre Herrin am Mantel zupfend, dieſer zuflüſterte: „Sehen Sie — gnädiges Fräulein — dort hinter dem großen Baume ſteht ein Menſch.“

„Wo denn, Du Närrin, die Furcht läßt Dich dies nur ſehen — ich kann Nichts erkennen,“ antwortete Louiſe unwillig, und da eine düſtere Wolke gerade in dem Augenblick das ſchwache Licht des Mondes noch mehr verdunkelte, ſtrengte ſie vergeblich ihr ſonſt ſehr ſcharfes Auge an, ohne nur das Mindeſte bemerken zu können.

„Es iſt Nichts, Du ſchrickſt vor jedem Schatten zurück, halte mich mit ſolchen Albernheiten nicht ferner auf,“ ſprach ſie unwillig im Fortgehen noch weiter.

„Gewiß, gnädiges Fräulein, meine Seligkeit will ich darauf verſchwören, daß ich dort hinter dem Baume einen Mann habe ſtehen ſehen. Er hatte ſo Etwas wie eine Flinte oder einen langen

Stock in der Hand," flüsterte die vor Furcht halbtodte Zofe.

Ohne weiter darauf zu achten, schloß Louise schnell die Thür des Pavillons, bei dem sie jetzt angekommen waren, auf und trat ein, und auch Lisette folgte ihr eiligst; denn in ihrer Furcht fühlte sie sich in der Gesellschaft des französischen Officiers ordentlich sicherer. Der Capitain Durosay lag jetzt, von heftigem Wundfieber geschüttelt, auf dem etwas kurzen und unbequemen Sopha des Pavillons, fuhr aber sogleich auf, als das Licht der Blendlaterne, die von der Zofe jetzt hervorgezogen und geöffnet wurde, sein an die tiefe Finsterniß gewöhntes Auge traf.

„Und Sie kommen wirklich, meine schönste Louise, Sie rettender Engel meines Lebens, jetzt in dieser Nacht noch zu mir, um mir armen Blessirten Hülfe zu bringen! — Wie werde ich Ihnen jemals alle diese unendliche Güte vergelten können," sprach der Capitain, indem er, sich von seinem Lager erhebend, Louise zärtlich die Hand küßte.

„Mein theurer Gaston, welches Opfer brächte ich nicht gern für Sie," antwortete das von Leidenschaft entflammte Mädchen, einen heißen Kuß auf die bleiche Stirn des Geliebten drückend. — „Doch

nun kommen Sie, — ich habe in meinem Zimmer einen behaglichen und ganz ſichern Verſteckplatz eingerichtet, da will ich Sie recht pflegen, daß Sie bald wieder ſo weit hergeſtellt werden, um Ihre Weiterreiſe fortſetzen zu können," ſprach ſie weiter und hüllte dabei vorſorglich den von Fieber geſchüttelten Geliebten in ihr eigenes warmes Umſchlagetuch, um ſo ihn beſſer vor der rauhen Nachtluft zu ſchützen.

Den Capitain, der vor Fieber und Blutverluſt ſo mitgenommen war, daß ſeine Schritte mitunter etwas ſchwankten, ſorgſam am Arme führend, trat das Fräulein bald den Rückweg nach dem Schloſſe an. Wiederholt mußte der Franzoſe unterwegs kurze Zeit raſten, da er noch zu ſchwach war; doch erreichten Alle ohne weitere Störungen glücklich das Schloß, und ſchlüpften auch heimlich in die Gemächer des Fräuleins, ohne von ſpähenden Augen bemerkt zu werden. Auf das weiche Lager, welches ihm in der Kammer der Zofe bereitet war, ſank der Verwundete bald nieder und fiel in den feſten Schlaf der äußerſten Erſchöpfung. Nicht ſo wohl war es ſeiner Retterin, denn die verſchiedenen Scenen des heutigen Tages hatten ihre Nerven ſo ſehr aufgeregt, daß der Gott des Schlummers die müden Augen noch mehrere Stun-

den läng nicht ſchließen wollte. Unruhig wälzte ſie ſich auf ihrem Lager hin und her, bange Sorgen, wie ihr jetziges Abenteuer zuletzt enden, und ob es ihr wirklich gelingen würde, den Geliebten unbemerkt zu retten, wechſelten in ihrer Bruſt mit freudigen Hoffnungen. Das Blut rollte feuriger ihr durch die Adern, wenn ſie dachte, daß der Mann, den ſie mit voller Gluth liebte, jetzt nur wenige Schritte von ihr, und nur durch eine dünne Tapetenthür getrennt, verweilte, und ſchneller als je fühlte ſie ihr Herz jetzt ſchlagen. Und da endlich, nach mehreren ſchlaflos verbrachten Stunden, als ſchon das erſte Tageslicht durch die Vorhänge der hohen Schloßfenſter zu ſchimmern begann, auch ſie der Schlummer umfing, welche gaukelnde Träume umſpielten ſie dann, und zeigten verführeriſch ihr Bilder, die in der Wirklichkeit leider noch ſo weit entfernt waren. Schlimme Stürme und böſe Auftritte, die ſie jetzt noch gar nicht ahnte, ſtanden ihr ſchon in den nächſten Stunden bevor.

Die Zofe hatte im Parke nur zu recht gehabt, als ſie einen Menſchen hinter einem Baume ſehen wollte. Ein im vorigen Herbſte wegen Trunkenheit und ſonſtiger ſchlechter Streiche vom Kammerherrn fortgejagter Jägerburſche, der ſich jetzt

arbeitslos in der Gegend umhertrieb, war in den Park geſchlichen, um wo möglich dort Wilddieberei zu treiben. Das plötzliche Erſcheinen der beiden Frauen hatte ihn ſo erſchreckt, daß er ſich hinter einen Baum verbarg, dort das Weitere abzuwarten. Zu ſeinem größten Erſtaunen erkannte er an der Stimme ſogleich die Tochter des Kammerherrn. Er konnte von Außen Alles, was in dem von der Laterne erhellten Pavillon vorging, bemerken, und erkannte bald an der Uniform in dem dort verborgenen Manne einen franzöſiſchen Officier, und wie er ſchärfer hinſah, in dieſem den Capitain Duroſay, der ihm von ſeinem Beſuche im Schloſſe her noch perſönlich bekannt war. Leiſe in einiger Entfernung nachſchleichend, ſah er nun, wie eben dieſer Capitain heimlich in das Schloß gebracht wurde. Von Rachſucht gegen ſeinen frühern Herrn, wie gegen das Fräulein, die ihn einſt ſehr hochmüthig behandelt hatte, getrieben, eilte er fort, um die Nachricht, daß der Kammerherr von Dreſſen einen franzöſiſchen Officier und Spion heimlich in ſeinem Schloſſe verſteckt halte, überall zu verbreiten. Der Jägerburſche fand in einigen Dorfſchaften leicht Gehör, als er zu einem Zuge gegen das Schloß aufforderte, um den dort verſteckten Franzoſen zu fangen, und ſchon gegen Mittag zog

ein wilder Haufen von fünfzig bis sechszig Leuten unter lärmendem Geschrei dahin ab. Es waren größtentheils nicht die besten, sondern eher die schlechtesten oder, richtiger, unruhigsten Bewohner der nächsten Dörfer, die sich zu diesem Zuge zusammengethan hatten. Arbeitslose Tagelöhner, sich müssig umhertreibende Knechte, vielfach bestrafte Holz- oder Wilddiebe bildeten das Hauptcontingent desselben. Gar manche Kerle waren darunter, denen es weniger um die Ergreifung des Franzosen zu thun war, als weil sie hofften, daß sie bei dieser Gelegenheit auch auf dem Schlosse ungestraft plündern oder doch sonst allen möglichen Unfug verrichten dürften. Diesem wilden Troß hatten sich übrigens auch manche bessere und gesittetere Tagelöhner und Bauern, theils aus Neugier, theils aber auch in der löblichen Absicht, um allzugroben Unfug zu verhindern, mit angeschlossen. Was nur an Waffen in den nächsten Haidedörfern aufzutreiben war, wurde von diesem buntscheckigen Haufen, zu dessen Führer sich anfänglich der entlassene Jägerbursche aufwerfen wollte, bei dem bessern Theil aber auf einen sehr entschiedenen Widerstand stieß, mitgeschleppt. Alte Flinten, die seit vielen Jahren nicht mehr gebraucht und vom Rost ganz zerfressen waren, Dreschflegel,

Miſtharken, derbe Knüppel, kurz Alles, was nur irgendwie zur Vertheidigung oder zum Angriff zu dienen vermochte, konnte man in den Händen der Leute ſehen. In einer Schenke, die ungefähr eine halbe Stunde vom Schloſſe lag, ward Halt gemacht, und dabei zur Stärkung von vielen Kerlen ſo viel Branntwein vertilgt, daß ſie zum Theil mehr oder minder betrunken, und dadurch zu allem möglichen Unfug noch mehr aufgelegt wurden.

Mit lautem Gejauchze und rohem Gebrüll kam ungefähr um die Mittagszeit der ganze Haufen nach dem Schloßhofe des Kammerherrn von Dreſſen angezogen. Schon hatten mehrere ſeiner Dienſtboten den Beſitzer von dem Herannahen dieſer Bande benachrichtigt, und obgleich ihm der nächſte Grund dieſes höchſt unwillkommenen Beſuches, nämlich das Verſtecken des Capitains Duroſay in ſeinem Hauſe, nicht bekannt war, ſo fürchtete er doch wegen ſeines Rufes, ein Freund der Franzoſen zu ſein, das Schlimmſte.

„Aha, die Canaille rührt ſich früher, als ich dachte, und der deutſche Patriotismus fängt an ſeine Heldenthaten gegen Unbewaffnete zu verrichten,“ ſprach er mit giftigem Hohne, als er von einem höhern Fenſter des Schloſſes aus das Herannahen des Zuges bemerkt hatte. „Wahr-

haftig, der betrunkene Schurke, den ich als Jäger hatte und im vorigen Jahre fortjagte, ſcheint der Führer der Bande zu ſein. »Fürwahr, eine würdige Heldenſchaar des freien einigen Deutſchlands,“ fuhr er weiter fort, und überlegte dann, auf welche Weiſe er die ihm drohende Gefahr am Beſten, wenn auch nicht verhindern, ſo doch wenigſtens vermindern könne. Es fehlte dem Kammerherrn nicht an Geiſtesgegenwart und gewiſſermaßen auch nicht an Muth, obgleich er im Allgemeinen gerade keinen perſönlichen Kampf liebte, und ſo ſah er ein, daß es am Beſten ſein würde, dem Haufen freundlichſt entgegen zu gehen und wo möglich durch Spenden von Lebensmitteln und ſtarken Getränken, oder auch von Geld, die einzelnen Leute zu beſänftigen. Den Gedanken an einen bewaffneten Widerſtand, den er einen Augenblick gehegt hatte, verwarf er ſogleich wieder, da er ſah, daß es ihm an Mitteln dazu gänzlich fehlte. Nur auf ſeine Bedienten und ſonſtigen perſönlichen Dienſtboten, etwa acht bis zehn an der Zahl, durfte er mit einiger Zuverſicht rechnen. Die Knechte und Tagelöhner in ſeiner Gutswirthſchaft hegten entweder nicht die mindeſte Anhänglichkeit gegen ihn, oder hatten auch ſchon ihren Haß gegen die Franzoſen und ihre Freude über die

Siege der Deutſchen wiederholt ſo laut geäußert, daß man über ihre Geſinnungen weiter nicht im Zweifel ſein durfte. „Wären nur ſo einige Dutzend franzöſiſche Gensdarmen hier, wie wollte ich mich freuen, wenn dieſe das Geſindel zuſammenhieben, während ich jetzt den Halunken nur gute Worte geben und ſie mit Allem, was Küche und Keller enthalten, bewirthen muß," murmelte er vor ſich hin, indem er in die Wirthſchaftsräume ging und der Wirthſchaftsmamſell Befehl ertheilte, „für die lieben Gäſte ja Speiſe und Trank in Hülle und Fülle bereit zu halten."

Mit noch größerem Schreck, als der Vater, ſah Louiſe den wilden Haufen gegen das Schloß anrücken. Sie beſorgte, daß irgend ein ungünſtiger Zufall trotz aller Vorſicht vielleicht doch die Anweſenheit des Capitains Duroſay verrathen hätte, und fürchtete nun das Schlimmſte für den Geliebten. Und doch zeigte ſie ſich jetzt muthig und gefaßt, und gebot der weinenden und klagenden Kammerzoſe, dem Officier kein Wort von der ihm drohenden Gefahr zu ſagen und ihn nicht im Mindeſten vorzeitig zu beunruhigen. Da die Fenſter des Zimmers, in dem er lag, nach dem Garten gingen, ſo hatte er bisher von dem ganzen Lärm nicht das Mindeſte gehört. Die ungeſtörte Ruhe

und die ſorgſame Pflege hatten dem Capitain ſehr wohlgethan und ſein Fieber ungemein vermindert. Zwar lag er noch im Bette, da er ſich etwas ſchwach fühlte, war aber ſonſt ſchon wieder ziemlich munter, und hatte bereits ein ungleich friſcheres und geſunderes Ausſehen, als am vorigen Tage. Alle Zeit, die Louiſe nicht im Familienzimmer bei den Eltern zubringen mußte, hatte ſie am Bette des Geliebten geſeſſen, dieſen mit der größten Sorge, wie nur die Liebe ſie kennt, gepflegt, ſeine bleichen Wangen geſtreichelt und ſeine unverwundete gebräunte Hand in ihren kleinen, zierlichen, weißen Händchen haltend, mit der größten Aufmerkſamkeit der Erzählung ſeiner wechſelvollen Schickſale, die er im ruſſiſchen Feldzuge und ſpäter noch erlitten, gelauſcht. Es waren dies zwar nur kurze, aber unendlich glückliche Stunden für ſie geweſen, die ſie gern, ach ſo gern möglichſt verlängert hätte. Und nun wollten dieſe rohen Bauern ſolch Glück vielleicht ſchon wieder zerſtören, den armen verwundeten Geliebten von ihrer Seite reißen, ihn in die Gefangenſchaft ſchleppen, vielleicht gar mißhandeln; es war dies ein entſetzlicher Gedanke für ſie. Wie blitzte ihr ohnehin ſchon ſo feuriges Auge vor Zorn, wie rötheten ſich ihre Wangen, und ſie biß mit den

zierlichen weißen Perlenzähnen auf die feinen Lippen, daß die scharfen Eindrücke tief sichtbar blieben. Wie gern, wie unsäglich gern wäre sie in diesem Augenblick ein Mann gewesen, hätte sich dann auf ihr Roß geschwungen und wäre mit scharfem Schwerte unter diese Haufen gesprengt, um erbarmungslos dazwischen zu schlagen und so den Geliebten zu retten. Und dazu mußte sie sich jetzt noch verstellen, durfte ihre Gefühle nicht in deren ganzem Umfange zeigen, um dadurch nicht am Ende gar ihr Geheimniß zu verrathen.

Der ungeordnete Haufe war inzwischen mit wüstem Geschrei auf dem Schloßhofe angelangt, und verlangte laut, daß der Kammerherr erscheinen sollte.

Zwar innerlich vor Zorn kochend, äußerlich aber ein sehr ruhiges, ja selbst freundliches Gesicht zeigend, erschien dieser auf der Treppe vor der großen Thür und frug, „was seine lieben Nachbarn und Freunde eigentlich von ihm begehrten, und wie er zu der Freude ihres unerwarteten Besuches komme. Uebrigens möchten sie ihm den Gefallen thun, vorher sich mit Speise und Trank zu erquicken, und dann ihm erst ihre ferneren Wünsche offenbaren.“ Auf seinen Wink traten sogleich mehrere Dienstboten mit

Körben voll Weinflaſchen und großen Stücken Wurſt und Schinken zwiſchen die Menge und vertheilten ſolche freigebig unter die gierig danach haſchenden Hände. Dieſe Spenden ſchienen zwar eine augenblicklich beſſere Stimmung des Haufens bewirkt zu haben, und Alles war vorläufig viel zu ſehr mit Eſſen und Trinken beſchäftigt, um etwas Anderes zu thun; daß aber ſonſt unter den Leuten gerade kein beſonderes Wohlwollen für den Kammerherrn herrſchte, bewieſen die lauten Rufe: „der Kerl muß den franzöſiſchen Spion, den er im Schloſſe verſteckt hält, doch herausgeben," oder: „wir ſollten das ganze Franzoſenneſt hier nur gleich an allen vier Ecken anzünden und den hundsföttiſchen Herrn Baron, der ein vornehmer Edelmann ſein will, und es doch mit den Feinden hält, dann am nächſten Baume aufhängen," und was dergleichen wilde Drohungen noch mehr waren.

Zwar verfärbte ſich der Kammerherr wohl etwas, als er ſolche Worte aus der Mitte des aufgeregten Volkshaufens, dem er jetzt ſchutzlos preisgegeben war, vernahm, verlor im Uebrigen aber ſeine Faſſung noch nicht. „Ich weiß nicht, was dieſe Canaillen mit einem franzöſiſchen Spion, den ich im Schloſſe verſteckt haben ſoll, wollen. Zwar wird bei dieſer Gelegenheit gewiß ſehr Vieles verdorben oder ge-

ſtohlen werden, und auch ein Parfüm in unſeren Zimmern herrſchen, daß wir viel Räucherpulver verbrennen müſſen, um ſie wieder bewohnbar zu machen, doch will ich den Kerlen nur ſagen, ſie möchten das Schloß von oben bis unten genau unterſuchen, damit ſie ſich von der Grundloſigkeit dieſer Verſtecksgeſchichte ſelbſt überzeugen," flüſterte er der Tochter zu, die ſich muthig neben den Vater auf der hohen Rampe der Auffahrt geſtellt hatte, und mit finſteren Blicken die lärmende Menge betrachtete. Fühlte dieſe auch, wie ihr das Blut im Herzen bei dieſer Aeußerung ſtocken wollte, denn geſchah die Durchſuchung, ſo war ihr Geheimniß entdeckt und ihr Geliebter rettungslos preisgegeben, ſo verlor ſie auch jetzt die Faſſung nicht, und hütete ſich, dem Vater den leiſeſten Grund zu irgend einem Argwohn zu geben.

In dieſem Augenblick erregte das ſchnelle Heranſprengen eines kleinen Reitertrupps von zwölf bis vierzehn Männern nicht allein die Aufmerkſamkeit des Kammerherrn und ſeiner Tochter, ſondern auch der im Schloßhofe trinkenden und lärmenden Menge. Schon hoffte Erſterer, daß die Reiter irgend einem Truppencorps angehören möchten, denn ſelbſt ein Trupp Koſaken wäre ihm in dieſem Augenblick ſehr willkommen geweſen, bemerkte aber

bald, daß sie nur aus bewaffneten Bauern bestanden. Der alte Bauer Bruhn, dessen Hauptthätigkeit in dieser unruhigen Zeit, wo es an Behörden im Lande fehlte und dazu alle wilden Leidenschaften aufgeregt waren, wie schon früher erwähnt, auch wesentlich mit darin bestand, die Ruhe und Ordnung in seiner ganzen Nachbarschaft möglichst zu erhalten, hatte kaum von dem beabsichtigten Zuge der Leute nach dem von Dressen'schen Schlosse gehört, als er sich mit seinen Nachbarn und deren Knechten schnell auf die Pferde setzte und nach dem Gutshofe sprengte, dort etwaigen Unfug zu verhindern. Wie immer sah der Bauer, der auf seinem prächtigen Hengste an der Spitze dieses Reiterhaufens ritt, sehr würdevoll und Achtung gebietend aus. Er trug zwar nur seine gewöhnliche Bauernkleidung, doch klirrte der mächtige Pallasch, den er noch von seiner frühern Militärdienstzeit her besaß, an seiner Seite. Auch die übrigen Bauern und Knechte, die ihm folgten, waren größtentheils mit Säbeln bewaffnet, und nur Einige hatten statt derselben derbe Knittel, mit denen sie, wenn es noth thun sollte, schon gehörig zuschlagen konnten, in den Händen.

Die Erscheinung dieses Reiterhaufens ward von der im Schloßhofe versammelten Menge mit

überaus getheilten Empfindungen aufgenommen. Die darunter befindlichen Bauern und der beſſere Theil der anderen Leute freuten ſich ſehr, daß der alte Bruhn erſchienen war, denn es ward von ihnen als ſelbſtverſtändlich angeſehen, daß er von jetzt an die Leitung der Schloßdurchſuchung übernehme; deſto mißvergnügter ſchienen aber die Strolche und Herumtreiber zu ſein, die gehofft hatten, bei dieſer Gelegenheit allen möglichen Unfug begehen zu können, und nun bald einſahen, daß es Nichts hiermit ſein würde. Dieſe verſchiedenen Partheien ſchieden ſich auch ſogleich in zwei Theile, und während die Erſteren den Reitern entgegeneilten und dieſe freudig begrüßten, ſuchten Letztere ihren Unmuth durch ein vermehrtes Gelärme und einen noch häufigern Zuſpruch der Wein- und Branntweinflaſchen zu verbergen. Der Kammerherr von Dreſſen ſah der Ankunft des Bauern Bruhn, ſobald er erfahren hatte, daß dieſer der Anführer des Reitertrupps ſei, mit ſehr gemiſchten Empfindungen entgegen. Er hegte im Grunde ſeines Herzens einen tiefen Haß gegen dieſen Mann, und ſein Stolz ward auf das Empfindlichſte verletzt, gerade ihm jetzt als Beſchützer und Retter dankbar ſein zu müſſen. Schon ſeit langen Jahren beſtand ſeine Abneigung gegen den ehrenfeſten,

mannesſtolzen Bauer, der im Gefühl ſeines Rechts und ſeiner Würde ſich niemals vor ihm, dem reichen, ſtolzen Edelmann, gedemüthigt hatte, ja ſchon wiederholt ſeinem etwaigen Uebermuth mit großer Entſchiedenheit entgegengetreten war. Seit dem Vorfall, daß der Kammerherr das zärtliche Verhältniß ſeiner Tochter Louiſe mit Wilhelm, dem Sohne des Bauern, entdeckt hatte, war dieſer Haß wo möglich noch vermehrt worden, obgleich beide Männer ſeitdem kein Wort mehr mit einander gewechſelt, ja ſich ſogar kaum geſehen hatten. Der alte Bruhn, der ſtets ſeine ehrenwerthe vaterländiſche Geſinnung treu bewahrte, hatte im Innern eine große Verachtung gegen den falſchen, wetterwendiſchen, den Franzoſen ſo ſehr ſchmeichelnden Kammerherrn, und vermied beſonders in den letzten Jahren ſorgſam, irgendwie mit ihm in Berührung zu kommen. Ja ſelbſt einige offenbare Benachtheiligungen bei der Grenzregulirung beiderſeitiger Wieſen, die aneinander ſtießen, hatte Bruhn ſich ſtillſchweigend gefallen laſſen, da er ohnehin überzeugt war, daß bei den damaligen franzöſiſchen Behörden der Kammerherr doch entſchieden Recht gegen ihn bekommen würde, ſelbſt wenn er das größte Unrecht haben ſollte.

Auf der andern Seite fühlte ſich der Kammer-

herr jedoch durch die Ankunft dieſer berittenen Bauern ſehr erleichtert, denn er war feſt überzeugt, daß grobe Beleidigungen gegen ihn oder gewaltthätige Beſchädigungen ſeines Eigenthumes von ihnen nicht mehr geduldet würden. Louiſe erröthete tief, als ſie den von früher her ihr wohlbekannten alten Bauer jetzt erkannte, und es zuckte ein eigenes Gefühl der Beſchämung durch ihr Herz, gerade jetzt, wo ſie den franzöſiſchen Capitain in ihrem Zimmer verbarg, dem Vater ihres erſten Geliebten entgegentreten zu müſſen. Sie verließ daher den Vater und eilte auf ihr Zimmer an das Bett des verwundeten Franzoſen, der zwar von dem Gelärme unten auf dem Hofe erweckt war, ohne indeß den Grund deſſelben zu wiſſen. Obgleich ſelbſt im höchſten Grade beſorgt und das Aergſte befürchtend, wußte das Fräulein ſich doch ſo ſehr zuſammenzunehmen, daß ſie ihrem Geliebten Alles, was irgendwie ihn hätte beunruhigen können, verſchwieg, und unbefangen, als wenn Nichts geſchehen ſei, auf ſeine Scherzreden einging.

Mit der freundlichſten Miene, die ihm nur irgendwie zu Gebote ſtand, eilte der Kammerherr dem Bauer Bruhn, der jetzt ſchon von ſeinem Roſſe abgeſeſſen war, entgegen, und wollte ſogar ihm recht herzlich die Hand ſchütteln. Er traf

jedoch auf kein Entgegenkommen, und in ſtolzer Würde verſchmähte der einfache Bauer, ſeine gebräunte, von Arbeit gehärtete Rechte in die feine, ſorgſam gepflegte Hand des vornehmen Herrn, an deren Fingern mehrere koſtbare Ringe blitzten, zu legen. Auch ſeine überaus höflichen Worte und die ſchmeichleriſche Einladung, in das Schloß zu kommen und als ſehr gern geſehene Gäſte und liebe Nachbarn dort einen Willkommentrunk einzunehmen, fand nicht die geringſte Erwiederung. Kaum rückten die Bauern nur zum Gruß an dem Rand ihrer Hüte, und verharrten im Uebrigen, ganz hierin dem Beiſpiel des alten Bruhn folgend, in finſterem Schweigen. Eine ſolche Beſchämung war dem reichen, vornehmen Höfling noch niemals widerfahren, und ein Blick der Rache und des äußerſten Haſſes ſchoß aus ſeinen Augen auf dieſe, ihn ſo verächtlich behandelnden Bauern; äußerlich jedoch behielt er auch jetzt noch ſein höfliches, zuvorkommendes Weſen, und ſein freundliches Lächeln ſchwebte wie immer um ſeine Lippen.

Während der alte Bruhn den Kammerherrn weiter keines Wortes würdigte, und auch alle ſeine Begleiter, bis auf die Knechte, die, ihre Pferde am Zügel haltend, jetzt ſich in eine kleinere Gruppe zuſammengeſtellt hatten, jede ihnen dargebotene

Erfrischung verweigerten, unterhielt er sich lebhaft mit einigen Männern, die schon früher mit dem ersten Haufen hieher gekommen waren. Wiederholt schüttelte er dabei wie mißbilligend sein graues Haupt. Mit fester, klangvoller Stimme, so daß Alle ihn deutlich vernehmen konnten, sprach er dann, zu dem großen Haufen hingewandt, die Worte: „Liebe Nachbarn! wir leben jetzt, wie Ihr wißt, in einer schweren Zeit, in der jeder rechtschaffene Mann, der es gut mit dem Lande meint, seine volle Schuldigkeit thun muß. Es ist uns gesagt worden, daß hier der Herr von Dressen, der es, wie bekannt, leider immer mit den Franzosen gehalten hat, in der letzten Nacht heimlich einen französischen Officier in sein Schloß eingelassen und wahrscheinlich noch immer darin verborgen hat. Er läugnet dies jetzt zwar, aber auf die Versicherungen eines solchen franzosenfreundlichen Mannes ist weiter kein Werth zu legen.“ Bei dieser Stelle wollte der vor Zorn und Beschämung fast weiß im Gesicht gewordene Kammerherr den Redner unterbrechen, aber mit der derben Erwiederung: „Schweigen Sie, Herr von Dressen, bis wir Sie fragen, und dann antworten Sie kurz und einfach,“ schnitt dieser ihm ohne Weiteres das Wort ab. „Unter solchen Umständen halte ich es

nun für unſere Pflicht, daß wir das Schloß genau unterſuchen und ſehen, ob ein Franzoſe darin verborgen iſt; aber wir wollen auch weiter keine Rohheiten uud Gewaltthätigkeiten hier begehen, und dadurch der guten Sache einen Schimpf zufügen. Liebe Nachbarn, ſeid Ihr nun damit zufrieden, daß vier bis ſechs Männer von uns gewählt werden, um das ganze Schloß genau zu unterſuchen, während die Anderen in guter Ordnung hier auf dem Hofe zuſammenbleiben und das Weitere abwarten?" ſchloß er ſeine Rede.

Sämmtliche Bauern und auch ein großer Theil der anderen Leute ſtimmten mit einem lauten „Ja, wie der Bruhn es geſagt hat, ſo ſoll es ſein!" dieſem Vorſchlag bei. Den Strolchen und Tagedieben unter dem Haufen, die gehofft hatten, bei dieſer Gelegenheit lange Finger machen und allerlei Exceſſe begehen zu können, war zwar mit ſolcher ruhigen Hausſuchung nicht im Mindeſten gedient. Sie machten ſehr unwirrſche Geſichter und brummten manche zornige Reden unter ſich, wagten aber ſonſt nicht dem Plane des alten Bauern den mindeſten Widerſtand entgegenzuſetzen; dazu ſtand dieſer in viel zu großem Anſehn in der ganzen Gegend und zählte zu zahlreiche Anhänger.

Fünf ältere und geachtete Bauern, Bruhn un-

ter ihnen an der Spitze, wurden nun gewählt, das Schloß genau zu durchsuchen. Der ehemalige Jäger, der die Anklage gemacht hatte, wurde, da er mit dem Innern des Gebäudes bekannt war, als Führer mitgenommen, obgleich die angesehe-neren Bauern sich sonst weiter keine Mühe gaben, ihre Verachtung gegen ihn zu verbergen.

„Herr von Dressen, Sie sehen, es geht Alles in guter Ordnung hier zu, und Sie können sich über unsere Gewaltthätigkeit nicht beschweren, fol-gen Sie uns nur, um als Führer zu dienen," forderte der alte Bruhn alsbald den Kammerherrn auf. Schweigend schritt dieser jetzt seinen Be-gleitern voran. Da er von der That seiner Tochter Louise Nichts wußte, so war er fest überzeugt, daß die Bauern keinen Franzosen finden und somit auch keine weiteren Beleidigungen gegen ihn aus-üben würden; allein dieser ganze, für ihn so furcht-bar kränkende Auftritt hatte ihn so erschüttert, daß er vor innerer Aufregung förmlich zitterte, und mühsam nur die äußere Fassung noch be-wahren konnte. Um das Geschäft der Durchsuchung des weitläufigen Schlosses zu beschleunigen, hat-ten die damit beauftragten Männer sich vertheilt, so daß jeder einzelne in nur bestimmte Räume ging. Bruhn, in Begleitung des Kammerherrn, hatte

bereits mehrere Zimmer des zweiten Stockwerkes genau durchforſcht, als er an der Thür, welche zu den Gemächern des Fräuleins führte, anlangte. Er fand ſolche verſchloſſen, und auf ſein lautes Anfragen ertönte aus dem Innern die Stimme der Kammerzofe, daß ihr Fräulein vor Schreck krank geworden ſei und ſich deshalb in das Bett gelegt habe.

Unter einer rauhen Außenſeite verbarg der einfache, ſchlichte Bauer eine Zartheit des Gemüthes und eine wahrhaft innere Hochachtung vor weiblicher Sitte, um welche ihn viele Vornehmere hätten beneiden können. Dazu kam hier jetzt noch der Umſtand, daß er von der frühern Liebe ſeines Sohnes Wilhelm zu dem ſchönen Schloßfräulein unterrichtet war. Als dieſer nach dem früher geſchilderten Auftritte, bei dem er von dem Kammerherrn durch einen Schuß leicht verwundet war, in wilder Verzweiflung in das väterliche Haus ſtürzte, hatte er dem Vater, zu dem er überhaupt ein großes Vertrauen beſaß, in ſeiner damaligen Aufregung Alles erzählt. Da hatte der Alte unwillig ſein würdiges Haupt geſchüttelt, wie dies ſo ſeine Gewohnheit war, wenn ihm Etwas mißfiel, und zu dem Sohne geſagt, dieſem dabei väterlich die Rechte auf die Schultern legend: „Das

iſt Nichts für Dich, mein Junge. Du, der Sohn eines Bauern, paſſeſt nicht für die Tochter des vornehmen und reichen Edelmanns, und ſie paßt auch wieder nicht für Dich. Du mußt ſchon zu ſtolz ſein, Dich in ſolche Kreiſe, wohin Du nicht gehörſt, eindrängen zu wollen. Schlag' Dir alſo die Geſchichte nur aus dem Sinn." Und ſo ſchmerzlich es ihm auch ward, ſich von dem geliebten Sohne trennen zu müſſen, hatte er doch ſchon mit aus dem Grunde, daß dieſer dadurch mehr von ſeiner verblendeten Liebe abgezogen werden ſolle, deſſen Anwerbung unter die Huſaren der engliſch-deutſchen Legion gerne geſehen.

Gerade dies Verhältniß, in dem das ſchöne Schloßfräulein vor einigen Jahren zu ſeinem Sohne geſtanden hatte, machte es ihm jetzt doppelt ſchwer, als Späher nach einem verſteckten Franzoſen in ihr Zimmer einzudringen. Er hatte noch einen zu hohen Begriff von der Jungfräulichkeit eines deutſchen Mädchens, als daß er glauben konnte, daß dieſe alle Sitte und Anſtand ſo weit von ſich ſtoße, um einen fremden Officier in ihrem eigenen Zimmer verborgen zu halten. Zwar kämpfte noch das Pflichtgefühl, daß er auch eigentlich hier ſeine Durchſuchung vollziehen müſſe, in ihm, allein er war ſchon geneigt, vor der verſchloſſenen Thür

wieder umzukehren, als der Kammerherr ſelbſt ihn davon zurückhielt. Dieſem lag beſonders daran, daß auch die Zimmer ſeiner Tochter genau durchſucht würden, theils weil dann ſeine Unſchuld noch glänzender hervortrat, mehr aber noch, um ſpäter, wenn die Zeiten ſich etwa geändert haben ſollten, mit deſto größerem Rechte über die Rohheit der Bauern, welche ſelbſt die Gemächer eines kranken jungen Mädchens ſchonungslos durchwühlt hätten, klagen zu können.

„Fordern Sie nur gebieteriſch die Oeffnung der Thür," flüſterte er dem Bauer zu, und ſolcher Aufforderung folgend, beſtand der alte Bruhn jetzt mit Nachdruck darauf, daß man ihm das Zimmer aufſchließen möge. Noch einmal ſchien ſich das Fräulein dieſem Begehr widerſetzen zu wollen, aber jetzt beſtand der Bauer ſehr nachdrücklich auf ſeiner Forderung. Es verging noch einige Zeit und man ſchien in den Zimmern mehrere Vorkehrungen treffen zu wollen, welche das darum befragte Fräulein damit erklärte, daß ſie zuerſt ihr Bett verlaſſen und ſich ankleiden wolle, bevor ſie die Oeffnung erlaube. Ein klirrendes Geräuſch, als wenn ein Säbel zu Boden fiele, erregte plötzlich die Aufmerkſamkeit der beiden wartenden Männer. Sie wußten zwar nicht, wie ſie ſich ſolches erklä-

ren ſollten, doch ſchien es, als ob ein unbeſtimmter Verdacht in der Seele eines Jeden von ihnen aufſtiege.

Die Thür ward nun geöffnet, und einfach in einen Morgenüberrock gekleidet, trat Louiſe ihrem Vater und deſſen unwillkommenem Begleiter entgegen.

Auch jetzt, in dieſem gefährlichen Augenblick, wo ihre eigene Ehre und, was ihr noch mehr am Herzen lag, das Wohl ihres Geliebten auf dem Spiele ſtand, verlor das Mädchen ihre ruhige Faſſung nicht. Ihre Züge ſchienen vollkommen ruhig, aber weiß war ihre Geſichtsfarbe, und ein Blick des tiefſten Haſſes flammte aus ihrem ſchönen Auge auf die Eintretenden. Als hielte ſie es unter ihrer Würde, auch nur ein Wort mit dem alten Bruhn zu wechſeln, ſetzte ſie ſich alsbald auf ihr Sopha und deutete ſchweigend mit der Hand auf die drei hinter einander liegenden Gemächer, deren Thüren offen ſtanden.

Das erſte Wohngemach konnte leicht überſehen werden, daß es vollkommen leer ſei. In dem zweiten Raum der Schlafſtube des Fräuleins ſtand ſeitwärts ein großer Kleiderſchrank, zum Aufhängen ihrer Garderobevorräthe beſtimmt. Die Thür deſſelben ſchien nicht recht ſchließen zu wollen, und, war es Zufall oder Ordnungsſinn, der

Kammerherr öffnete dieſe, um ſie dann beſſer wieder zumachen zu können. In dem Schrank aber ſtand gebückt, und halb hinter einem dort hängenden Damenmantel verborgen, ein in eine zerriſſene und beſchmutzte franzöſiſche Officiersuniform gekleideter Mann. Es iſt unmöglich, den Schreck zu ſchildern, der bei dieſer ſo unerwarteten Entdeckung alle Anweſenden durchzuckte. Ein ferneres Verbergen war nun nicht mehr möglich; dies ſah der Capitain Duroſay ſogleich ein; er verließ, ohne eine weitere Aufforderung abzuwarten, den Schrank und trat vor die beiden Männer hin, indem er, ſich artig verbeugend, die Worte ſprach: „Ich bin entdeckt und ſehe, das Glück will meine Flucht nicht begünſtigen, ich ergebe mich daher als Kriegsgefangener und bitte um anſtändige Behandlung.“

Sobald Louiſe dies ſah, ſtieß ſie einen gellenden Schrei aus, wie nur die größte Angſt ſolchen einer menſchlichen Bruſt entlocken kann, und in ihrer ungeſtümen Leidenſchaftlichkeit alles Uebrige vergeſſend, ſtürzte ſie auf den Geliebten zu, ſtellte ſich vor ihn hin, als wolle ſie gleichſam mit ihrem zarten Leib ihn beſchützen, und rief mit dem höchſten Ausdruck der Verzweiflung: „Nein, nein, ich laſſe ihn nicht in die Gefangenſchaft, die bei ſei-

nem ſchwachen Zuſtande ihn ſogleich tödten würde, abführen. Macht mit mir, was Ihr wollt, aber rettet meinen Geliebten.“ Ihr langes blondes Haar hatte ſich jetzt gelöſt und umflatterte ihre Geſtalt; der weite, bequeme Morgenrock war geöffnet, und ihr ſchöner weißer Buſen zeigte ſich unverhüllt; doch was kümmerte ſie jetzt dies Alles.

Sprachlos vor Erſtaunen ſah der Kammerherr auf dieſe Gruppe, die ſich ſo unerwartet vor ſeinen Augen gebildet hatte. Er erkannte ſogleich den Capitain Duroſay, und da er wußte, daß dieſer in früherer Zeit ſich die Neigung ſeiner Tochter erworben hatte, ſo war ihm plötzlich das ganze ſchreckliche Geheimniß klar geworden. Der Schreck über dieſe Entdeckung raubte ihm jedoch jetzt jegliche Faſſung, und was ihm in ſeinem ganzen bisherigen Leben noch nicht geſchehen war, er hatte für den Augenblick wenigſtens ſeine Geiſtesgegenwart vollſtändig verloren, und wußte weder zu ſprechen und noch viel weniger zu handeln. So ſtand er faſt bewegungslos da, die goldne Doſe, aus der er eben mechaniſch eine Priſe nehmen wollte, noch in der Hand haltend. Giftige Blicke aber ſchoſſen ſeine kleinen grauen Augen auf die Tochter, und daß dieſer augenblicklichen Ruhe ſpäter noch eine gar heftige Scene

folgen würde, war ersichtlich. Doch was kümmerte sich diese in dem Augenblick wohl um ihren Vater; was er von ihr dachte, war ihr vollständig gleichgültig, nur die Rettung des Officiers ihre alleinige Sorge, und die konnte jetzt nur durch den Bauer Bruhn geschehen.

Ungemein charakteristisch war der Eindruck, den die ganze Scene auf diesen ehrenfesten, ruhigen Mann gemacht hatte. Was er bei seiner strengen Moralität kaum für möglich erachtet hätte, das schöne, vornehme, stolze Schloßfräulein stand vor ihm als Geliebte eines französischen Officiers und hatte alle Zucht und Sitte so weit vergessen, daß sie diesen längere Zeit in ihrem eigenen Schlafgemach heimlich, ohne des Vaters Vorwissen, verborgen gehalten. Und eben dieses Mädchen hatte sein Sohn Wilhelm so heiß geliebt, sie war mit der Hauptgrund gewesen, warum er seine Heimath verließ, und nun schon seit Jahren im fernen Spanien sich allen Wechselfällen des blutigen Krieges aussetzte! Einen Augenblick überwältigte dieser Eindruck auch ihn, den ruhigen, festen Bauer, so sehr, daß er sprach- und bewegungslos die Gruppe vor seinen Augen anstarrte. Bald aber wußte er wieder, was seine Pflicht war, und gelassen sprechend: „So wäre

ja doch der gesuchte Spion gefunden, freilich an einem Orte, wo man ihn hätte am Allerwenigsten erwarten sollen. Ich will nur hingehen, meine Kameraden holen, daß sie den saubern Patron hier in Gewahrsam nehmen," schickte er sich an, das Gemach zu verlassen. Voller Verzweiflung stürzte ihm Louise nach, und seine Hand erfassend, als wolle sie ihn gewaltsam zurückhalten, rief sie: „Um Gotteswillen, Herr Bruhn, bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, beschwöre ich Sie, zeigen Sie den Officier nicht an. Sie sehen ja selbst, es ist kein Spion, sondern nur ein hülfloser Verwundeter, der Ihnen weiter keinen Schaden zufügen kann, und der in der Gefangenschaft rettungslos verloren ist, während ich ihn hier pflegen will."

Es war ein Glück für das Fräulein, daß die Verzweiflung ihr diese Worte eingegeben hatte, denn sie rettete dadurch ihren Geliebten. Der alte Bruhn drehte sich alsbald wieder um, um den französischen Officier genauer zu betrachten. Er entdeckte sogleich, daß dieser in der That ein der Hülfe bedürftiger Verwundeter und kein gefährlicher Spion sei. Bei schärferer Betrachtung bemerkte er auch, daß dies derselbe Officier war, mit dem er selbst am gestrigen Tage gefochten, und daß der Hieb im Gesichte von seiner eigenen

Hand herrührte. Ein gewiſſes ritterliches Gefühl, noch von ſeiner langjährigen frühern Dienſtzeit herſtammend, ſtieg auch ſogleich in ihm auf, und es widerſtrebte ihm, einen muthigen Gegner, mit dem er ſelbſt gekämpft hatte, jetzt hülflos den Bauern zu überliefern, wo er ihn dann ſchwerlich vor rohen Beleidigungen würde zu ſchützen vermocht haben. Auch an ſeinen fernen Sohn Wilhelm dachte er, und wie ſehr es dieſen ſchmerzen müſſe, wenn es jetzt von einem Mädchen, die er einſt ſo heiß geliebt hatte, öffentlich bekannt würde, daß ſie ſelbſt einen franzöſiſchen Officier heimlich in ihrem eigenen Schlafgemach verborgen habe. Für immer war ſie durch ſolches Bekanntwerden ihrer That in der öffentlichen Achtung dann vernichtet, und dies wollte er, wenigſtens für ſeine Perſon, nicht veranlaßt haben. Eine kleine Weile ſchwieg er, wie im Zweifel befangen über das, was er jetzt thun ſolle, bald aber war ſein feſter Entſchluß gefaßt. Mit ſeinen großen klaren Augen das Schloßfräulein ſo feſt anblickend, daß dieſe erröthend ihre Blicke zu Boden ſenkte, ſprach er in ſeinem gewöhnlichen ruhigen Tone: „Daß dieſer franzöſiſche Officier kein Spion iſt, ſehe ich jetzt ſelbſt; er iſt ein Verwundeter, der uns Deutſchen in längerer Zeit noch nicht ſchaden kann, und ſo

will ich es vor meinem eigenen Gewiſſen verantworten, wenn ich meinen Kameraden verſchweige, ihn hier gefunden zu haben. Was hier ſonſt weiter vorgefallen iſt, kümmert mich nicht, und ich habe kein Richteramt darüber zu verwalten. Sie können feſt verſichert ſein, daß ich über Alles, was ich jetzt hier geſehen, das unverbrüchlichſte Schweigen gegen Jedermann beobachten werde." Nachdem er dieſe Worte geſprochen, drehte er ſich um und verließ mit ſeinen langſamen, feſten Schritten die Gemächer des Fräuleins, um zu den auf dem Schloßhofe verſammelten übrigen Bauern wieder zurückzukehren. Mit neugierigen Fragen über den Grund ſeiner langen Verzögerung ward er hier zwar empfangen; ohne ſich jedoch weiter auf deren nähere Beantwortung einzulaſſen, ſprach er bedächtig: „Lieben Freunde und Nachbarn, ich habe ebenfalls keinen franzöſiſchen Spion, der im Schloſſe verſteckt ſein ſollte, gefunden, und da die Anderen auch Nichts entdeckt haben, ſo glaube ich, daß die ganze Anzeige auf einem Irrthum beruhen muß. So dächte ich denn, daß wir Alle ruhig und in guter Ordnung, wie es deutſchen Männern geziemt, wieder abzögen, da kein Grund mehr vorhanden iſt, warum wir hier bleiben ſollten."

Das Anſehn, welches der alte Bruhn beſaß,

war ſo feſt gegründet, daß Niemand auch nur im Mindeſten an der Wahrheit ſeiner Verſicherung zu zweifeln wagte. Zwar wollte der Jägerburſche, der anfänglich die erſte Anzeige gemacht hatte, noch eine Erwiederung anbringen, allein ſein Ruf als Herumtreiber und Trunkenbold war zu ſchlecht, und ſelbſt ſeine eigenen Genoſſen brachten ihn bald mit der Drohung: „er ſei wohl, wie immer, wieder betrunken geweſen und habe, Gott weiß, was geſehen," oder, „er verdiene eigentlich noch eine tüchtige Tracht Schläge, daß er ſie durch ſeine falſche Anzeige unnütz hieher geführt habe, und ſolle jetzt nur ja das Maul halten," zum Schweigen. Gerade die ſchlimmeren Kerle unter dem Haufen, die ergrimmt darüber waren, daß durch die Anweſenheit der Bauern und ihrer Knechte ihnen ohnehin jetzt die Gelegenheit, Exceſſe zu begehen, genommen war, zeigten ſich nunmehr am Unwilligſten gegen den Jäger. Mit lautem Geſang, denn der Wein und Branntwein, den der Kammerherr anfänglich ſo freigebig vertheilen ließ, hatten ihre Wirkung doch gethan, zog der Haufen nun bald vom Schloßhofe wieder ab, und Bruhn, wie auch die anderen angeſeſſenen Bauern, die von den Uebrigen abgeſondert neben einander ritten, wachten ſtreng darüber, daß keine einzelnen Nach-

zügler zurückblieben, oder ſonſtige Exceſſe begangen werden durften. So war für dieſes Mal wenigſtens das Schloß des Kammerherrn von Dreſſen vor weiteren Gewaltthätigkeiten geſichert. — Deſto heftigere Auftritte fanden dafür bald im Innern deſſelben ſtatt. Louiſe, unbekümmert um alles Uebrige, warf ſich ſogleich, nachdem der alte Bauer ihr Zimmer verlaſſen hatte, an die Bruſt des Geliebten, und rief voller Freude: „Gott ſei geprieſen, Sie ſind gerettet, und ich kann Sie nun ſo recht pflegen, daß Sie bald wieder geſund werden.“ Auch der Capitain, der bei der ganzen frühern Scene ein ſehr verlegenes Geſicht gemacht, und eigentlich ſelbſt nicht recht gewußt hatte, wie er ſich benehmen ſolle, gewann jetzt ſogleich ſeine angeborene franzöſiſche Unbefangenheit, oder richtiger eigentlich Unverſchämtheit wieder. Er drückte einen leichten Kuß auf die Stirn des Fräuleins, und ihr einen zärtlichen Blick zuwerfend ſprach er: „Ah! ma belle Louise, wie muß ich Ihnen ſtets dankbar ſein für Alles, was Sie jetzt abermals für mich gethan haben. Parbleu! es war eine recht unangenehme Geſchichte, die leicht ſehr ſchlecht hätte ablaufen können. Doch dieſer alte Bauer hatte wirklich etwas Imponirendes. Wer hätte wohl ſo etwas Nobles unter dieſen dickhäutigen

deutſchen Bauerlümmeln ſuchen ſollen. Der Mann verdient in der That meinen Dank, und wenn wir Franzoſen erſt wieder in dem ruhigen Beſitz dieſes Landes ſind, ſo will ich ſuchen ihm ein hübſches Geſchenk zu machen, und ſeine jetzigen aufrühreriſchen Thaten verſchweigen."

Der Kammerherr hatte noch immer nicht ſeine volle Faſſung wiedergewonnen, denn alle dieſe verſchiedenen letzten Eindrücke waren zu überraſchend ſchnell über ihn gekommen. Geſchehen mußte aber Etwas jetzt von ſeiner Seite, denn er konnte unmöglich länger dulden, daß ſeine Tochter einen franzöſiſchen Officier in ihrem Schlafzimmer verſteckte, und ihn dann ohne Scheu, ſelbſt in ſeiner Gegenwart, umarmte und küßte. Und doch wußte er ſich nicht ſogleich zu rathen, was er nun beginnen müſſe. Eine heftige Scene aufzuführen, hätte in keiner Hinſicht das Mindeſte mehr genützt, ja das Uebel nur noch eher vergrößert; auch hegte er ſowohl vor dem franzöſiſchen Capitain, als auch vor ſeiner eigenen Tochter eine gewiſſe Scheu, um rückſichtslos heftig gegen ſie aufzutreten. Er mußte erſt ſeine Gedanken wieder mehr ſammeln und ruhiger überlegen, was nun weiter von ſeiner Seite geſchehen ſolle. Einen nichts weniger als zärtlichen Blick auf Beide werfend, verließ er mit

den höhniſchen Worten: „Treiben Sie Beide nur dies zarte Liebesſpiel weiter fort, Sie werden bald wieder mehr von mir hören," das Zimmer.

Mit ſeiner Frau über dieſe ganze Angelegenheit weiter zu ſprechen, hielt der Kammerherr eigentlich für überflüſſig, da ſie doch zu indifferent war, um ſich viel über das Schickſal ihrer Tochter zu bekümmern. Aerger und Schreck über den Lärm der Bauern, und die Hausſuchung, wobei man ſelbſt ihr eigenes Schlafzimmer nicht verſchonte, hatten die Kammerherrin jetzt auch ſchon in ihr Bett getrieben; doch vergaß ſie nicht, ſich ein tüchtiges Nachtmahl und eine Flaſche Bordeauxwein zur Vorſorge auf den Nachttiſch ſtellen zu laſſen. So mußte der Kammerherr jetzt ſchon allein ſich rathen, und lief mehrere Stunden mit haſtigen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab, bevor er zu einem feſten Entſchluſſe kommen konnte. Endlich ſchien er dieſen gefaßt zu haben, und indem ſein Geſicht einen bittern höhniſchen Ausdruck annahm, ſprach er halbleiſe: „Was macht es aus, mein eigenes Fleiſch und Blut iſt ſie doch nicht, und ſo wird es am Beſten ſein, ich beſchleunige ihre Hochzeit mit dem franzöſiſchen Capitain, bevor es noch weitern Skandal giebt." Er klingelte jetzt ſeinem Kammerdiener, und befahl

ihm, dem gnädigen Fräulein zu ſagen, daß er ſie bitten laſſe, ſogleich zu einer Unterredung mit ihm auf ſein Zimmer zu kommen.

Nicht ohne Spannung empfing Louiſe dieſe Botſchaft, denn ſie wußte, daß ſie jetzt einem ſehr ernſten Geſpräch, das vielleicht von dem wichtigſten Einfluß auf ihr ganzes ferneres Leben ſein konnte, entgegenging. Mit ihrer gewöhnlichen ſichern und ſtolzen Haltung trat ſie jedoch in das Zimmer des Vaters ein.

Der Kammerherr hatte jetzt vollkommen ſeine Faſſung wiedergewonnen, und empfing ſeine Tochter mit der ihm gewohnten äußern Höflichkeit. „Du wirſt es einſehen, Louiſe," begann er ſeine Unterredung, nachdem er zuvor eine ſtarke Priſe aus der kleinen goldenen Doſe, die er gewöhnlich in der Hand zu halten pflegte, genommen hatte, „daß ich ſehr erſtaunt ſein mußte über den ſeltſamen Gaſt, den ich vorhin in Deinem Schlafzimmer traf. Wir kennen uns gegenſeitig zu genau, als daß Du zu befürchten hätteſt, ich würde jetzt noch eine heftige Scene mit Dir aufführen, die uns doch nur unnütz echauffirte und in der Sache ſelbſt nicht das Mindeſte mehr änderte. Daß Dein Ruf jetzt in unſerer ganzen Gegend unrettbar compromittirt iſt, und Du die Hoffnung aufgeben mußt,

fernerhin noch eine ſtandesgemäße Heirath zu machen, wird Dir ebenfalls Deine eigene Vernunft ſagen. Wenn auch dieſer dumme Tölpel von Bauer verſprochen hat, Alles zu verſchweigen, ſo wird er doch ſein Verſprechen nicht lange halten, und wahrſcheinlich bald in der nächſten Dorfſchenke beim Schnapsglaſe lachend erzählen, daß er einen hübſchen franzöſiſchen Officier heimlich in der Schlafſtube des hochgebornen Fräuleins Louiſe von Dreſſen verſteckt gefunden habe. Mit welcher ſpöttiſchen Schadenfreude der ganze Adel unſerer Nachbarſchaft dieſe Nachricht anhören wird, kannſt Du Dir ſelbſt ſagen. Um nun dieſem Skandale vorzubeugen, und da ich nicht Luſt habe, vielleicht früher Großvater zu werden, als Schwiegervater zu ſein," lachte er höhniſch, „habe ich den Entſchluß gefaßt, daß Du augenblicklich Deinen Courmacher oder Geliebten, oder wie ich ihn ſonſt nennen ſoll, den Capitain Duroſay, heirathen mußt. Unter dem Druck der jetzigen Verhältniſſe kann ich freilich keine große Mitgift mitgeben; doch will ich Dir ſo viel jährlich ausſetzen, daß Du zur Noth als Capitains-Gattin anſtändig leben kannſt. Unſern Gutspfarrer will ich, als Patron der Kirche, ſchon dazu veranlaſſen, daß er morgen in aller Frühe die Trauung heimlich vornimmt, und Du kannſt dann

mit Deinem Gatten ſogleich abreiſen, um das franzöſiſche Hauptquartier, wo Ihr Eure Flitterwochen in aller Ruhe feiern mögt, zu erreichen. Daß die Capitains-Gattin Duroſay ferner auf dem Schloſſe Dreſſen und im Kreiſe unſeres wackern, echt patriotiſch geſinnten Adels keine angenehme ſociale Stellung haben würde, weißt Du ſelbſt. Da viele dieſer franzöſiſchen Officiere es vorziehen, lieber heimliche Liaiſons mit verliebten deutſchen Mädchen zu unterhalten, ſtatt ſolche zu heirathen, zumal, wenn ſie vielleicht doch ſchon früher in deren Reizen zur Genüge geſchwelgt haben, ſo möchte ich Dich erſuchen, dem Gaſt auf Deinem Zimmer mitzutheilen, daß er ſich bereit halten möge, morgen mit Dir vor den Traualtar zu treten — wo nicht, würde ich ſogleich einen Boten an den in Lüneburg jetzt commandirenden ruſſiſchen General ſchicken, mit der Bitte, ein Koſakendetachement hieher zu beordern, um einen ſich hier aufhaltenden franzöſiſchen Officier als Gefangenen fortzuführen. Dieſe patriotiſche That würde mir vielleicht ſogar noch hoch angerechnet werden. So, mein Kind, jetzt weißt Du meinen feſten Entſchluß, gehe alſo und rüſte Dich zum fröhlichen Hochzeitsfeſt. Ein Myrthenkranz wird vielleicht in der Eile nicht mehr aufzutreiben ſein, doch kann die

Trauung auch wohl ohne einen ſolchen ſtattfinden," ſchloß er ſeine Rede, bei der ſein gewöhnlicher ſpöttiſcher Ton oft ſogar ſich in ſchneidenden Hohn verwandelt hatte.

Ohne ein Wort der Erwiederung hatte Louiſe den Vater ausreden laſſen, und nur mitunter, wenn ſein Hohn gar zu ſcharf klang, röthete der Zorn ihr ſchönes Geſicht, und ihre Augen blickten verächtlich auf den vor ihr ſitzenden Mann.

„Ich danke Dir für Deine Güte, und habe auch in Deiner jetzigen Rede wieder den zärtlichen Vater, und würdigen, wahrhaft vornehmen Mann, als welchen ich Dich ſtets verehrte, erkannt," war ihre kalte Antwort, worauf ſie, ohne ein weiteres Wort noch zu ſagen, das Zimmer verließ, um zu ihrem Geliebten zurückzueilen.

Nicht ohne Spannung harrte der Capitain Duroſay auf die Rückkehr des Fräuleins, denn eine innere Ahnung ſagte es ihm, daß ſie eine, ſein ferneres Schickſal entſcheidende Nachricht mit zurückbringe. Von Leidenſchaft entflammt, ſtürzte Louiſe ohne Weiteres an ſeine Bruſt und rief aus: „Gaſton, wir ſind glücklicher, als ich erwartet hatte. Der Vater beſteht darauf, daß morgen ſchon unſere Trauung ſtattfinden ſoll, zu der er alles Nöthige beſorgen will. Sobald Deine

Wunden es dann erlauben, ſollen wir zum franzöſiſchen Heere abreiſen. O, mein Heißgeliebter, wie glücklich werde ich an Deiner Seite ſein, wie will ich alles Thörichte, was früher mein Leben ſo oft erfüllte, jetzt ganz vergeſſen und getreulich meine Pflichten gegen Dich erfüllen!"

Wer in dieſem Augenblick das Geſicht des franzöſiſchen Officiers beobachtet, der hätte einen tiefen Schatten des Mißmuthes, der gar nicht zu dem hellen Schein des Glückes, der ſeine ſchöne Braut überſtrahlte, paßte, darauf bemerken müſſen.

„Morgen ſchon die Trauung, Sacristie! das heißt mit Courierpferden in den heiligen Eheſtand gefahren. Ich habe ja gar keine Papiere, kein Geld, kurz Nichts, was für einen jungen Ehemann ſich paßt, bei mir. Wäre es nicht für uns Beide rathſamer, wenn die ganze Ceremonie bis nach wiederhergeſtelltem Frieden aufgeſchoben werden könnte; es würde dann ungleich bequemer ſein," antwortete er in einem Tone, der nicht ganz frei von Verdruß und jedenfalls merklich kühler als der ſeiner ſchönen Geliebten war.

Ein jäher Schreck durchfuhr dieſe, und zum erſten Mal überkam ſie der finſtere Gedanke, daß der Franzoſe ſie nicht mit der gleichen Leidenſchaft, die ſie für ihn empfand, wiederliebe. Mit

ihren großen dunklen Augen ihn fragend anblickend, als möchte sie so gerne tief in dem Innern seiner Seele lesen, sprach sie leise: ‚So kalt und sogar, wie es mir scheint, unangenehm berührt empfängst Du diese Nachricht. Liebst Du mich denn nicht mehr mit dem gleichen Gefühle, was Du mir früher und zuletzt noch am heutigen Morgen mit beredten Worten, denen mein Ohr so gern lauschte, versichertest?“

Der Capitain fühlte jetzt selbst, daß er den Ausdruck seiner Stimme nicht genug beherrscht habe, und zärtlich seinen unverwundeten Arm um die schlanke Taille der Geliebten legend, antwortete er: „Nicht doch, mein süßes Kind, wie kommt Dir plötzlich solch böser Argwohn. Nur Deinetwegen hegte ich diese Besorgniß. Ich fürchte, daß eine Ehe mit einem blessirten und körperlich hart mitgenommenen Mann, mitten im Getümmel des Feldlagers, Dir unmöglich gefallen könnte. Wie wird es auch mit unseren pecuniären Mitteln aussehen, ich bin augenblicklich fast gänzlich von Geld entblößt? Wie kommt überhaupt Dein Vater zu dieser schnellen Eile? Wäre es nicht besser, ich ginge zu ihm, um vernünftig mit ihm vorher zu reden?“ frug er weiter.

Traurig blickte Louise um sich, denn gleich

einem vernichtenden Froſt hatten dieſe Worte des Officiers auf die warmen Blüthen ihrer Liebe ſich gelegt. Und doch war ihre Leidenſchaft noch immer nicht erloſchen, und ſie ſuchte ſich ſelbſt zu überreden, daß wirklich nur Beſorgniß für ihr eigenes Wohl den Capitain eine Verzögerung der Heirath wünſchen laſſe. Mit kurzen Worten erzählte ſie ihm nun den Inhalt ihrer Unterredung mit dem Vater, und verſchwieg dabei nicht, daß dieſer gedroht habe, im Fall der Verweigerung der Ehe den Officier als Gefangenen den Ruſſen ausliefern zu laſſen. Nicht ohne Eindruck blieb dieſe Erzählung, welche der Capitain mit großer Spannung angehört hatte; er ſtrich ſich einige Male mit der flachen Hand über die Stirn, als wolle er die Falten der Sorge und des Unmuthes, die ſich dort gebildet hatten, verſcheuchen, und rief dann mit ſeiner gewohnten, echt franzöſiſchen Sorgloſigkeit: „In Gottes Namen denn, mein ſchönes Bräutchen, wenn morgen ſchon geheirathet werden ſoll, ich bin damit zufrieden. Nur fürchte ich, werden die Flitterwochen im Tumulte des Feldlebens und an der Seite eines verwundeten Mannes Dir nicht allzuerfreulich erſcheinen. Nun, ich waſche meine Hände in Unſchuld, und bitte mir ſpäter keine unverdienten Vorwürfe zu machen.

Und ſo gieb mir denn jetzt den erſten erlaubten Brautkuß in allen Ehren, Sacristie! was werden die Kameraden für erſtaunte Geſichter machen, wenn ich plötzlich mit einer ſo bildſchönen, jungen Frau unter ihnen erſcheine! Und nun gar der General Vandamme, der ohnehin jedem hübſchen Geſichtchen wie verſeſſen nachläuft. Aber höre, Louiſon, ich werde gewaltig eiferſüchtig ſein, das merke Dir, mein Täubchen," ſcherzte und koſte er fort, das Mädchen dabei auf ſeinen Schooß niederziehend und gar häufig ſüße Küſſe auf ihre rothen, friſchen Lippen drückend. Nicht mit gleicher Gluth, wie es vor wenigen Augenblicken unzweifelhaft geſchehen wäre, erwiederte Louiſe jetzt dieſe Liebkoſungen des Officiers, denn ſein erſter Ausruf hatte ſie mit einem finſtern Argwohn erfüllt, den ſie nicht ſogleich wieder zu beſchwichtigen vermochte, ſo ſehr ſie ſelbſt dies auch wünſchte. Den Vorwand mannigfacher Beſorgungen vorſchützend, verließ ſie bald wieder das Gemach.

„Sacristie! — das iſt eigentlich eine Geſchichte, die mir gar nicht recht in den Kopf will," ſprach der Franzoſe halblaut vor ſich hin, als er allein wieder im Zimmer war. Zwar iſt meine Braut wunderſchön und wird Furore machen, und auch die Mitgift, die der alte Fuchs von Schwiegerpapa

geben muß, wird wohl ſo ziemlich ausreichend ſein. In dieſer Hinſicht könnte ich es mir alſo ſchon gefallen laſſen, der Gatte der hübſchen Louiſe von Dreſſen zu werden, und doch giebt es wieder ſo verſchiedene „Aber" dabei, die mir nicht recht gefallen wollen; doch que faire — ich ſtecke nun einmal in der Falle, und mit der Freiheit iſt es vorbei. Als Gefangener den Ruſſen ausgeliefert und vielleicht noch ſogar wieder in dies verwünſchte Rußland zurückgeſchleppt zu werden! prrr, mich ſchaudert förmlich bei dieſem Gedanken. Nein, lieber heirathe ich doch die Coquetteſten aller coquetten Mädchen in ganz Deutſchland. Alſo allons, rüſten wir uns, morgen in den heiligen Eheſtand zu treten. Das wird aber eine komiſche Ceremonie werden, und mit meiner zerfetzten Campagne-Uniform gebe ich gerade keinen ſonderlich hübſchen Bräutigam ab, wenn mein chère Schwiegerpapa nicht vorher für einen anſtändigen Civilanzug ſorgt. Nun, warten wir Alles in Geduld ab," ſo ſcherzte und lachte der leichtſinnige Franzoſe für ſich allein fort, und verſchmähte dabei nicht, einer tüchtigen Mahlzeit und einer Flaſche Wein, welche Liſette inzwiſchen auf das Zimmer gebracht hatte, gehörig zuzuſprechen. Seine Braut ſah er an dem Abend nicht wieder, denn ſie hatte es vorgezogen, ſich eine andere Stube auszuſuchen.

Wie der Kammerherr es gewollt, ſo fand die Trauung auch am andern Morgen in aller Stille ſtatt. Zwar hatte die Mutter anfänglich dagegen Widerſpruch erheben wollen, und es auch für unſchicklich erklärt, daß die Hochzeit ihrer Tochter ohne Ball und Diners und ſonſtige weitere Feierlichkeiten ſtattfinden ſollte, war jedoch von ihrem Gatten nach einem kurzen, ernſthaften Zwiegeſpräch ſehr bald wieder beruhigt worden. Die aufregenden Ereigniſſe der letzten Tage hatten überhaupt auf die arme Frau ſo überwältigend eingewirkt, daß ſie ſich faſt in einem Zuſtande vollſtändiger Apathie befand, widerſtandslos Alles über ſich ergehen ließ, und nur im Eſſen, Trinken und Schlafen ihre einzige Erholung oder, richtiger noch, Beſchäftigung fand. Die Einwendungen des Pfarrers wegen mangelnden Aufgebots und anderweitiger Formalitäten hatte der Kammerherr leicht dadurch beſiegt, daß er ſich ſchriftlich erklärte, als Guts-, Gerichts- und Patronatsherr der Pfarre dieſe Trauung zu verlangen und alle etwaigen weiteren Folgen deswegen allein auf ſich zu nehmen.

Einige Stunden vor der zur Trauung angeſetzten Zeit war es dem Capitain Duroſay gelungen, noch eine Unterredung mit dem Kammer-

herrn zu erhalten. Mit ſeiner gewöhnlichen Höflichkeit hatte dieſer ihn empfangen und anfänglich jeden ernſthaften Gegenſtand der Unterhaltung zu vermeiden geſucht. Als aber der Officier davon ſprach, wie eine Verzögerung der Heirath *ihm ſehr* erwünſcht ſein würde, beſonders auch in Rückſicht auf die Braut, der er in ſeiner jetzigen Lage ſehr geringe Annehmlichkeiten darbieten könne, hatte deſſen Geſicht ſogleich den Ausdruck des boshaften Hohnes, der es ſo oft entſtellte, angenommen, und er antwortete: „Es mag ſein, mein Herr, daß Sie zur Heirath keine ſonderliche Neigung fühlen, und auch ich will es offen geſtehen, daß Sie mir kein ſehr erwünſchter Schwiegerſohn ſein werden. Wäre Ihre Liaiſon mit meiner Tochter ohne Eclat abgelaufen, nun ſo hätte ich mich weiter auch nicht viel darum bekümmert. Da dies aber leider nicht der Fall iſt, und nun die Sache einen großen Skandal machen wird, ſo bin ich zu meinem Bedauern genöthigt, Ihnen zu erklären, daß Sie entweder in zwei Stunden Fräulein Louiſe von Dreſſen heirathen und dann am Abend noch mit ihr abreiſen, oder mit Sicherheit darauf zählen können, am heutigen Tage noch ein Gefangener der Ruſſen zu ſein. Das baare Geld iſt zwar jetzt ſehr knapp in meiner Kaſſe, doch erlaube ich

mir, Ihnen vorläufig einhundertfunfzig Napoleonsd'or zu geben, und verpflichte mich, meiner Tochter alljährlich eine gleiche Summe auszahlen zu laſſen. Für einen paſſenden Civilanzug zu ſorgen, da Sie ſich in Ihrer zerriſſenen Officiersuniform nicht werden trauen laſſen können, wird freilich in der Eile ſchwer halten, weil meine Kleider zu klein für Sie ſind. Ich glaube jedoch, daß aus der Jagdgarderobe meines Vetters, der ſolche bei mir zurückgelaſſen hat, Ihnen Manches paſſen wird, und werde ſogleich die Sachen auf Ihr Zimmer ſenden. Und ſomit wäre denn Alles abgemacht, und ich hoffe, in zwei Stunden Sie als Gemahl meiner Tochter begrüßen zu können." Mit dieſen Worten machte der Kammerherr dem Capitain eine ſehr ceremonielle Verbeugung und verließ das Zimmer.

„Es hilft Nichts — ich muß nun ſchon in das Ehejoch hinein — Sacristie! wer hätte das gedacht, als ich vor zwei Tagen mit dem General Morand ſo ſiegsgewiß in Lüneburg einmarſchirte, um dieſe verdammten deutſchen Lümmel verdientermaßen zu züchtigen," fluchte der Franzoſe, als er wieder in ſein Zimmer zurückkehrte, um ſich aus dem Vorrath der Kleider, welche Liſette inzwiſchen gebracht hatte, einen einigermaßen anſtändigen

Anzug herauszusuchen. Es waren dies zwar nur Jagdanzüge, doch gelang es dem Capitain, eine hübsche grüne, mit Schnüren reich besetzte Jagdpekesche und ein Paar weiße Lederhosen mit Stulpenstiefeln zu finden, welche ihm ganz gut paßten. Zwar war dies eigentlich ein seltsamer Anzug, um damit vor den Traualtar zu treten, doch ging es nicht anders, und er sah darin doch ungleich anständiger als in seiner arg zerfetzten und beschmutzten Felduniform aus. Da der Kammerherr ihm gesagt hatte, daß er, um einer spätern Entdeckung vorzubeugen, Alles vermeiden müsse, was ihn als Officier kenntlich machte, so hatte der Capitain auch seinen schönen dunklen Bart, und besonders auch den stets so gut gepflegten Schnurrbart, nicht ohne einen kleinen Seufzer sich abrasirt. Die bleiche Farbe seines Gesichts, durch den Blutverlust der Wunden veranlaßt, zeigte sich jetzt noch auffälliger; dazu das schwarze Pflaster auf der Stirn, der verwundete Arm in der Binde, und der Ausdruck des Unmuths, der sich in seinen Zügen deutlich zeigte, Alles dies paßte mehr zu dem Bilde eines kranken Invaliden, als zu dem eines jungen, lebensfrohen Bräutigams. Wer den Capitain Durosay nur als eleganten, schönen, fast übermüthig lebenslustigen Officier in Cassel

geſehen und ihn jetzt in dieſer Geſtalt erblickte, der hätte ſchwerlich ihn wieder zu erkennen vermocht.

Mit ernſten Gefühlen ließ auch Louiſe ſich von ihrer weinenden und ſehr mißmuthig geſtimmten Zofe zur Hochzeit ſchmücken. Die verletzende Aeußerung des Officiers bei der plötzlichen Nachricht der ſchnellen Verheirathung mit ihr hatte unaufhörlich während der ganzen Nacht in ihrem Ohre geklungen. Trübe Gedanken des Zweifels an ſeiner Liebe zu ihr peinigten ihr Herz und verſcheuchten abermals den Schlummer aus den, nach der vorigen durchwachten Nacht doch ſo müden Augen. Was ihr vor wenigen Stunden noch als Ziel ihrer höchſten Sehnſucht gegolten hatte, die Heirath mit dem ſo heißgeliebten Manne; jetzt wußte ſie in der That nicht, ob ſie ſolche noch wünſchen ſollte, ja in einigen beſonders ſchwarzen Augenblicken mochte ſie dies Ereigniß faſt als ein Unglück betrachten. Und doch war ihre Liebe noch immer nicht erloſchen, und faſt gewaltſam ſuchte ſie ſich wieder ſelbſt zu überreden, daß ihr Verdacht unbegründet ſei, und der franzöſiſche Officier nach wie vor die zärtlichſten Gefühle für ſie hege.

In dem vorhin geſchilderten Ahnenſaal des

Schloſſes war der Traualtar aufgeſchlagen. Die Braut im weißen Gewande, einen Spitzenſchleier über das reiche blonde Haar tragend, ſah trotz ihrer bleichen Geſichtsfarbe überaus ſchön aus, und überſtrahlte hierin bei Weitem den ſonſt ſo ſtattlichen Capitain. Der Kammerherr hatte zu Ehren des Tages zwar ſeine reichgeſtickte Gala-Hofuniform angelegt, doch zeigte ſein Geſicht einen ſo verdrießlichen und zugleich auch wieder höhniſch-ſpöttiſchen Ausdruck, daß das Feſtkleid wenig dazu paßte. Auch ſeine Gemahlin hatte ein ſehr verdrießliches Ausſehen, und konnte ſich kaum überwinden, dem Bräutigam ihrer Tochter einige freundliche Worte zu ſagen.

Die Trauungsceremonie ſelbſt ging ſchnell von Statten, denn der Kammerherr hatte den Paſtor, einen alten, ſchon etwas ſtumpfen Dorfgeiſtlichen, gebeten, jede längere Traurede gänzlich zu unterlaſſen, da der Bräutigam ohnehin der deutſchen Sprache nicht mächtig genug ſei, um ſolche zu verſtehen. Als das entſcheidende Ja geſprochen, der Ringwechſel geſchehen und Fräulein Louiſe von Dreſſen dadurch für immer die Gattin des Capitain Duroſay geworden war, überwältigte das Gefühl das ſonſt ſo ſtarke und ſtolze Mädchen auf einen Augenblick ſo ſehr, daß die Thränen ihr aus den Augen

ſtürzten und ſie ihr Haupt auf den Buſen der Mutter drückte, gleich als wolle ſie wohl zum letzten Mal in dieſem Leben dort einen Ruheplatz finden. Auch bei der Kammerherrin hatten in dieſer Minute die mütterlichen Gefühle ihre ſonſtige Indolenz überwältigt. Ihre Thränen miſchten ſich mit denen der Tochter, und ſchluchzend rief ſie aus: „Mein Kind, liebes Kind, ſollſt Du auf dieſe Weiſe von uns ſcheiden! Was auch mit Dir geſchehen mag, vergiß nie, daß Du an meiner Seite ſtets einen Zufluchtsort haben wirſt.“ Mit ziemlich verdrießlichem Geſicht ſahen ſowohl der Kammerherr, als auch der junge Ehegatte dieſer Scene zu.

Nach höflicher Verbeugung überreichte Erſterer nun dem Officier einen Beutel mit Goldſtücken und ein mit dem freiherrlich von Dreſſen'ſchen Gutsſiegel verſehenes Papier, und ſprach: „Hier, mein Herr, iſt die verſprochene Mitgift für das erſte Jahr, und dann auch ein von mir als hieſiger Gerichts- und Polizeiherr ausgeſtellter Reiſepaß, in dem Sie als ein Verwandter von mir, der mit ſeiner jungen Frau nach Bremen reiſen will, aufgeführt ſind. Bei einiger Vorſicht von Ihrer Seite wird hoffentlich dies Papier hinreichen, daß Sie ſicher damit an den gewünſchten Ort gelangen.

Ihrer eigenen Sicherheit wegen möchte es jedoch wünschenswerth sein, daß Sie recht bald mit Ihrer Gattin mein Schloß verlassen, da ich jeden Augenblick eine Einquartierung von verbündeten Truppen erwarten kann. In einer Stunde wird daher meine Equipage bereit sein, um Sie bis zur nächsten Poststation, von wo Sie dann leicht Extrapostpferde nehmen können, zu fahren. Ich habe somit die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, und wünsche dringend, daß Sie sich des heutigen Tages stets mit Vergnügen erinnern werden, wenn ich auch vielleicht für lange Zeit nicht wieder die Ehre Ihres Besuches haben dürfte." Mit einer sehr ceremoniellen Verbeugung verließ er den Capitain und wandte sich zu seiner Tochter mit den Worten: „Dein Wunsch, mein Kind, ist nun erfüllt, und Du bist die Capitains-Frau Durosay. Ich hatte zwar in der That gehofft, daß Du eine glänzendere Parthie einst machen würdest, allein Umstände ändern die Sache, und Du mußt nun zufrieden sein mit Dem, was Du Dir selbst herbeigeführt hast. Und somit reise glücklich." Er wollte nach diesen Worten seine Tochter zuletzt noch auf die Stirn küssen, doch diese, verletzt durch den Hohn, den der Vater ihr bei dieser ganzen Angelegenheit gezeigt hatte, wandte den Kopf ab und reichte

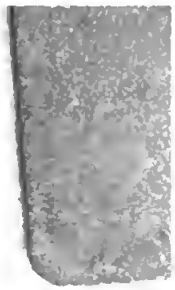
ihm nur kalt die Hand. Ohne ein weiteres Wort noch zu reden, verließ der Kammerherr jetzt den Saal.

Eine Stunde ſpäter waren die vollgepackten Koffer, welche die ſehr reiche Garderobe der jungen Frau enthielten, auf dem Reiſewagen des Kammerherrn befeſtigt, und mit vier kräftigen Kutſchpferden beſpannt, rollte dieſer vor die Thür. Ein kurzer Abſchied noch von der Mutter und von der in Thränen aufgelöſten Kammerzofe, und Louiſe Duroſay beſtieg an des Gatten Seite den Wagen, der ſie vielleicht für immer aus dem elterlichen Hauſe fortführte.

Ende des erſten Bandes.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von G. Pätz in Naumburg.



Digitized by Google